...mann
...ons-
...en

Missions-Studien

und

-Kritiken.

Von

D. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Zweite Reihe

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1898.

Vorwort.

Es ist keine leichte Aufgabe der Kritik, fest eingewurzelten Anschauungen, die einst ihre volle Berechtigung hatten, in der Folge aber durch die Entwicklung unhaltbar geworden sind, entgegenzutreten. Das habe ich bei meinen Missions-Studien und -Kritiken reichlich erfahren müssen. Ich habe aber bereits nach wenigen Jahren die Freude, daß etliche Punkte, die zuerst weit und breit von den Missionsfreunden entschieden zurückgewiesen wurden, jetzt von Autoritäten (Vergl. S.) anerkannt werden. Wohl muß ich hier und da im Laufe der Diskussion die Formulierung meiner Ansicht etwas berichtigen; ich traue mir nicht zu, daß ich gleich auf den ersten Wurf den vollkommensten Treffer gethan habe. Doch die Anregung, welche die öffentliche Verhandlung in Gang brachte, ist nicht fruchtlos geblieben.

Noch sind in dem ersten Bande manche Punkte nicht beachtet worden. Ihre Zeit scheint noch nicht gekommen zu sein. Es wäre verfehlt, wenn ich durch erneute Behandlung versuchen wollte, auf diese die Aufmerksamkeit zu lenken. Ich hatte nur auf die eingehenden Besprechungen meines Buches zu antworten.

Meine weiteren Studien haben sich seither vorzugsweise einem andern Gebiete zugewendet: dem heimatlichen Missionswesen, das bisher noch wenig wissenschaftliche Bearbeitung erfahren hat. Auch hier ist die Kritik nicht überflüssig.

Gebe Gott, daß auch durch die neuen Arbeiten, welche ich hiermit den gebildeten Missionsfreunden darbiete, die Erörterung solcher Punkte, in denen unser Missionswesen noch der Förderung bedarf, in Fluß gebracht werde. Er selbst lasse solche Arbeiten und Verhandlungen ausschlagen zum Segen für die Ausbreitung seines Reiches!

Mörz, den 2. Juli 1898.

R. Grundemann.

Inhaltsangabe.

A. Die Kritik meiner Missions-Studien und -Kritiken.

Das Bändchen, in dem ich vor vier Jahren die wichtigsten Züge aus den Ergebnissen einer Studienreise nach Indien veröffentlichte, hat in Deutschland, wie es scheint, vorwiegend eine ungünstige Aufnahme gefunden. Die meisten litterarischen Besprechungen desselben sind ganz kurz gehalten und lassen sich auf sachliche Erörterungen nicht ein. Neben einigen anerkennenden Bemerkungen über den Verfasser im allgemeinen, werden die Hauptgedanken kurz angedeutet. Wird ihnen auch eine gewisse Berechtigung zugestanden, so findet sich doch sofort Gelegenheit zur Polemik. Der Mangel einer einheitlichen Verarbeitung meiner Reiseergebnisse in streng wissenschaftlicher Form wird mir trotz meiner Entschuldigung mit der Arbeit am Atlas, die damals meine Zeit sehr in Anspruch nahm, wiederholt zum Vorwurf gemacht. Sonst aber sind einzelne Stücke herausgegriffen und zuweilen in geradezu bittrer Weise bekämpft worden. Weitaus die meisten Besprechungen machen den Eindruck, als hätten meine Ausführungen die Missionsfreunde recht unangenehm berührt. Meine Ergebnisse gehen ihnen zu sehr gegen eine gewisse, fest eingewurzelte Auffassung der Mission, die man nicht gern preisgeben will. In solchem Sinne ist der Wert meiner Beobachtungen in Zweifel gezogen worden. Ich habe es mir einmal öffentlich müssen sagen lassen, ich hätte in Indien nur gesehen, was ich sehen wollte, obgleich sich doch meine Beobachtungen mit zahlreichen Angaben in den Berichten der Missionare decken.

Ein Amtsbruder hat sogar in seiner Entrüstung den Entschluß gefaßt, eingehend die Mission zu studieren, um mich (wie mir gesagt wurde) „gründlich zu vernichten." Ich habe ihm zu

seinen Studien Material geliehen, bekam es aber nach Jahr und Tag zurück mit einem freundlichen Brief: „Ich stehe nicht an,“ heißt es darin, „zu bekennen, daß ich Ihre Arbeit für die Mission seit damals ganz anders würdigen gelernt habe.“ Einen geharnischten Artikel desselben Verfassers hatte ich bereits einsehen dürfen. Falls er erschienen wäre, würde es mir sehr leicht geworden sein, die scharfen Angriffe zu widerlegen. Ich bin jedoch dessen überhoben worden, da der Artikel nicht gedruckt ist und nie gedruckt werden wird. Vielleicht würde es mit einigen andern Recensionen meines Buches ähnlich gegangen sein, wenn die Verfasser vor dem Druck sich die Mühe gegeben hätten, die Mission in Indien aus Originalquellen etwas eingehender zu studieren.

Die ungünstigen Anzeigen waren natürlicherweise der Verbreitung des Buches sehr hinderlich. Die meisten Missionsfreunde hatten an dem Wenigen genug, das sie mit den Recensenten durch die trübe Brille sahen. Danach hatten sie keine Lust meine Ausführung selber zu prüfen. Dabei sind denn irrige und geradezu falsche Ansichten über meine Missionsstudien unter solchen Missionsfreunden, die sie nur von Hörensagen kannten, verbreitet worden. Es war mir sehr schmerzlich zu hören, daß man hier und da glaubte, ich sei von meiner Reise sehr pessimistisch gerichtet zurückgekehrt, oder gar, ich sei an der Mission ganz irre geworden. Nicht weniger schmerzlich war es mir, daß Missionare, auch solche, denen ich für ihre Gastfreundschaft den Dank nie vergessen, und deren hingebungsvolle Arbeit ich stets mit Hochachtung und Bewunderung rühmen werde, meinten, ich hätte an ihrer Person und an ihrer Wirksamkeit und deren Erfolgen eine scharfe, ungerechte Kritik geübt.

Dem, der mein Buch gelesen hat, wird der Irrtum offenbar sein. Meine Kritik richtet sich keineswegs gegen die Mission und ihre Arbeiter. Sie richtet sich gegen eine Auffassung der Mission, die aus ihrer geschichtlichen Entwicklung völlig erklärlich ist, aber zu einer nüchternen Betrachtung des Thatbestandes nicht mehr stimmt. Diese Thatsache wird auf das beste dadurch beglaubigt, daß die jungen aufs Arbeitsfeld herauskommenden Missionare in überwiegender Mehrzahl zunächst eine Zeit oft schwerer Enttäuschung durchmachen. Ich habe gerade über diesen Punkt mit sehr vielen Missionaren gesprochen. So viel ich mich erinnern

kann, waren es nur zwei, die von solcher Enttäuschung nichts wissen wollten. Aber es giebt einen Idealismus, der so stark ist, daß er selbst durch gegenteilige Wahrnehmungen nicht alteriert wird.

Die unbestreitbare Differenz zwischen der heimatlichen Auffassung der Mission und einem großen Teile dessen, was man draußen hört und sieht, sollte wahren Missionsfreunden unerträglich sein. Wir sollten den Wunsch haben, unsre Vorstellungen so zu berichtigen, daß sie mit den thatsächlichen Verhältnissen zum Einklang kommen. Dazu mußte ich versuchen, einen Helferdienst zu leisten; das empfand ich als eine unabweisbare Verpflichtung.

Sehr viele Missionsfreunde aber sind beherrscht von einer Grundanschauung der Mission, die überhaupt keine Kritik verträgt. Ist die Mission nichts anders als ein heiliges Gotteswerk, so ist sie absolut, vollkommen; und jede Ausstellung gegen sie wird zum Frevel. Das ist bewußt oder unbewußt der Standpunkt sehr vieler von den Gegnern meiner Ausführungen. Sie übersehen die menschliche Seite der Mission, die naturgemäß keine Unfehlbarkeit beanspruchen kann, sondern gar sehr, selbst beim besten Willen der Beteiligten, den menschlichen Mängeln und Schwächen ausgesetzt ist. Wird, indem man nur den Kern der Mission ins Auge faßt, stillschweigends für das ganze Werk die Unfehlbarkeit in Anspruch genommen, so kommt man auf eine schiefe Bahn, wie in Rom. Ich weiß wohl, daß alle evangelische Christen solche Absolutheit in Bezug auf die Mission bei jeder Diskussion darüber sofort ablehnen würden. Aber bei vielen ist die Mission von Jugend auf mit dem Heiligsten, was ihr Herz bewegt, so sehr verknüpft, daß sie gar nicht mit verstandesmäßiger Forschung an die Sache herantreten. Der Mangel an eingehender Bekanntschaft mit der Mission, die Vernachlässigung auch eines nur beschränkten Missionsstudiums bringt selbst viele Pastoren — deren Stellung als geborne Vertreter der Mission vor ihren Gemeinden doch nicht zweifelhaft sein sollte — in eine solche Lage. — Da kann man sich nicht wundern, wenn die Kritik an sich schon verstimmt, ärgert und abgelehnt wird.

Um so erfreulicher war es mir, wenigstens eine sachlich eingehende Besprechung meines Buches zu finden, welche die Ergebnisse meiner Beobachtungen nach einer geschickten, treffenden Vor-

führung der Hauptgedanken fast rückhaltlos anerkennt, obgleich meine aus denselben gemachten Folgerungen nicht zugegeben werden. Der Aufsatz findet sich unter dem Titel: „Gedanken über Einzelbekehrung und Völkerchristianisierung" im Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg, 1894 Nr. 14. Der Verfasser (F. W.[1])) zeigt sich als einen mit der Sache völlig vertrauten Fachmann. Das entworfene Bild ist ihm nur allzu bekannt. „Bedarf es doch nur unwesentlicher Änderungen, um auch auf viele heimatliche Gemeinden zu passen. — Hier wie dort sind weitaus die Mehrzahl Gewohnheitschristen, also Leute, deren Christsein nur auf sekundären Ursachen, nicht auf der direkten Gemeinschaft mit Gott beruht."

Hierzu muß ich allerdings bemerken, daß ich den Unterschied etwas anders fasse. Das Gewohnheitschristentum schließt durchaus nicht die direkte Gemeinschaft mit Gott aus. Ein dreijähriges Kind, das sich gewöhnt hat die Händlein zu falten und sein „Fürchte Gott, liebes Kind" zu lallen, kann in diesem seinen Gewohnheitschristentum den Keim der innigsten Gottesgemeinschaft haben. Bei vielen kommt ein solcher Keim nicht zur Entwicklung. Dagegen giebt es Tausende von lebendigen Christen, welche in späteren Jahren die Anfänge ihres reifenden Christentums auf solche christliche Gewöhnung ihrer Kindheit zurückdatieren. Jede Pflanze trägt die Knospe und Blüte auch in dem ersten Stadium ihrer Entwicklung schon in sich. Viele Pflanzen aber kommen nie zur Blüte. Wenn Frost oder Ungeziefer ihnen das Herz zerstörte, kommt es bei manchen Klassen oft vor, daß solch eine verkrüppelte Pflanze mit wenigen Blättern weiter lebt — ein Scheinleben, in dem sie nie ihre Bestimmung erfüllen kann. Das ist ein getreues Abbild solcher Gewohnheitschristen, wie es ihrer leider sehr viele giebt, in denen in und mit der christlichen Gewohnheit der Herztrieb der Gottesgemeinschaft nicht zur Entwicklung gekommen ist. Aber man kann nicht jede Pflanze, an der keine Knospe und Blüte zu finden ist, ohne weiteres in diese Rubrik verweisen. Hier gilt es eben das „noch nicht!" zu verstehen. Wer im März Ährenfelder sucht, wird sicher enttäuscht. Von Halmen und Ähren ist freilich nichts zu bemerken. Aber so pessimistisch ist doch auch der verbittertste Landwirt nicht, daß er alle die Pflänzchen darum (nach obiger Andeutung) für verkrüppelt halten und an ihrer

[1]) Wahrscheinlich: Pfarrer F. Würz, erster Sekretär der Baseler Mission.

weiteren Entwicklung verzagen sollte! Wir freuen uns doch der grünen Saatfelder. Diesen entsprechen ganz und gar die Gewohnheitschristen.[1])

Für viele Missionsfreunde aber ist dieser Begriff geradezu etwas Verabscheuenswertes. Sie irren, indem sie den Ausdruck gleichbedeutend fassen mit Scheinchristen (2. Tim. 3, 5) und bloßen Namenchristen. Mit dieser Auffassung werden sie dem Thatbestande unsrer heimatlichen Christengemeinden nicht gerecht. Vollends versteht man den heftigen Widerspruch, wenn als das Ergebnis der mit dem Herzblute der lebendigen Christengemeinden betriebenen Mission Gewohnheitschristen (wenigstens in weit überwiegendem Maße) behauptet werden. Der Ausdruck ist vielen geradezu ärgerlich. Und doch brauchen wir notwendigerweise einen Ausdruck zur Unterscheidung derer, die ihr Christentum unter solchen allmählich wirkenden Ursachen gewonnen haben, von denen, die durch eine innere Entscheidung zu einem bewußten Christentum gelangt sind. Mag es auch nicht überall gelingen, in der Wirklichkeit die Grenzen zwischen diesen beiden Klassen scharf zu ziehen, so bleibt doch unbestreitbar, daß beide vorhanden sind. Auch für die Gedanken, welche der vorliegende neue Band meiner Studien, insonderheit bezüglich des Missionslebens in der Heimat darzulegen hat, ist dieser Unterschied von großer Wichtigkeit. Ich möchte darum schon hier den Finger darauf legen und den Leser bitten, mit nüchternem Blicke die thatsächlichen Verhältnisse festzuhalten. Zu überwiegendem Teile haben wir Gemeinden nicht von bekehrten Christen, die sich einer Wiedergeburt bewußt geworden sind, sondern von solchen, die mit dem Strome schwimmend Christen wurden. Nach lutherischer Auffassung können wir sehr wohl auch bei solchen auf Grund der heiligen Taufe den oben gedachten

---

[1]) Mein Freund D. Warneck wünschte, ich möchte lieber sagen: „Elementarchristen.“ In vielen Beziehungen kann ich mir diesen Ausdruck aneignen. Wo es aber darauf ankommt, den Unterschied dieser Stufe des christlichen Lebens von der sogleich erwähnten höheren Stufe herauszustellen, kann ich nicht umhin, den von mir gebrauchten Ausdruck treffender zu finden. Die Differenz liegt wohl darin, daß „Gewohnheit“ meistens als etwas durchaus Äußerliches genommen wird. Sie kann aber auch sehr innerlich sein, wie jeder zugiebt, und mit Tersteegen singt:

„O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne.“

Keim wahrer Gottesgemeinschaft und eines neuen Lebens verstehen, aber wir dürfen uns den Blick nicht trüben lassen für den Unterschied eines verborgenen Lebenskeimes und eines zum Durchbruch gekommenen Lebens, um so weniger, als in den Kreisen der Missionsfreunde immer auf das letztere aller Nachdruck gelegt worden ist.[1]) Die Behandlung der Mission sollte begreiflicherweise auf den Unterschied dieser Klassen Rücksicht nehmen, auch wenn es nicht möglich ist, in der Wirklichkeit ihre Grenze mit scharfer Linie zu bezeichnen.

Zurückkommend auf den ersten Band meiner Studien und seine Besprechung will ich auch hier noch einmal bemerken, daß ich mehrfach ausdrücklich bezeugt habe, wie auch in den heidenchristlichen Gemeinden einzelne Christen der letzteren Art sich finden, gleichsam frühzeitig durchgebrochene Ähren. Die Anerkennung des Recensenten, daß jene weitaus in der Mehrzahl aus Gewohnheitschristen bestehen, muß ich nach dem Vorstehenden dahin beschränken, daß bei dieser Bezeichnung die Keime wahren, in Gottesgemeinschaft begründeten Lebens keineswegs fehlen.

Die weitere Zustimmung, daß jene Gemeinden unter Bedingungen zustande kommen, wodurch sie wesentlich den Charakter der heimatlichen Volkskirchen erhalten, kann ich ohne weiteres dankbar annehmen.[2])

„Ein solches Resultat," sagt F. W., „muß freilich für die Hauptträger des Missionswerkes schmerzlich sein, nämlich für die gesegneten deutschen Gemeinschaftskreise, für die Brüdergemeinde, in England und Amerika hauptsächlich für die Dissenters. Liegt doch die Lebenskraft und der Segen dieser Kreise darin, daß sie ein lebendigeres, persönlicheres Christentum anstreben, als dasjenige

---

[1]) Bei den Christen englischer Zunge (abgesehen von der katholisierenden Hochkirche) ruft a baptismal regeneration immer den heftigsten Widerspruch hervor.

[2]) Es wird nicht fehlen an solchen, die mit dem Recensenten über die mir gemachten Zugeständnisse streiten. Er steht aber keineswegs allein. Auch **Warneck**, Evangelische Missionslehre III, 1. S. 216, sagt: — „in ihrem Gesamtergebnis hat sie (die Kritik) unbestreitbar recht, nämlich, daß die heutigen heidenchristlichen Gemeinden trotz aller Lichtseiten — — — nicht nur nicht überwiegend aus gereiften Christen bestehen, sondern sowohl in ihrem Verständnis der christlichen Heilswahrheit, wie in ihrem sittlichen Leben kaum den Durchschnitt der heimatlichen Kreise erreichen."

in den breiten Schichten der Volkskirchen. Und gerade diesen Segen, den sie selber erfahren, wollen sie seit hundert und mehr Jahren auch hinaustragen zu den Heiden; Gemeinden von Kindern Gottes, das scheint ihnen der Mühe und der Opfer wert."

— — — — — — — — — — — — — —

„Aber das Totalergebnis der Mission, so wie es vor Augen liegt, ist eben auch nur wieder eine Volkskirche, in vielem noch tiefer stehend, als die Landeskirchen, von welchen jene Hauptträger der Mission so wenig befriedigt sind."

Hier ist mit scharfen Strichen die vorliegende Situation gezeichnet. Man sollte meinen, die Täuschung, die solchem Schmerze zu Grunde liegt, sei nicht schwer zu durchschauen. Der Landmann, dessen Obstbäume köstliche Früchte auserlesener Sorten tragen, möchte vielleicht dieselben zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen vermehren und säet die Kerne der herrlichen Früchte. Die Saat geht auf, aber bald wird seine Freude getrübt — denn er sieht kleine Wildlinge heranwachsen mit schwächlichen Blattknospen und den häßlichen Stacheln, gerade so wie jener alte wilde Baum, der nur harte, herbe und unbrauchbare Früchte bringt. Hat der Mann recht, darüber traurig zu sein? Nein, wir wollen ihn darüber trösten, daß es also die Ordnung der Schöpfung ist. Alle jungen Obstbäume, die wir aus Samen ziehen, sind Wildlinge.[1]) Sie bedürfen der Veredelung. Man wolle das Bild nicht nach allen Seiten pressen. Auch der Landmann kann ja pfropfen lernen. Jene Veredelung der Menschenseelen aber ist eine Kunst, die allein der große Obergärtner versteht und übt. Bei dieser Beschränkung paßt das Gleichnis prächtig. Wenn **er** in der Stunde erster, wahrer Buße mit der Schärfe seines Wortes wie mit seinem scharfen Messer die ganze üppig gewachsene Krone so eines Menschenlebens, das dem Wildling mit allen seinen Stacheln gleicht, abschneidet, das neue edle Reis einfügt und die schmerzende Wunde sorgsam verbindet, so treibt er das einzigartige Werk, das ihm kein Mensch nachmachen kann. Tröste dich, lieber Freund, der Gärtner kommt zu allen Wildlingen zu seiner Zeit. „Wenn Gottes Winde wehen, dann ist es

---

[1]) Ich bitte hier in dem Ausdruck Wildlinge nicht den Begriff „wild" zu pressen, sondern ihn so zu verstehen, wie der Gärtner, der gute Obstwildlinge zu schätzen weiß und dem Züchter dafür ansehnliche Preise zahlt.

schöne Zeit." Man muß nur warten können. Das verstehen viele Christen noch gar nicht recht. Vor Ungeduld gehen sie wohl selbst daran, die Veredelung zu vollziehen. Ist das nicht im Grunde die Verwechselung der Aufgabe, wenn man in der Heidenmission sofort eine Gemeinde erweckter, gläubiger Christen schaffen will?

Der Gartenfreund weiß, wie es geht, wenn eine Veredelung[1]) vor der rechten Zeit (ehe die Unterlage Saft hat) von ungeschickter Hand gemacht wird. Da stehen die veredelten Stämmchen in Reih und Glied, und der Künstler freut sich, was er zuwege gebracht hat. Aber es dauert nicht lange. Die eingesetzten Edeltriebe, deren innere Rinde sich nicht mit der des Wildlings verbinden kann, vertrocknen. Die Täuschung gewinnt ein Ende, und schließlich muß man froh sein, wenn die Wildlinge nicht ganz eingehen, sondern wiederum ausschlagen und aufs neue Triebe ihrer Art treiben.

In der That trifft man in den heidenchristlichen Gemeinden, deren Mitglieder erweckte Christen sein sollen, Erscheinungen, an denen sich eine ganz ähnliche Täuschung offenbart, nur daß hier dieselbe mit künstlichen Mitteln vor der Enttäuschung länger bewahrt wird. Ich meine solche Leute, die fließend beten können, sich über innere Erfahrungen aussprechen, sich entschieden von den Kindern der Welt und ihrem Treiben zurückhalten — aber gelegentlich kommt es heraus, daß trotz solcher Kennzeichen eines geförderten geistlichen Lebens, ihr Christentum auch nicht über das Niveau der Gewohnheitschristen hinausgeht. Jeder Missionar mit psychologischem Scharfblick wird mir recht geben. Freilich nicht bei allen Missionaren ist solcher Scharfblick besonders entwickelt. Mangel an Menschenkenntnis hat so manchem unter ihnen schon schweres Herzeleid bereitet. Und vielen Missionaren wird eben das Herz so weh, wenn sie sich die Thatsache nicht mehr verhehlen können, daß das Totalergebnis eben auch wieder eine Volkskirche ist.

Noch schwerer wird es den Missionsfreunden in der Heimat, jene Thatsache zu fassen. Sie kennen die Mission nur aus Berichten, die oft schon durch mehrere Hände

---

[1]) Hier denke ich an das Pfropfen in die Rinde.

gegangen sind und, auch bei dem besten Bemühen nur die Wahrheit mitzuteilen, gar zu leicht sich nach den Wünschen der heimatlichen Missionsfreunde färben. So ist denn bei den letzteren die Vorstellung von den jungen gläubigen Gemeinden, die ein gut Teil höher stehen als unsre Volkskirchlichen Gemeinden, fest eingewurzelt. Wenn Herr W. bemerkt, daß der beschriebene Thatbestand längst nichts ganz Neues mehr sei, so trifft das im Grunde nur auf einen Teil der Missionsfachleute zu. Aber selbst unter ihnen giebt es viele, die bei Anerkennung einzelner, unbestreitbarer Thatsachen sich keineswegs entschließen können, die principielle Gleichstellung der heidenchristlichen Gemeinden mit unsern volkskirchlichen Gemeinden zuzugeben. Mit ausweichenden dialektischen Erörterungen kann der Schade vielleicht verhüllt, aber nicht geheilt werden. Zur Heilung dient jedenfalls weit mehr, was der Recensent bemerkt: — — „so ist es doch gut, wenn wir ihn (den beschriebenen Thatbestand) dauernd in unsre Vorstellung von den Missionsgemeinden aufnehmen. Die gegenwärtig unter den Heiden entstehenden Missionskirchen tragen die wesentlichen Merkmale von Volkskirchen."

Ich glaube, es würde sehr zum Gedeihen der Mission beitragen, wenn alle Beteiligten dieser Mahnung ein offnes Ohr leihen wollten.

Es giebt dabei freilich einen Trost für die, deren Herzensverlangen gerichtet ist auf wahrhaft bekehrte Christen aus den Heiden. In dem Citat S. 7 hatte ich eine Lücke gelassen, um nicht an jener Stelle das Zeugnis abzuschwächen. Aber ich will den Trost keineswegs unterdrücken. W. zeigt den pietistischen Missionsfreunden, wie sie [auch in ihrem Sinne] nicht vergeblich arbeiten. „Könnte man," sagt er, „die wirklich bekehrten Christen aus den Heiden zusammenbringen, es stünde zur tausendfachen Beschämung der alten Christenheit eine herrliche, große Gemeinde vor uns, deren Glieder zum Teil schon das Ziel ihres Glaubens erreicht haben. Es ist wirklich Gottes Geist, dessen Wehen man in der Mission bald da, bald dort wahrnimmt." Das unterschreibe ich mit Freudigkeit. Ich habe selbst im ersten Bande einige solcher Heidenchristen den Lesern vorgeführt, an denen sich Gottes wunderbares Walten, das neue Menschen schafft, deutlich offenbarte. Ich habe nur einen kleinen Ausschnitt des großen

Missionsfeldes gesehen, und wenn in gleicher Zahl wie dort die gereiften Christen aus den Heiden überall vertreten wären — und ich füge hinzu, wenn Menschen noch manche bescheiden zurücktretenden Seelen so beobachten könnten, wie sie vor Gott offenbar sind, so würden wir allerdings schon eine sehr bedeutende Gemeinde echter Christen, die durch die evangelische Mission gesammelt sind, vor uns haben.

Zum rechten Verständnis dieser wahrhaft bekehrten Heidenchristen muß man sich freilich hüten vor der Vorstellung, als seien sie nun eben durch die menschliche Missionsarbeit wahrhaft bekehrt. Gerade in dieser Beziehung weichen Gottes wunderbare Wege von den Plänen der Menschen oft recht deutlich ab. Er läßt auch ohne die von Menschen erwartete formelle Bekehrung einzelne Christen heranreifen zu einer Höhe des christlichen Lebens, die uns in Erstaunen setzt. Ich habe vorwiegend bei Gemeinden, die zwei bis drei Generationen alt sind, solche Persönlichkeiten gefunden. Wenn ich noch einmal auf mein Gleichnis von der Baumschule zurückkommen darf, so finden wir eine sehr treffende Erklärung jener Erscheinung darin, daß sich unter den Wildlingen je hier und dort so einer findet, der, auch ohne veredelt zu werden, edle Früchte und in ganz neuer Sorte bringt. Ich kann das aus meiner eignen kleinen Baumschule bestätigen und ich kann es aus meiner dreißigjährigen Amtsthätigkeit an einer landeskirchlichen Gemeinde, in der mir (etwa von einem Falle abgesehen) niemand begegnet ist, der von sich eine richtige Bekehrung bekannt hätte, also unter lauter Gewohnheitschristen, bezeugen, daß wir manche Glieder gehabt haben und manche noch haben, an die ich nur mit Lob und Dank gegen den Vater aller Gnade denken kann.

Manchen Amtsbrüdern fehlt der Blick für solche edeln Bäumchen, an denen man vergeblich nach der vernarbten Pfropfstelle sucht. Manche zerarbeiten sich oft in rührendem Eifer, um in der Gemeinde eine Erweckung herbeizuführen und wenigstens etliche Seelen zu gewinnen, die sich durch die richtigen Kennzeichen ihrer Bekehrung als wahre Christen ausweisen können. Und wenn es nach Jahrzehnten hingebender Arbeit schließlich sich doch herausstellt, daß die Gemeinde nichts anders, als eine Schar von Gewohnheitschristen geblieben ist, dann giebt es den gleichen

Schmerz, wie ihn der Missionar hat, und wie ihn die heimatliche Missionsgemeinde nachfühlt, wenn es sich nicht mehr verhehlen läßt, daß auch draußen eben wieder eine Volkskirche entstanden ist.

Von den heidenchristlichen Gemeinden englischer und amerikanischer Missionen tönt als eine sichere Bestätigung unsrer Auffassung immer wieder der schmerzlich verlangende Ruf zu uns herüber: „We want a revival! Wir bedürfen einer Erweckung!“ Wenn man doch allen jenen Brüdern den rechten Trost geben könnte — und nicht bloß den von edeln Stämmen ohne Pfropfnarbe.

Meines Erachtens können wir einen noch viel tieferen Trost finden. Auch in der vorliegenden Recension ist derselbe angegeben und zwar ohne Widerspruch. Da heißt es: „D. G. hat den Mut, gerade in dieser Thatsache (daß das Totalergebnis wieder eine Volkskirche ist) die Verwirklichung der göttlichen Gedanken zu erblicken.“ Diese Auffassung läßt sich begründen zunächst mit den Ergebnissen der Missionsgeschichte in allen Perioden; sodann aber auch durch die Beachtung des Missionsbefehls nach seinem klaren Wortlaut. W. hat auch diesen Punkt ohne Beanstandung wiedergegeben, während von anderen Seiten ein ziemlich heftiger Kampf dagegen eröffnet worden ist. Mit Aufbietung vieler exegetischen Gelehrsamkeit ist mir entgegengehalten worden, τὰ ἔθνη bedeute hier gar nicht die Völker, sondern die Heiden. Ich kann nicht sagen, daß ich durch die Beweisführung überzeugt bin. Aber selbst wenn meine Gegner recht hätten, und der Herr Jesus hätte von den Völkern absehend befohlen, alle Heiden zu seinen Jüngern zu machen, so würde die vorwiegende Missionspraxis auch zu dieser Fassung des Befehls nicht stimmen. Mag man nun τὰ ἔθνη mit Völker oder mit Heiden übersetzen — immer ist und bleibt es ein Sammelbegriff. Wenn ein Vater seinem Kinde sagt: „Bringe mir das Obst!“ so wird der Befehl nicht erfüllt, wie er gemeint ist, falls das Kind ein paar einzelne Äpfel aus dem Obstkorbe bringt und nach einer Weile wieder einen. Das Kind weiß, der Vater will den ganzen Korb haben; dann wird er selbst wählen. Wie wenig entspricht oft unsre Praxis dem großen, königlichen Befehle Jesu! Wenn auf einem Felde Jahre und Jahrzehnte gearbeitet wird, und das Ergebnis ist kein andres, als daß etliche Individuen zu einer christlichen Gemeinde zusammengebracht werden, die sich in nichts als

die Keime der christlich erneuerten Volksgemeinschaft charakterisieren, so vermag ich darin keine angemessene Erfüllung des Befehls μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη zu sehen, gleichviel, ob Heiden oder Völker gemeint sind.

Man hat mir oft erwidert: Ja, du hast gut reden! Die Heiden kommen nur nicht in größerer Zahl. Und dann: Die Anfänge müssen klein sein; später werden von solchen kleinen Gemeinden Erweckungen ausgehen, die sie zu Krystallisationspunkten für ein weites Gebiet machen werden.

Die letzte Hoffnung kann jedenfalls nur sehr gering sein für Gemeinden, die schon ein halbes, und manche, die mehr als drei Viertel Jahrhundert alt, geradezu am Erstarren sind. Wenn jährlich zwei oder drei, manchmal kein einziger Bekehrter dazu kommt, so kann solch eine Gemeinde schwerlich als Lebenscentrum für die ganze Bevölkerung gelten. Und warum gewinnt man so wenige? Doch hauptsächlich, weil man die Zeichen der Zeit und des Ortes nicht verstehend sich vor den verschlossenen Thüren bemüht. Aber die Thüren, die Gott selber aufgethan hat, werden so wenig beachtet, daß die Arbeiter, die dort das Netz nicht mehr ziehen können, vergeblich winken und schreien. Mancher Missionar sitzt bei etlichen Dutzend Seelen, denen er unter viel Mühe und Sorge jährlich kaum eine weitere hinzufügt, während er auf den Gebieten, wo Gottes Winde wehen, wo in das ἔθνος in der That eine Bewegung gekommen ist, jährlich ein paar Hundert zu Jüngern Christi machen könnte. Ist es nicht ein Jammer, daß bei den Kols ganze Dorfgemeinden, die willig sind Christen zu werden, verloren gehen, weil die Arbeitskräfte fehlen! Bei den Santals, den Malas und Madigas, den Mahars, Tschamars und vielen andern Völkerschaften[1]) ist es nicht viel anders. Manche Bewegungen sind leider, weil der Arbeiter zu wenige waren, wieder zum Stillstand gekommen. Ist es nicht ein Jammer, daß bei den Gônds, wo hier und dort auch schon die Thür sich aufthat, die Gelegenheit so wenig ausgekauft wird, daß große Massen dieses Volks den Hindu in die Hände gefallen, und damit auf unabsehbare Zeiten dem Evangelio verschlossen sind! Die Koïs, für die einst auf Veranlassung eines

---

[1]) Beziehungsweise Kasten.

edlen Missionsfreundes eine eigne Mission gegründet wurde, sollen überhaupt schon völlig hinduisiert sein.

Aber immer wieder öffnen sich Thüren, und Tausende sind bereit Christen zu werden — doch stets kommt die alte Klage wieder: die Ernte ist groß, aber wenige sind die Arbeiter. Warum sitzen denn so viele da, wo die Ernte noch nicht reif ist und suchen mit Mühe hier und da eine Ähre? Weil sie sich von dem μαθητεύειν eine irrige Vorstellung machen. Sie möchten dem Herrn und seiner Gemeinde möglichst fertig bereitete Gläubige zuführen, während der Herr doch Schüler haben will, die unter ihm dem Meister nun erst recht bereitet werden sollen. Massenübertritte sind für viele Missionsleute geradezu ein Schrecken. Man fürchtet, daß man das Unkraut mit dem Weizen in den Kauf nehmen muß, während man doch gern eine reine Gemeinde von Gläubigen haben möchte. Wie anders würde es sein, wenn alle der Thatsache offen ins Auge sähen, daß auch bei der sorgfältigsten, auf die einzelne Seele gerichteten Arbeit der Erfolg doch schließlich vorwiegend die Volkskirche ist, in der das Unkraut nicht fehlt, das nach des Herren Willen wachsen muß bis zur Ernte. Bedenklich und gefährlich wird allerdings eine Massenbewegung, wenn nicht genügende Kräfte vorhanden sind, um das μαθητεύειν und διδάσκειν zu besorgen.

In Indien sehen wir die zwei sehr verschiedenen Arten von Missionsarbeit oft ganz nahe aneinander gerückt. In dem Aufsatze „Die Mission in den Centralprovinzen,“ habe ich versucht an einem charakteristischen Beispiel die beiden Arten gegeneinander abzuwägen. Es ist bezeichnend, daß auf diese Arbeit überhaupt keine der Recensionen eingegangen ist. Die so viel ergiebigere Arbeit, auf deren Ertrag hauptsächlich der Zuwachs der evangelischen Heidenchristen Indiens beruht, hat sehr wenig Sympathien. Die andre Arbeit, die sich ein Ziel setzt, das, wie wir sahen, weit über den vor Augen liegenden Thatbestand hinausreicht, und mit dem klaren Wortlaut des Missionsbefehles sich nicht deckt, ist die ganz überwiegend bevorzugte. Wenn unsre Mission nicht absolut und unverbesserlich ist, so sollte dergleichen als Mißverhältnis empfunden werden und man sollte auf Abhilfe sinnen.

Ich nannte vorher eine ganze Reihe von offenen Thüren,

von denen jeder gesunde nüchterne Christ zugeben wird, daß sie vom Herrn für sein Reich aufgethan und nicht etwa zufällig von selber aufgegangen sind. Bei näherer Betrachtung finden wir, es sind lauter besondere Völkerthüren — nirgends ist ein allgemeiner Zugang zu den Heiden, abgesehen von ihrer Nationalität, gegeben. Ferner: eine rechte Missionsarbeit ist doch gar nicht denkbar, ohne durch das Mittel der Muttersprache. Die großartigen Bestrebungen der Bibelgesellschaften, jedem Volke die Bibel in seiner Muttersprache zu geben, die doch kein vernünftiger Mensch für verfehlt halten kann, drängen entschieden dahin τὰ ἔθνη zu fassen als die Völker. Dann aber ist die Mission auch durch den Befehl des Herrn gehalten, alles Volkstümliche, soweit es mit der Jüngerschaft Jesu vereinbar ist, zu respektieren und nicht die Entnationalisierung mit der Mission zu identifizieren, wie es jetzt leider noch in manchen Stücken geschieht, während in andern der gesunde Takt, auch ohne jene Begründung aus dem Missionsbefehle, solcher Verpflichtung nachkommt.

Hat mir Herr W. so manche meiner Positionen zugestanden, so geht er in Bezug auf die Änderung der Missionspraxis einen andern Weg. Zwar auch das giebt er zu, daß zur Bedingung für die Taufe nicht eine schon geschehene Bekehrung, sondern nur die Willigkeit zur Jüngerschaft gefordert werden darf.

Dagegen will er nicht, daß die Völkerchristianisierung anstatt der bisher gesuchten Einzelübertritte direkt anzustreben sei. Ich will gerne versuchen in diesem Punkte ihm möglichst entgegen zu kommen. Vor allem möchte ich nicht raten, die Konsequenzen unsrer Betrachtungen schroff und plötzlich zu verwirklichen. Vor einem solchen Bruche mit der bisherigen Praxis würde ich selber warnen.

Die Stütze freilich, welche er der letzteren unterschiebt, indem er auf die Übereinstimmung mit der apostolischen Praxis hinweist, kann ich nicht gelten lassen. Ich verweise auf den kürzlich in Halle von D. Zahn gehaltenen Vortrag, der inzwischen in der Allg. Missions-Zeitschrift erschienen sein wird. Dort ist trefflich gezeigt, wie die Methode nicht etwas Festes, für alle Zeiten Bindendes ist. Auch die der Apostel dürfen wir nicht kopieren, sondern können aus derselben nur Grundlinien entnehmen, die

wir bei der Ausgestaltung unsrer Methode unter andern Verhältnissen beachten. Als solche Grundlinie aus der Apostelpraxis ist von F. W. (S. 177) sehr richtig angegeben die aus dem Charakter der apostolischen Botschaft sich ergebende innere Notwendigkeit eines gründlichen, persönlichen Geschiedenseins vom Heidentum. Freilich, das hier betonte persönliche Moment wird nicht überall gleicherweise zur Geltung zu bringen sein, denn die Persönlichkeit ist nicht überall gleich entwickelt. Wenn wir die Kinder dem großen Kinderfreunde zuführen, suchen wir sie auch so gründlich wie möglich von allem Ungöttlichen zu scheiden. Aber wir können dabei nicht so an die persönliche Entscheidung appellieren, wie bei einem Menschen in gereiftem Alter. Hier gründet sich die Scheidung vielmehr auf den Halt, den das Kind in der Zugehörigkeit zum Hause, sowie in der Schulgemeinde [resp. Sonntagsschulgemeinde] oder der von Eltern überwachten Gemeinschaft mit seinen Freunden hat. Unsre Heidenchristen sind wie die Kinder. Das ist eine in den Berichten unzählig oft bezeugte Thatsache. Vor allem aber ist es in Indien mit der Persönlichkeit sehr schwach bestellt. Man vergleiche, was ich Band I, S. 130 darüber gesagt habe, wie schwer es dem Inder wird, sich als ein persönliches Wesen zu fassen. So werden wir in diesem Stücke billigerweise ähnliche Rücksichten walten lassen müssen, wie bei unsern Kleinen, die oft schon eine viel entwickeltere Persönlichkeit besitzen, als der in seiner Weltanschauung befangene Inder.

Die Grundlinie also, die wir aus der Apostelpraxis zu beachten haben, ist die der gründlichen Scheidung der Jünger Jesu von den Heiden. Ich kann aufs beste bezeugen, daß danach auch bei den verhältnismäßigen Massenübertritten viel Gewicht gelegt wird. Der christliche Kol ist von seinen heidnischen Landsleuten in der That durch eine tiefe Kluft getrennt, die befestigt bleibt, solange er in der christlichen Gemeinde und in den Beziehungen zum Missionar und seinen Gehilfen einen Halt behält. Sehe ich aber auf die infolge von Einzelbekehrungen gesammelten Gemeinden, so ist es in überwiegendem Maße auch da nicht anders. Nimmt man jenen Heidenchristen den angedeuteten Halt, so sind sie schwankend wie ein Rohr und unselbständig, wie kleine Kinder. Natürlich spreche ich vom Durchschnitt. Die Ausnahmen

sollen auch hier nicht vergessen sein. Es giebt einzelne gereifte christliche Persönlichkeiten.

Der Nachwirkung heidnischen Sauerteiges, der noch lange nicht ganz ausgefegt ist, will W. mit Recht gewehrt sehen. Aber am richtigsten (jedenfalls in Indien) geschieht dies durch Sicherung des Haltes, den der Einzelne in der christlichen Gemeinschaft hat, und nicht durch eine möglichst hohe, geistliche Förderung eines jeden Einzelnen.

Dennoch will ich gern etwas davon zurücknehmen, wenn meine Darstellung alle auf Gewinnung von Individuen gerichtete Missionsarbeit verurteilt haben sollte, obwohl ich mich dieses scharfen Ausdrucks nicht erinnere. Ich gebe es zu, daß es namentlich gerade in Indien Verhältnisse giebt, in denen vor der Hand gar nicht anders gearbeitet werden kann. Aber ich wünschte, daß solches eben als Nothbehelf angesehen werde.[1]) Jedenfalls sollten die bei ganzen Völkerschaften geöffneten Thüren als die ungleich wichtigeren Missionsgelegenheiten und Missionsaufgaben erkannt werden. Diese sind von Gott selbst gegeben; jene andern sind oft nach menschlichen Plänen gesucht. Darauf sollte vor allen Dingen das Bestreben gerichtet sein, daß alle größeren Bewegungen zum Christentum möglichst voll und ganz ausgenutzt würden, was jetzt keineswegs geschieht. Es wäre sicherlich ganz in der Ordnung, wenn ein Missionar, der bei einem Dutzend Gemeindegliedern steht und vielleicht nur zwei bis drei Katechumenen hat, sich wenigstens zeitweise auf solch ein Feld begäbe, wo Hunderte willig sind, zur christlichen Kirche überzutreten, aber die Kräfte zu einer genügenden Vorbereitung fehlen. Wenn inzwischen die der Obhut eines eingebornen Gehilfen überlassene Gemeinde weniger gepflegt und gefördert würde, als dies durch den Missionar selbst geschehen könnte, so würde der Schade auf der einen Seite ungleich reichlicher aufgewogen durch den Dienst, der dem Reiche Gottes auf der andern geleistet würde.

---

[1]) Wenn der Vater zu dem Kinde sagt: Bringe mir das Werkzeug, aber das Kind vermag den schweren Kasten nicht zu tragen, und bringt daraus einzeln Zange, Hammer, Meißel u. s. w., ein Stück nach dem andern, so erfüllt es zwar nicht ganz genau den Wortlaut des Befehls, aber es thut, was es thun kann. In solchem Falle wird auch der Vater mit der veränderten Ausführung zufrieden sein.

Die verschiedenen Denominationen und Missionsgesellschaften stehen solcher Praxis allerdings sehr hinderlich im Wege — ja es könnte dadurch wohl gar der beklagenswerten Rivalität Vorschub geleistet werden. Da wäre Gelegenheit eine hohe Selbstverleugnung zu üben in der Liebe, die nicht das Ihre sucht, auch nicht einmal das der eignen Denomination, sondern allein dem Reiche des Herrn dient. Ich fürchte, dieser Vorschlag wird keine sehr freundliche Aufnahme finden. So weit sind wir noch nicht.[1]) Aber daß derselbe mit dem innersten Kerne der Mission im Einklang steht, läßt sich doch wohl nicht bestreiten.

Daß ich die Missionsarbeit im Bereiche einer solchen Volksbewegung nicht als mechanische Christianisierung denke, und nicht empfehlen möchte, die unter solchen Verhältnissen übliche katholische Praxis zum Vorbilde zu nehmen, brauche ich wohl kaum anzudeuten. Auch wo es sich um Arbeit an ganzen Familien und Gruppen der Bevölkerung handelt, können wir Evangelische gar nicht anders, als auf die einzelnen Seelen einzuwirken und sie dem Herrn Jesu zuzuführen. Ich möchte damit dem Mißverständnis begegnen, als hätte ich jemals einer unevangelischen Praxis der Massenbekehrung das Wort geredet, und hoffe damit auch dem Standpunkte des Herrn Recensenten etwas näher zu kommen. Auch wenn er betont, daß schon den Heiden Buße und Vergebung der Sünden im Namen Jesu gepredigt werde, so stimme ich dem entschieden zu. Wie sollten wir den Heiden etwa ein verstümmeltes Evangelium bringen, das seines Kernpunktes beraubt wäre? Das sei ferne! Solch eine falsche Akkommodation, welche in der Absicht sich alles dessen zu enthalten, was den Heiden anstößig sein könnte, und sich etwa auf die Lehren des ersten Artikels beschränken wollte, oder ihnen wohl gar anstatt des Evangeliums so einen Vulgär-Rationalismus vorsetzen, die vermeintliche Form des Christentums, die der natürliche Mensch sich immer noch am ehesten gefallen läßt — das wäre die denkbar verkehrteste Praxis in der Heidenmission. Jesum Christum, den Gekreuzigten, haben wir den Heiden zu predigen. Und wäre es möglich, Heiden auf andre Weise zu gewinnen, und

---

[1]) Abgesehen von einigen köstlichen Beispielen (z. B. seitens der Brüdergemeinde).

man wollte dann erst nach der Taufe, oder später, nachdem sie in die christliche Gemeinde sich eingelebt hätten, mit der Hauptsache vorrücken, so würde der Anstoß, den sie dann am Evangelio nehmen, nur noch schlimmer sein.

Trotzdem aber giebt es einen Unterschied, wenn auch nicht im Objekt der Verkündigung, so doch in der Behandlung desselben. Auch unsern Kindern wird Christus, der Gekreuzigte, Buße und Vergebung der Sünden vorgehalten. Aber es geschieht das in einer der Fassungskraft der Kleinen angemessenen Weise. Es wäre ein ungesundes Verfahren, wollte man durch die Verkündigung der Heilswahrheiten schon bei sechs- bis achtjährigen Kindern eine regelrechte persönliche Bekehrung hervorrufen und die ganze Arbeit an ihnen daraufhin zuspitzen. Ich bezweifle gar nicht, daß manche Christen bereits in kindlichem Alter ihre Bekehrung erfahren haben. Das aber sind Ausnahmen, die unter besonderen Gnadenwirkungen geschehen und die durch keine menschliche Bemühungen zuwege gebracht werden. Einzelne vorzeitige Blüten rechtfertigen keine Bemühung, die Blütezeit etwa durch künstliche Mittel früher herbeiführen zu wollen. Wahre Bekehrungen lassen sich auch nicht erzwingen durch irgend eine menschliche Thätigkeit. Wenn auch letztere die Vorbereitung bildet, so ist es schließlich doch Gottes Geist allein, der sie zu seiner Zeit wirkt.

Ähnlich wie bei den Kindern steht es in unsern volkskirchlichen Gemeinden. Ich kenne eine ganze Anzahl von Amtsbrüdern, die mehrere Jahrzehnte unter Gewohnheitschristen treu gearbeitet haben, ohne daß unter letzteren ein einziger von seiner persönlichen Bekehrung etwas hätte verlauten lassen. Viele Pastoren ringen mit Ernst danach, solche Früchte zu finden. Manche spitzen ihre ganze Thätigkeit darauf zu, etliche Seelen zur Entscheidung zu bringen und ziehen wohl unter schwerer Selbstanklage, wegen mangelnder Geisteskräfte, bewährte Erweckungsprediger heran. Ich hörte erst kürzlich von einem solchen Falle in einer Gemeinde mit guter alter Kirchlichkeit. Der Erfolg war nur der, daß man ungefähr sagte: „der Pastor hätte wirklich nicht den fremden Prediger von so weit her kommen lassen sollen. So schön, wie der, kann er selbst es auch noch allemal!“ — Andre aber haben sich in ihrem Ernst zu einem ungeschickten Drängen verleiten lassen, das nicht bloß keine persönliche Bekehrung sondern

im Gegenteil Erbitterung und Entfremdung von der Kirche zur Folge hatten.

Der erfahrene Pastor läßt sich allmählich korrigieren. Er wird das Ziel seiner Amtsarbeit nicht so hoch stecken, wie es erfahrungsmäßig in solcher Gemeinde nicht erreicht wird. Er wird sich bescheiden und sich begnügen mit den Spuren von allerlei Geisteswirkungen (denn das Wort soll nicht leer zurückkommen). Und wenn es ihm auch nicht vergönnt ist, die Entfaltung der Geistesblüte in persönlicher Bekehrung an einer der ihm anvertrauten Seelen zu beobachten, so wird er sich wenigstens der Blätter und Halme freuen. Wer sich nicht korrigieren läßt, sondern vielleicht sogar in seinen Erweckungspredigten immer schärfer wird, macht die Sache nicht besser sondern schlimmer.

Wenden wir uns nun wieder den Heiden zu, sonderlich den Indern, bei denen es mit der Persönlichkeit so schwach bestellt ist. Fast möchte man glauben, daß dort Erweckungen leichter und häufiger seien, als in unsern Volkskirchen. Man trifft in der That ziemlich viele braune Christen, die von ihrer regelrechten Bekehrung Zeugnis geben können. Eine eingehende Analyse derselben freilich würde unter Berücksichtigung der weichen und schmiegsamen Natur des Inders und einer besonderen Gabe ein Vorbild wiederzugeben, doch oft etwas anderes herausstellen, als was wir unter persönlicher Bekehrung uns denken. In vielen Fällen ist sie das Ergebnis der intensiven auf diesen Punkt gerichteten Missionsthätigkeit. Fern sei es alle solche eingeborne Christen für Heuchler zu erklären. Ich habe im Gegenteil viele liebe Leute derart kennen gelernt, deren christliches Leben aber trotz der erfahrenen Bekehrung doch ein ganz Stück tiefer stand, als das manches unsrer Gewohnheitschristen in der Heimat. Zufolge der herrschenden Missionspraxis aber war ihnen das Christentum gar nie anders entgegengetreten, als in dieser Gestalt, die sie natürlicherweise auch annahmen.

Erinnern wir uns nun aber an den festgestellten Thatbestand, daß die heidenchristlichen Gemeinden überwiegend auch nur auf der Stufe der Volkskirchen stehen, so sollte die Missionspraxis vor die gleiche Frage gestellt sein, die hier bei uns manchem treuen Pastor die Erfahrung aufdrängt: Ist es recht, die Erweckung und Bekehrung direkt zum hauptsächlichsten Ziele unsrer Thätigkeit zu machen, wenn es erwiesen

ist, daß wir schließlich doch keine wahrhaft erweckten Gemeinden, wie wir sie wünschen, gewinnen können? Ist es nicht eine Selbsttäuschung, in die der Missionar hineingedrängt wird, wenn er sich immer um die Sammlung wahrhaft gläubiger Christen bemühen soll, und die tägliche Erfahrung zeigt ihm, wie das gereifte Christenleben seiner Pflegebefohlenen zum großen Teile in angenommenen Formen besteht, während sie im Grunde auch nur Gewohnheitschristen sind? Mancher Missionar hat schwer darunter zu seufzen. Ich erinnere mich, wie unglücklich ein zurückgekehrter Missionar darüber war, daß die heimatliche Gemeinde bei allen Gelegenheiten von Bekehrungen und dem geistlichen Leben der lieben christlichen Chinesen etwas hören wollte, während sie für ein treues Bild der wirklichen Verhältnisse keine Fassungskraft hätte. Vielen andern wird es ähnlich gehen, wenn sie auch vielleicht mit ihren Seufzern etwas zurückhaltender sind.

Die vor allem auf die Bekehrung gerichtete Praxis hat ihre Wurzeln in der heimatlichen Missionsgemeinde, die in ungenügender Kenntnis der wirklichen Verhältnisse an die Sendboten übertriebene Anforderungen stellt und von den Heidenchristen übertriebene Erwartungen hegt. Vor allem sollte hier Wandel geschaffen werden. So schwer sich unsre Missionsfreunde auch dazu verstehen werden, wir sollten daran arbeiten, sie zu der Erkenntnis der oben berührten Thatsachen zu bringen. Wahrhaft ernste Christen werden die allerdings nicht leichte Probe christlicher Selbstverleugnung bestehen, die darin liegt, ein Werk zu treiben, das ihren heiligsten Herzenswünschen nur halb gerecht zu werden vermag. Bei andern Vertretern des Gemeinschaftslebens, besonders einseitigen Naturen, wird es härter halten. In schonender Weise sollte zunächst ihr Blick geschärft werden für die wunderbaren Erweisungen der göttlichen Gnade, wie sie sich auch bei den auf der Kindheitsstufe des christlichen Lebens befindlichen Heidenchristen, besonders im Gegensatz zu ihren heidnischen Landsleuten, wohl nachweisen lassen. Man sollte es vermeiden, aus dem Leben der jungen Gemeinden im Durchschnitt einzelne Züge so darzustellen, daß der Leser danach auf die Reife des christlichen Lebens einen nicht zutreffenden Schluß zu machen veranlaßt wird. Die Berichte sollten immer mehr daran arbeiten, ein klares, zutreffendes Bild von dem Leben solcher Durchschnittschristen überhaupt zu geben. Je genauer die Bekanntschaft mit den wirklichen

Verhältnissen wird, desto mehr würden die unbilligen Erwartungen zurückgedrängt werden, und man würde sich begnügen lernen mit dem, was wirklich vorhanden ist.

Wenn ich bei dem Vorstehenden die gläubigen Gemeinschaftskreise im Auge hatte, die bis jetzt vorwiegend die Träger des Missionslebens in der Heimat sind, so kann ich doch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß heute die Mission auch zum großen Teile aus volkskirchlichen Kreisen ihre Mittel empfängt. Daß auch diese breiten Schichten sich ihrer Missionsverpflichtung bewußt und zu deren Erfüllung willig gemacht werden, ist sicherlich von großer Bedeutung. Die meisten unsrer Missionsgesellschaften könnten schon zur Zeit ihre Mithilfe gar nicht mehr entbehren. Sie hegen von den Heidenchristen allerdings keine zu hohen Erwartungen. Werden diese ihnen aber so dargestellt, als ständen sie, als wahrhaft gläubige Christen, eine Stufe höher, als die heimatlichen Gewohnheitschristen, während schließlich doch der Thatbestand herauskommt — so kann das nicht eben beitragen, sie sehr für das Missionswerk zu erwärmen.

Vor allen aber sollten die Missionare nicht hinausgehen mit dem Streben nach einem Ziele, das sich zur Zeit nicht erreichen läßt. *Μαθητεύσατε* — bringt sie in die Schule des großen Meisters. Weiter könnt und sollt ihr nichts. Er selbst wird solche Jünger auf Grund eurer treuen Handlangerdienste (*διδάσκοντες*) durch seinen Geist unterweisen und sie zum neuen Leben bringen. Habt Geduld, wenn's lange währt; denn seine Zeit ist von der Menschen Zeitrechnung meist sehr verschieden.

Sodann käme es darauf an, daß jede Bewegung und Thüröffnung unter den Heiden beachtet und benutzt werde. Da giebt der Herr selbst die Gelegenheit zu dem geforderten *μαθητεύειν*. Da treibt er selbst die Fische in das Netz, das seine Boten ziehen sollen.

Und wo keine solche Bewegung vorliegt, da sollte nicht die Gewinnung einzelner Proselyten die Hauptsache sein. Das Evangelium den Heiden so zu verkündigen, daß ihnen Jesus vor die Augen gemalt wird, und diesen geistlich so unverständigen Kindern den Anschauungsunterricht zu erteilen in den Werken barmherziger Liebe, aus denen unbeabsichtigt das Bild des Heilandes ihnen entgegenstrahlt, vielleicht deutlicher aus allen Worten, das sei die nächste Aufgabe der Missionsarbeit. Das ist

es, was Menschen thun können. Die Thüren selbst öffnet der Herr zu seiner Zeit. Dann blitzt nicht bloß hier und da bei einem Individuum die Willigkeit auf, sich der christlichen Kirche anzuschließen, sondern die Willigkeit beginnt sich im Volksleben zu regen, so daß dann wirkliche Vertreter des letzteren (d. h. zusammenhaltende Verbände) durch die Taufe in die Jüngerschaft aufgenommen werden können, so wie auf den andern Gebieten, wo bereits jetzt schon solche Bewegungen vorhanden sind.

Das wäre etwa die Änderung der Praxis, wie sie mir aus den zugegebenen Prämissen mit Notwendigkeit zu folgen scheint. Wenn die Recension damit schließt, daß die Gründung kleiner aber kräftiger Lebenscentren, d. h. also doch die Sammlung wahrhaft gläubiger Christengemeindlein, der direkteste Weg zur Erreichung der Massen sei, so kann ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß hier eine Täuschung mit unterläuft, indem nach unsern Prämissen die Gemeindebildung schließlich in überwiegendem Maße nur auf eine Sammlung volkskirchlicher Gewohnheitschristen hinausläuft. Damit würde man also immer wieder in den Fehler zurückfallen, daß man mehr erstrebt, als sich erreichen läßt.

Der Herr selbst aber, von dem wir hier in der Heimat in der Arbeit an unsern volkskirchlichen Gemeinden uns die Geduld, die Kraft und Weisheit zu treuer Arbeit erbitten müssen, wo wir auf die Früchte, wie wir sie wünschen, zu verzichten haben — der helfe auch allen Missionsleuten, insonderheit den Missionaren, daß sie in Bescheidenheit sich begnügen mit den unscheinbaren Anfängen auf dem Arbeitsfelde unter den Heiden und sich nicht weigern mitzuarbeiten an der Sammlung von Gemeinden, die erst auf der Stufe schwacher Kindheit stehen. Dem Herrn selbst soll es überlassen sein, daß er mit seines Geistes Kraft, wann und wie er will, die volle Blüte eines neuen Lebens zum Durchbruch kommen läßt, von der er schon jetzt zur Stärkung unsres Glaubens an einzelnen Seelen uns wunderbare Proben schenkt.

Noch ein Punkt meiner Studien und Kritiken hat eine eingehende Besprechung gefunden, auf die ich nicht umhin kann, hier näher einzugehen. **D. Warneck** hat in seiner evangelischen Missionslehre (III, 1. S. 222) meine Auffassung des μαϑη-

τεύειν als Einschulung beleuchtet. Er rechnet mich dabei zu denen, welche die Missionsaufgabe verflachen, vergl. S. 217 und 224. Den Namen Einschulung will er sich gefallen lassen für einen Akt, durch welchen Heiden, die dazu willig sind (bei Massenbewegungen), feierlich in den Katechumenat aufgenommen werden. „Wenn aber G. die bloße Einschulung und gar „unter Mitwirkung der Zuckertüte, im Unterschiede von der Unterweisung selbst, die der große Lehrmeister sich selber vorbehalten habe, wenn gleich durch das menschliche διδάσκειν vermittelt" als μαθητεύειν definiert, so ist das eine verflachende Auffassung der Missionsaufgabe, gegen die wir Protest einlegen müssen, weil sie auf der einen Seite die Christianisierung viel zu eng als bloße Eingewöhnung in eine Schulordnung, die noch gar nicht Unterricht selbst ist, betrachtet, während sie auf der andern Seite der Aufnahme unvorbereiteter Massen in die christliche Kirche die Thüren viel zu weit aufthut. Zwischen solcher Einschulung und der römischen Einkirchung bleibt kaum ein Unterschied." Soweit Warneck.

Die Schärfe des Vorwurfs trifft mich nicht, da die vorstehende Reproduktion meine Auffassung in mehreren Punkten so verschiebt, daß sie eben nicht mehr meine Auffassung ist.

Ich habe das μαθητεύειν nie als bloße Einschulung gefaßt oder als bloße Eingewöhnung in eine Schulordnung. Die Einschulung ist nicht ein bloßer Akt, sondern der Anfangspunkt eines eigenartigen Lebens, zu dem sie den Keim setzt. Die Bedeutung der Einschulung wird ins rechte Licht gestellt, durch die Vergleichung von Kindern, die nie in eine Schule kommen, und solchen, die Schüler geworden sind. Durch das ganze Leben hin erstrecken sich die Wirkungen dieses Vorganges, der für die innere Entwicklung von einer so weittragenden Bedeutung ist, daß man ihn unmöglich nur als etwas bloß Formales auffassen kann. Von bloßer Eingewöhnung in eine Schulordnung habe ich nirgends gesprochen, ich habe vielmehr (S. 140) ausdrücklich gesagt, daß die Abgewöhnung dessen, was zur Schulordnung nicht stimmt, und die Neugewöhnung „mit dazu gehören," nämlich zur Einschulung. Auch finde ich nicht, wo ich sollte Veranlassung gegeben haben, die Schulordnung von dem Unterricht selbst zu trennen. Ich habe nur betont, daß die menschliche Thätigkeit im διδάσκειν nicht der ganze Unterricht in der Schule Jesu ist, sondern nur den Handlangerdienst dazu bildet. Die oben genannten Stücke habe

ich nicht getrennt. Nach gesunder Pädagogik stehen Unterricht und Erziehung, also auch die sehr erziehlich wirkende Schulordnung, nicht nebeneinander, sondern durchdringen sich in inniger Wechselwirkung. Die Schulordnung aber, die ich bei der Erklärung des μαθητεύειν meine, besteht doch auch nicht bloß in äußeren Formen, etwa in den Einrichtungen der sichtbaren Kirche. Die Schulordnung des Herrn Jesu kann bei richtiger Fassung des Gleichnisses doch nur alles dasjenige bedeuten, wodurch ein Mensch sich in der rechten Stellung zu Jesu, als seinem Lehrmeister befindet. Unter diesem Gesichtspunkte ist dann vollends die Einschulung kein einzelner Akt, sondern der Anfang einer fortgehenden Thätigkeit, wie ja die Verbindung des διδάσκοντες mit dem μαθητεύσατε deutlich erkennen läßt. Man vergleiche auch, was ich St. und Kr. 175 gesagt habe, wo ich die Aufnahme in die Schülerschaft Christi erläutere, als die Stellung unter den Einfluß des göttlichen Wortes durch Einfügung in die christliche Gemeinschaft. Ich meine, das ist keine mechanische Christianisierung.

Auf der andern Seite aber soll meine Einschulung der Aufnahme unvorbereiteter Massen die Thüren viel zu weit aufthun. Man lese jedoch, was ich S. 139 über die Vorbereitung der Einschulung gesagt habe. Nur durch die angedeuteten Verschiebungen konnte meine Erklärung der römischen Einkirchung so nahe gebracht werden, daß zwischen ihr und der letzteren kaum ein Unterschied bleiben soll. Im Grunde kann mir doch mein alter Freund Warneck so etwas gar nicht zugetraut haben.

Aber „die Zuckertüte!“ Sie hat viel böses Blut gemacht. Doch ich habe sie nur als einen charakteristischen Zug unsrer Einschulung in die Dorfschule erwähnt S. 140. Die von W. citierte These 11 zu meinem Bremer Vortrag hat sie auch lediglich in Verbindung mit unsrer Schule. Man wird mir also nicht unterschieben dürfen, als hätte ich der Mission zumuten wollen, mit irdischen Lockmitteln sich Anhänger heranzuholen. Auf Seite 221 (bei Warneck) könnte es jedoch scheinen, als sei mir so etwas zugetraut. In der Fußnote wird erwähnt, daß ich mehrfach den Ankauf von Land seitens der Mission empfohlen habe, zur Hebung der socialen Lage. Meine Empfehlung bezog sich jedoch auf die Mitglieder der Missionsgemeinden.[1]) Ich habe

---

[1]) S. 198, wo ich von der unbeabsichtigten Vorbereitung für die Willigkeit zum Übertritt rede, hätte ich das noch ausdrücklich bemerken können.

nirgends gesagt, daß Ländereien an heidnische Pareier verteilt werden sollten, um sie zum Übertritt willig zu machen. Ich habe nichts anderes empfohlen, als was die Baseler Mission in ihren industriellen Anstalten auch thut, ohne die ihre Gemeinden zum großen Teil gar nicht existieren könnten. Nur halte ich den Ackerbau in mehrfacher Beziehung für wichtiger, als die Industrie. Vielleicht habe ich auch sonst noch gelegentlich einmal angedeutet, daß solche sociale Hebung nicht ohne Rückwirkung auf die Heiden bleibt.

Das aber ist es, was der Zuckertüte entspricht. Ohne daß die Mission irgend etwas in dieser Richtung beabsichtigte und thäte, wirkt die Hebung, welche den christlichen Eingebornen in den Gemeinden zu teil wird und ohne welche die Mission nicht arbeiten könnte, anziehend auf die umgebende heidnische Bevölkerung. Thatsächlich kommen in Indien sehr viele der Taufbewerber unter solchen Einflüssen zum Missionar. Hier liegt also wirklich etwas der Zuckertüte Entsprechendes vor, wenn auch nicht in allen Beziehungen das Gleichnis gepreßt werden darf. Immerhin will ich gern zugeben, daß die kurze Bemerkung auf S. 174 („event. unter Mitwirkung der Zuckertüte") mißverständlich war. Heute würde ich sie durch eine weitere Darlegung, wie ich sie eben gab, ersetzt haben.

Nach dem Vorstehenden wird es klar sein, daß es nicht auf meine Auffassung zutrifft, wenn W. dagegen protestiert, daß die Aufnahmebedingungen in die durch die Mission gesammelte Volkskirche auf nichts weiter reduziert werden sollten, als auf die formale Übertrittswilligkeit. Daher treffen mich auch die weiteren Ausführungen nicht, in denen er unter andern von einer Praxis spricht, die es geradezu darauf anlegt,[1]) daß der Acker mit Unkraut überwuchert wird, von formaler Christianisierung und von der Gründung von Volkskirchen ohne Ideal. Wenn er schließlich aus meinen „zum Teil richtigen Prämissen" den ganz andern Schluß ziehen will, „nämlich, daß zur Volkskirchenbildung viel Zeit gehört und daß man mit ihr warten muß" — so zeigt sich auch darin ein völliges Mißverständnis. Ich habe nie gedacht

---

Durch die betonte Ablehnung direkter Lockmittel war jedoch die Bemerkung schon überflüssig gemacht.

[1]) W. Miss.-Lehre III, 1. 224.

oder gesagt, daß Menschen eine Volkskirche bilden könnten oder sollten. Das liegt in höherer Hand. Ich habe nur gezeigt, wie die Entstehung der Volkskirchen das Ergebnis der Missionsarbeit ist, trotz aller gegenteiligen Bemühungen. Darum warne ich vor der Auffassung, als sei die Sammlung pietistisch-puritanischer Auswahlgemeinden die Aufgabe der Mission, ebenso wie er selbst das S. 213 ff. in klarer Darlegung gethan hat. Mit der Polemik gegen diese Überspannung wird sicherlich das Ideal der Kirche Christi nicht preisgegeben. Ich, meinerseits, halte auch in der Volkskirche voll und ganz das Ideal aufrecht, daß Christus mit seinem Geist und Gaben in derselben wirkt und will von keiner andern Einschulung etwas wissen als von der, die Menschen zu ihm bringt, damit sie in seiner Unterweisung den Weg des Lebens lernen.[1]) Es giebt manche Schule, in der nicht alle Schüler die Schulreife erreichen. Wir alle kennen Kinder, die acht Jahre die Schulbänke gedrückt haben und schließlich entlassen werden mußten, ohne daß sie auch nur die nötigsten Hauptsachen gelernt hätten. Die Volkskirche gleicht einer Schule, in der ein verfehltes Schulleben vielleicht noch öfter vorkommen mag, als gemeiniglich in unsern Dorfschulen. Irgend einen Prozentsatz schätzungsweise anzugeben, wage ich nicht und wird niemand wagen. Aber das Ideal lasse ich mir nicht nehmen, daß auch in unsern volkskirchlichen Gemeinden Menschenseelen den Weg des Lebens finden, selbst wenn sie nicht den Musterschülern gleichen, die sich durch ein apartes Certifikat über ihre höher stehenden Leistungen ausweisen können. Auch in der Mission soll es uns genügen, wenn wir aus den Heiden solche Jünger Jesu machen, die aus Gnaden selig werden können, ohne den Versuch sie sofort in eine Selekta zu bringen, von der aus sie von oben herabschauen dürften auf die Tausende von Mitgliedern der heimatlichen Volkskirche, die in bescheidener Weise selbst auch etwas zur Aussendung von

---

[1]) Vielleicht wird mir W. zum Vorwurf machen, daß ich mich in meinen „Studien" gar nicht auf den Begriff ἐπιστρέφειν nach Act. 26, 18 eingelassen habe. Ich habe das absichtlich vermieden, weil der Begriff der Bekehrung in weiten Kreisen eine einseitig ausgeprägte Münze geworden ist. Ich wollte den Mißverständnissen aus dem Wege gehen. Die treffliche Erörterung Warnecks über diesen Punkt (S. 206 f.) kann ich vollständig unterschreiben und finde nichts darin, was ich nicht auch in dem Begriff „Einschulung" mit einbeziehen könnte.

Missionaren beitragen. Schließlich stellt es sich ja heraus, daß die Selektaner oft ein gut Teil tiefer stehen, als jene schlichten Elementarschüler in der Volkskirche. Ich meine damit gerade der „möglichst soliden Grundlegung“, die Warneck fordert, das Wort geredet zu haben.

Darüber, daß sie auch „langsam“ sei, brauchen wir uns nicht viele Gedanken zu machen. Bekanntlich ist auch in der Mission schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wenn es einmal in schnellerem Tempo geht, so hängt das nicht von menschlichem Raten und Thaten ab, sondern allein von der weiteren Öffnung der Thüren, die dem Herrn gefallen hat. Jene angebliche Volkskirchenbildung, mit der man warten muß, und die man ja nicht übereilen darf, scheint mir überhaupt nur ein verfehltes Gedankenbild. Wahlkirchen gewisser Art kann man machen. Volkskirchen läßt der Herr werden und wachsen. Es ist sicherlich keine Verflachung, wenn wir seine Hand dabei frei walten lassen und ihm nicht mit anders gearteten Plänen dazwischen kommen. Solchen überspannten Plänen bin ich mit meiner Erklärung des μαθητεύειν als Einschulung entgegengetreten. Einem jeden, der an anschauliches Denken gewöhnt ist, sollte bei Erläuterung jenes griechischen Begriffes, als Beleg aus unserm Schulleben, dieser Vorgang nahe liegen. Meine Ausführungen werden auch fast durchweg durch das, was Warneck in den vorhergehenden Abschnitten S. 201—227 gesagt hatte, bestätigt. In der nüchternen, auf wirklicher Sachkenntnis beruhenden Kritik, die er S. 215 erwähnt, habe ich auch wohl etwas mitgearbeitet. Es scheint, als müßten wir beide alte Freunde, die wir drei Jahrzehnte gemeinsamer Missionsarbeit hinter uns haben, im besten Einvernehmen sein. Woher nun mit einem Male die Polemik, in der ich abgethan werde mit denen, die es „ganz und gar aufgeben, nach Idealen zu handeln und immer tiefer herunterkommen“ (S. 224)? Augenscheinlich, weil Warneck den schneidigen Kampf führt gegen die bloße Einschulung und gegen die formale Übertrittswilligkeit. Wer mag ihm nur dies „bloß“ und „formal“ eingeschoben haben? — — —

Für den letzteren Ausdruck beruft sich Warneck vielleicht auf meinen Vortrag: „Die Mission und die Gewohnheit.“ Da habe (M.-St. u. Kr. 128) ich allerdings darauf hingewiesen, daß die Gewohnheit ein neutraler Begriff ist, eine Form, die erfüllt sein

kann, entweder von dem einen oder einem ganz entgegengesetzten Inhalte. Aber zielt nicht der ganze Vortrag darauf hin, zu zeigen, wie die Mission gerade die Erfüllung dieser Form mit christlichem Inhalte bewirkt? Die ganze Ausführung gipfelt in These 5: „Alle Heidenchristen sind Jünger Jesu, zu ihm, dem Meister in die Schule gebracht. In, mit und unter dem Handlangerdienste seiner Sendboten giebt er selbst ihnen die höchste Unterweisung, deren Früchte [am deutlichsten] in den die Durchschnittschristen überragenden, gereiften Gläubigen offenbar werden.“ Das stimmt doch aufs beste zu Warnecks Definition auf S. 203 f.

Sonach würde die Berufung auf jenen Vortrag die Zuthat des „bloß und formal“ nicht im mindesten rechtfertigen. Beseitigen wir aber die ungehörige Zuthat, so steht meine Auffassung des *μαθητεύειν* als Einschulung unanfechtbar da. Wenn uns der Wortlaut des Missionsbefehls den Begriff Schüler aufnötigt, so ist es doch naheliegend, daß wir uns die verbale Formulierung dieses Begriffes durch den entsprechenden Vorgang des Schullebens, nach seinen wesentlichen Momenten, veranschaulichend erklären. Wer die Einschulung richtig und ihrer ganzen Tragweite nach versteht, der wird mir zustimmen, daß die erste Aufgabe der Mission auch eine Einschulung ist.

Vorstehende Ausführungen legte ich vor dem Drucke meinen Freunden D. Warneck und Direktor Buchner vor. Beide vermissen eine bestimmte Angabe der Anforderungen, welche an die Täuflinge zu stellen seien. Mir scheint, daß specielle Auseinandersetzungen darüber nicht mehr in den Rahmen meiner Arbeit gehören. Meine Kritik geht auf Grund meiner Erfahrungen gegen gewisse Grundanschauungen, die sich im Laufe der Entwicklung des Missionslebens fest eingebürgert haben, die aber nach nüchternen Beobachtungen mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht stimmen. Eine Berichtigung solcher irrtümlichen Vorstellungen wird allerdings Änderungen in der Praxis zur Folge haben müssen. Es ist jedoch nicht möglich, daß der Kritiker sofort eine vollständige bis ins einzelne ausgearbeitete Methodik liefere. Das ist eine gewaltige Arbeit, die erst durch das Zusammenwirken vieler zustande kommen kann. Ich kann in dieser Beziehung nur Richtlinien angeben. Das habe ich bereits in

meinem Buche und auch hier wieder gethan. Vor allem gehört dahin die in dem Artikel über die Centralprovinzen gegebene Darlegung von sehr verschiedener Missionspraxis. Ebenso die Vorschläge S. 21, sowie mancherlei Fingerzeige in den vorstehenden Ausführungen.

Will man aber speciell wissen, wie ich mir die Anforderungen denke, die an die Heiden zu stellen sind, welche die Taufe empfangen dürfen, so warne ich zunächst vor der Praxis, die vor der Taufe eine Bekehrung, ganz wie bei uns die Bekehrung eines Namenchristen verlangt. Die bloße Willigkeit genügt zum Eintritt in den Katechumenenunterricht, aber nicht zur Taufe. Diese setzt eine angemessene Bekanntschaft mit dem, was zum Christentum gehört, voraus. Vermittelt wird die letztere durch den Katechismusunterricht. Die Herstellung eines besonderen christlichen Katechismus für jede Sprache halte ich für sehr wichtig. Der übersetzte lutherische Katechismus bereitet meist viel Schwierigkeit. Außer der Unterweisung, die sich vielfach sehr zu den Niedrigen herunterhalten muß, wird ein wesentliches Stück der Vorbereitung durch den Umgang mit Christen geleistet. Hier lernen die Heiden christlich beten, so wie es die Kinder in einem christlichen Hause lernen. Hier kommen sie unter die Zucht der christlichen Sitte. Wirkt nun diese Vorbereitungszeit bei den Katechumenen die Überzeugung, daß die christliche Religion besser ist, als die bisher geübte, zeigt sich namentlich — wie meistens so schön bei den Kols — die kindliche Zuversicht, daß Jesus der rechte Helfer ist, stärker als alle die früher gefürchteten Geister, so wird man denen, die die Aufnahme in die christliche Gemeinde wünschen, das Wasser nicht länger versagen. Eine Prüfung wird ein bescheidenes Maß christlichen Wissens feststellen, die Probezeit zeigt die Willigkeit, sich in die Ordnungen des christlichen Lebens zu fügen. Aber man wird nicht nach geistlichen Erfahrungen forschen und darüber eine Aussprache verlangen. — So denke ich die Vorbereitung auf die Taufe, mit der Heiden in die Jüngerschaft des Meisters eingeführt werden. Daß sie in den Monaten, welche oft das Katechumenat nur umfassen kann, keine ausgelernten Christen werden können, liegt auf der Hand. Nun erst kommen sie zu dem Herrn in die Schule, in der sie — wie auch wir — ihr ganzes Leben über zu lernen nicht aufhören sollen.

Darüber nun sollten die Missionare, die Missionsleitungen

und alle Missionsfreunde sich keine falschen Vorstellungen machen. Wer die Taufe ansieht als die Aufnahme in die gereifte Christengemeinde, der bleibt den traurigsten Enttäuschungen ausgesetzt. Wer sie versteht als die Einschulung bei dem Meister, der auch das Verkommene und Schwache mit Langmut unterweist — der wird auch bei der nüchternsten Betrachtung der heidenchristlichen Gemeinden vor solchen Enttäuschungen bewahrt bleiben.

Schließlich mögen noch zwei eingehende Besprechungen meines Buches erwähnt sein, die auf außerdeutschem Boden gewachsen sind. In Bombay haben die Missionare aller dort vertretenen Denominationen monatlich eine Versammlung. Vor dieser hielt Rev. Dr. Mackichan, von der schottischen Freikirche, im April 1894 ein ausführliches Referat über mein Buch, das in dem Indian Standard (Juli 1894) abgedruckt ist. Mit bewundernswerter Genauigkeit sind die Hauptpunkte treffend hervorgehoben. Im ganzen scheint durch die Berichterstattung mehr Zustimmung als Widerspruch hindurch. An einigen Punkten ist die erstere ausdrücklich ausgesprochen. Am Schluß dagegen meint der Referent betreffs der Mängel und Schäden, in den Gemeinden hätte ich die Wahrnehmungen an einzelnen Christen zu sehr generalisiert. Auch will er nicht zugeben, was ich davon gesagt habe, daß in der geförderten Frömmigkeit einzelner indischer Christen sich Nachwirkungen der religiösen Richtung nachweisen lassen, welche das indische Leben seit vielen Jahrhunderten beherrscht. Er will nur zugeben, daß darin die Wahrheit liegt, wie es für manche, vielleicht für uns alle leichter sei sich den Formen eines höheren religiösen Lebens als den Forderungen der christlichen Sittlichkeit anzupassen. Man könne verstehen, wie da, wo religiöse und sittliche Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten haben, solche puzzeling anomalies — Anomalien, über die man sich den Kopf zerbrechen könne — vorhanden seien.

Ich bedaure, daß das Blatt keinen Bericht über die folgende Diskussion gegeben hat. Aus dem Privatbriefe eines Teilnehmers erfuhr ich, daß sich sehr wenig Widerspruch erhoben habe. Einer der Missionare, von dem man solchen besonders erwartete, habe geschwiegen und auf die Frage, warum er nichts dagegen sage? nur geantwortet: „Because I agree with Dr. G.“

Auch in der indischen Presse war, wie mir im Oktober desselben Jahres berichtet wurde, nichts dagegen veröffentlicht worden.

In Holland wurde 1894 auf der Jahresversammlung des Nederlandschen Zendelinggenootschap ein ähnlicher, ausführlicher Vortrag gehalten, der in den Mededeelingen (38. Jahrg. 2. Stück) abgedruckt ist. Der Referent sagt zum Schlusse, er habe bei mir auf deutsche Weise das wiedergefunden, was in dem Genootschap auf seine niederländische Weise seit vielen Jahren auf Grund von Erfahrung als Princip in Anwendung gebracht werde. „Gott gebe, daß es helfen möge, daß die vielfach irrige und verkehrte Auffassung der Mission einer gesunden und würdigen Auffassung und Anwendung des herrlichen Werkes Platz machen möge."

B. Neue Arbeiten.

Einleitung.

Dem ersten Bande meiner Missions-Studien und -Kritiken ist mehrfach der Vorwurf gemacht worden, daß ich meine Beobachtungen und die daraus gezogenen Folgerungen in der Form von Konferenzvorträgen gegeben habe. Die Versammlungen, vor denen ich zu reden hatte, sind allen Missionsfreunden zugänglich. Es ist selbst vorgekommen, daß schlichte, fromme Bauern und Bauerntöchter sich eingefunden haben. In solchem Falle bleibt es zu bedauern, daß diesen Leuten von ihren Ratgebern der Unterschied einer Missionskonferenz von einer Missionsfestversammlung nicht klar gemacht worden war. Vielleicht hatten die betreffenden Pastoren selbst darüber nie genügend nachgedacht, und nicht, mit zutreffenden Definitionen jener beiden Gebiete, zwischen ihnen eine scharfe Grenzlinie hergestellt. Solche Besucher der Konferenzen sind freilich immer nur Ausnahmen. Vorwiegend versammeln sich Pastoren, wenige Männer aus dem Laienstande und oft ein nicht unbedeutender Prozentsatz von Damen. Aber mit einem gewissen Takte, ohne sich tiefer begründete Rechenschaft darüber zu geben, kommen die Besucher fast nur aus den gebildeten Kreisen. Sie erwarten mehr, als eine volkstümliche Behandlung der Mission, wie man sie auf Missionsfesten und den mit ihnen verbundenen Nachversammlungen hört. Wiederum aber erhält der Vortragende den Eindruck, daß er nicht eine Versammlung von Fachleuten vor sich hat, denen er eine streng-wissenschaftliche Abhandlung bieten dürfe. So kommen die Konferenzvorträge ganz von selbst auf das Niveau der populär-wissenschaftlichen Abhandlungen, wie sie auf allen Gebieten jetzt so beliebt sind. Mancher Forschungsreisende bringt die wissenschaftlichen Ergebnisse

seiner Wanderung zunächst in dieser Form an die Öffentlichkeit, indem er die streng-wissenschaftliche Behandlung einer späteren Zeit mit größerer Muße zur weiteren Bearbeitung vorbehält. Ich glaubte berechtigt zu sein, es ebenso zu machen und den Ertrag meiner Studienreise in dem leichtgeschürzten Gewande solcher Vorträge herauszugeben. Geradezu genötigt aber wurde ich dazu durch eine Arbeit, die ich schon vor meiner Reise meinem Verleger zugesagt hatte. Ich war gehalten, möglichst bald nach der Rückkehr meine Kraft hauptsächlich auf die Herstellung des neuen Missionsatlas zu verwenden; die sie denn auch vier volle Jahre in Anspruch genommen hat. Nach einem guten Rate in der Allg. Miss.-Zeitschr. (94, 94) hätte ich nach meiner Rückkehr dem wichtigen Gegenstande etwa ein Jahr konzentrierter Sichtungsarbeiten widmen und andre Aufgaben so lange zurückstellen sollen. Daß dies eine Unbilligkeit gegen den bereits mehrere Jahre hingehaltenen Verleger gewesen wäre, war mir schon damals klar. Jetzt aber, nachdem drei weitere Jahre verflossen sind, ist es mir auch völlig klar, daß zu einer angemessenen wissenschaftlichen Verarbeitung meiner Reiseergebnisse, auch bei konzentriertester Thätigkeit, ein Jahr nur ein ganz ungenügender Zeitraum gewesen wäre. Noch jetzt vermag ich nicht, einen systematischen Aufbau zu liefern. Noch immer ist die Zurichtung und Sichtung des Materials noch nicht so weit gediehen, daß aus den Bausteinen das Haus errichtet werden könnte. Mein Freund, Professor Warneck, ist der Ansicht, daß ich meine Zeit (vielleicht zum großen Teile) mit allotriis verbracht habe. Mancher Leser wird ihm zustimmen, wenn er die Inhaltsübersicht des vorliegenden Bandes ansieht. Da findet man lauter Dinge, die mit den Missionsproblemen, deren Behandlung man von mir erwartet, scheinbar nicht das geringste zu schaffen haben.

Solchen möchte ich entgegenhalten, daß die wissenschaftliche Betrachtung eines Organismus nur dann möglich ist, wenn man denselben in seiner Gesamtheit ins Auge faßt. Die Betrachtung nur eines Teils, ohne Rechenschaft über die Wechselbeziehungen der untersuchten Stücke zu den Erscheinungen, die an dem andern Teile zu beobachten sind, ist leicht in Gefahr ein schiefes Bild zu geben.

Wenn ich jetzt meine Zeit und Kraft vorzugsweise der Erforschung des heimatlichen Missionslebens zugewendet habe, so

sollte man daraus nicht die Vermutung schöpfen, als hätte ich in der so vielfach angefochtenen Behandlung jener andern Gegenstände, sozusagen, ein Haar gefunden, und ließe sie nun beiseite liegen. Das heimatliche Missionswesen steht in organischem Zusammenhange mit dem Missionswerk auf den auswärtigen Arbeitsfeldern. Weder das eine noch das andre kann in seiner Vereinzelung verstanden werden. Und wenn jemand den in der That sehr weitgehenden Wurzeln des heimischen Missionslebens folgt und den Lebens- und Wachstumsbedingungen derselben nachforscht, so mag das manchen als ungehörig erscheinen. In Wahrheit aber gehört es mit zu der wissenschaftlichen Erforschung der Mission.

Ich suche mit dem, was ich seither gearbeitet habe und hier veröffentliche, in der That besser zu machen, was mir damals als Fehler vorgeworfen wurde, obgleich ich auch hier noch weiter nichts geben kann, als Bausteine. Aber ich denke, es sind wissenschaftlich zugerichtete Bausteine. Mein Verfahren wird freilich manchen Lesern gegen den Strich gehen. Ich bin gefaßt darauf, daß ich diesmal den entgegengesetzten Vorwurf werde hören müssen, als sei ich viel zu weit gegangen und in eine übertriebene, und daher falsche Wissenschaftlichkeit hineingeraten. Ich bin mir jedoch bewußt, daß ich nur den Forderungen der Gründlichkeit folgte. Ich bin noch einer aus der alten Schule. Wir wurden seiner Zeit in den Formen der aristotelischen Logik exerziert, welche heutzutage als spanische Stiefel angesehen werden, die nur noch in die Rumpelkammer gehören. Professor Erdmann in Halle aber hatte wohl so unrecht nicht, wenn er gelegentlich dem gründlichen, alten, wissenschaftlichen Verfahren seine Anerkennung zollte. Er sagte einmal, wenn er in einem medizinischen Handbuche eine Definition sähe wie diese: „Zahnausziehen ist diejenige blutige Handlung, vermöge deren ein Zahn mittels einer Zange, eines Schlüssels 2c. aus seiner natürlichen Lage entfernt wird" — so könne er gewiß sein, daß in dem Buche sich keine Phrasen und Redensarten finden. Ich lobe mir auch ordentliche handfeste Definitionen, die der Verhandlung eine sichere Unterlage geben. Heutzutage kann man manche eifrige Disputation hören, die zu keinem Ergebnis führt und führen kann, einfach weil jeder der Streitenden mit dem Ausdruck des strittigen Gegenstandes einen andern Begriff verbindet, als sein Gegner. Dergleichen kann vermieden werden, wenn eine richtige Begriffsbestimmung gegeben und das

genus und die differentia specifica festgestellt wird. Leider haben wir auch in der Mission Worte, deren Bedeutung gar nicht fest ist und bei denen sich der eine dies und der andre jenes denkt. Redensarten und Phrasen werden in derselben nicht wenige gemacht und oft machen sich Rhetorik und Pathos breit. Das ist auf alle Fälle betrübend und ungehörig. Klarheit und Geradheit sollte von jeglicher Behandlung der Mission verlangt werden. Wo sie den breiten Schichten der Gemeinde gilt, ist die Anschaulichkeit das zu ihrer Erreichung gewiesene Mittel. Wo aber Gebildete über die Sache verhandeln, vor allen die, welche Träger des Werkes sind, da sollte man eine gründliche wissenschaftliche Erkenntnis des wichtigen Gegenstandes für geboten halten. Zu einer solchen Helferdienste zu leisten, ist der Zweck meiner Bemühungen.

Damit will ich mich jedoch keineswegs einer besonders starken Wissenschaftlichkeit rühmen. Ich muß im Gegenteil bekennen, daß es mir mit der schweren Rüstung ähnlich geht, wie dem kleinen David mit dem ehernen Helm und dem Panzer. Man wird es mir nicht verdenken, wenn ich sie gelegentlich ablege und zu andern Mitteln greife. Unsrer Wissenschaftlichkeit, die mehr oder weniger nach Stubengelehrsamkeit riecht, steht eine andre Methode zur Mitteilung und Förderung von Erkenntnis gegenüber. Die Weisheit des Morgenlandes lehrt durch Gleichnisse. Uns sollte diese Methode, die vor den hohen, wie vor den schwachen Geistern gleicherweise anzuwenden ist, besonders ehrwürdig sein, da unser Herr und Meister sie im ausgedehntesten Maße angewendet hat. Wir können und sollen von ihm noch viel lernen. In der That ist es zu bedauern, daß namentlich die Predigt viel zu wenig Gebrauch macht von der Gleichnisrede. Aber auch die wissenschaftliche Erörterung kann sich sehr wohl dieses Mittels bedienen und reichen Gewinn daraus ziehen. Einer entschuldigte sich einmal damit, daß einem nicht immer gleich etwas einfalle. Indessen, wer die Augen aufthut, wird rings umher eine Fülle von Stoff zu allerlei Gleichnissen finden; noch mehr der, welcher irgend einen Zweig der sichtbaren Welt mit Liebe und Lust eingehender kennen gelernt hat.

Wenn ich in den folgenden Aufsätzen auch öfters Gleichnisse angewendet habe, so möchte ich nur bitten, daß meine Leser nicht das Hinken, an dem sie bekanntlich alle leiden, zu einer Waffe

gegen meine Darstellung machen mögen, sondern sich in ihrer Beurteilung auf das stehende Bein beschränken.

Daß die folgenden Arbeiten nur Beiträge sein sollen, brauche ich kaum zu bemerken. Ich werde mich freuen, wenn sie hier und da den Anstoß zu weiterer Verhandlung über die betreffenden Fragen geben, und wo ich fehlgegriffen haben sollte, will ich mich durch überzeugende Beweisführung gern eines Bessern belehren lassen.

I. Zur Physiologie der Mission.

Theoretische Beleuchtung einiger Punkte unsres Missionswesens.

Physiologie ist diejenige Wissenschaft, welche die Erforschung und Darstellung der Organismen nach ihren verschiedenen Organen und deren Funktionen zur Aufgabe hat. Man unterscheidet die Zoophysiologie und die Phytophysiologie. Die letztere, welche sich mit dem Leben der Pflanze beschäftigt, soll uns hier die Gleichnisse liefern, welche zur Erläuterung der Mission dienen. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der nur die organischen Körper ins Auge faßt, könnten wir nur in übertragenem Sinne von Physiologie der Mission reden. Aber die letztere ist auch ein Lebensorganismus, dessen Erkenntnis selbst bei aller Verschiedenheit des geistlichen Lebens von dem körperlichen, durch eine solche Parallele wohl gefördert werden kann.

Jedes Leben beruht auf Differenz und Gegensätzlichkeit seiner Organe und ihrer Funktionen, die eine Wechselwirkung ermöglichen. Bei der Pflanze — oder nehmen wir lieber sogleich etwas konkreter aus unsrer alltäglichen Anschauung einen Baum — ist dieser Unterschied sehr leicht zu erkennen. Durch seine verzweigten Wurzeln nimmt er die zu seiner Ernährung nötigen Stoffe aus der Erde auf. Durch den Stamm gelangen dieselben in Form von Saft bis in die Krone. Die Entwicklung von Blattknospen und Blättern sowie von Fruchtknospen, Blüten und Früchten schließt eine Reihe von Vorgängen in sich, die sehr verschieden sind von denen, die sich im unterirdischen Wurzelleben abspielen. Receptive und produktive Funktionen stehen hier einander gegenüber.

Kommen wir vom Bilde auf unsre Sache. Auch in der Mission liegen uns ganz entsprechende Unterschiede vor. Das

heimatliche Missionsleben ist ein reich gegliedertes, weit verzweigtes Ganze. Eine Specialgeschichte würde uns den jetzigen Stand als Ergebnis einer bedeutenden morphologischen Entwicklung zeigen. Wie zerstreute Einzelzellen erscheinen uns in der Anfangszeit die kleinen Häuflein pietistischer Missionsfreunde, obwohl durch das unsichtbare Band des neu erwachenden Glaubenslebens und des Missionstriebes selbst bei äußerlich weiter Entfernung innig miteinander verbunden. Aber eine Zelle schließt sich an die andre; es entstehen vollkommenere organische Bildungen. In den Missionsvereinen sehen wir bereits fortgeschrittene Organisationen, die im Zusammenschluß zur Gründung von Missionsgesellschaften sich weiter entwickeln, wobei gleichzeitig ihre Zahl sich mehrt. In neuerer Zeit aber bemerkt man eine weitere Wandlung, indem nicht wenige Vereine matt werden, an Lebenskraft verlieren und zuletzt nur noch ein formales Dasein haben.[1])

Nur in solchen Gegenden unsres Vaterlandes, wo ein reges christliches Gemeinschaftsleben vorhanden ist, stehen die Vereine für Heidenmission noch in Blüte. Anderwärts vollzieht sich unverkennbar ein allmählicher Übergang der Missionssache aus den

[1]) Ich denke hier besonders an sehr viele von den 300 Hilfsvereinen der Berliner (I) Missionsgesellschaft, die thatsächlich nur noch auf dem Papiere stehen. Wenn ein Verein seit Jahrzehnten kein Mitgliederverzeichnis führt, wenn sich ein Vorstand seit Jahren nicht mehr versammelt hat, oder nach und nach ausstirbt, ohne daß irgend etwas zu seiner Ergänzung geschieht, so kann man in solchem Falle sicherlich nicht mehr von Vereinsleben sprechen. Nicht viel besser steht es da, wo ein Verein nur noch ein Scheinleben führt. Die Veranstaltung eines jährlichen Missionsfestes und die Einsammlung der Hauskollekte, die einzigen Lebenszeichen des Vereins, sind oftmals so äußerlich schematisiert, daß der obige Ausdruck nicht ungerechtfertigt sein dürfte. — Um diesem Verfalle der Hilfsvereine entgegenzuwirken, hat D. Wangemann Provinzialverbände der Hilfsvereine eingerichtet, theoretisch eine sehr schöne Organisation, die aber, weil ihre Einführung von oben nach unten ging, sich praktisch nicht recht bewähren will. Bis jetzt ist von einer Belebung der Vereine als solcher wenig zu spüren, wenngleich ein durch den Vorstand des Verbandes veranstaltetes Provinzial-Missionsfest sich reichlicher Beteiligung erfreut. — Vor allem müßten erst die Vereine selber etwas anders werden, als sie jetzt sind, wenn die neue Organisation ihre Wirkung thun sollte. Es fehlt auch nicht an eindringlichen ernsten und freundlichen Mahnungen, die vielleicht hier und da einen Erfolg haben. Aber im ganzen scheint die Umbildung dieser Organe unsres heimatlichen Missionslebens unaufhaltsam fortzuschreiten.

Vereinen in die kirchliche Gemeinde, wofern der Pastor treulich für die Mission als allgemeine Christenpflicht eintritt.

Die Wurzelorgane unsres Missionslebens sind zur Zeit noch sehr in der Bildung begriffen. Eine endliche, feste Gestaltung läßt sich noch nicht absehen. Ob dieselbe überall gleichartig ausfallen wird, bleibt ebenfalls noch fraglich.

Auch die Funktionen dieser Organe zeigen eine beträchtliche Mannigfaltigkeit. Da an einer andern Stelle von Missions-Stunden, -Festen und -Beiträgen ausführlicher gehandelt werden soll, gehen wir hier nicht näher auf diese sehr wichtigen Stücke des heimatlichen Missionslebens ein.

Nur sei die Wichtigkeit dieses ganzen Gebietes hier aufs nachdrücklichste betont. Gerade bei einem jungen Baume, dessen Bewurzelung noch im vollen Gange ist, darf in Bezug auf die letztere die Beobachtung, Pflege, der Schutz gegen Schädigung ꝛc. nicht fehlen. Jede Vernachlässigung an dieser Stelle müßte sich schwerer rächen, als selbst ein Mißgriff in der Behandlung der Krone.

Wie sich im Leben des Baumes Bewurzelung und Krone gegenüberstehen, so in der Mission das heimatliche Missionswesen und der Missionsbetrieb auf dem auswärtigen Arbeitsfelde! Dort finden wir die Missionare und ihre Gehilfen als Missionsorgane in Thätigkeit. Sie zeigen eine viel festere Gestaltung als die Wurzelorgane, da sie unter einer einheitlichen festen Leitung stehen, wie eine solche für die letzteren unter unsern heutigen Verhältnissen unmöglich ist. Trotzdem darf man auch hier nicht annehmen, daß eine weitere Entwicklung ausgeschlossen sei. Glücklicherweise ist die deutsche Mission noch wenig berührt von einer Bewegung, die in England und Amerika in ausgedehntem Maße sich geltend macht und auf tiefgreifende Änderungen in dem bisherigen Missionsbetriebe unter den Heiden hindrängt. Sollte dies auch nur eine vorübergehende Erscheinung sein, so wird man doch eine weitere Entwicklung unsres Missionsbetriebes (z. B. was die Ausbildung der Missionare betrifft) nicht für unmöglich halten dürfen.

Auch ihre Funktionen wie Heidenpredigt, Katechumenenunterricht, Gründung von Gemeinden, Heranbildung von eingebornen Gehilfen u. s. w. haben freilich in vielen Stücken noch Weiterbildung und Vervollkommnung nötig. Aber im Vergleich

mit dem heimatlichen Missionsleben erscheint dort alles weit mehr in sicherem festen Gange, trotz der großen äußern und innern Schwierigkeiten, die der Arbeit auf dem Missionsfelde entgegenstehen.

Das heimische Missionswesen und der auswärtige Missonsbetrieb sind Gegensätze. Jede einigermaßen klare Betrachtung der Mission wird sie auseinander halten und sich vor Verwechselung und Vermengung beider Gebiete hüten.

Dennoch gehören solche Gegensätze organischen Lebens zusammen, wie die beiden gegenüberstehenden Brennpunkte der Ellipse. Beim Baume tritt uns sofort der Stamm als Vermittler der Einheit von Wurzeln und Krone entgegen. In der Physiologie spielt derselbe nur eine untergeordnete Rolle. Er ist seiner ganzen Organisation nach nichts weiter, als ein Teil der Krone. Bei manchen Bäumen z. B. unsern Obstbäumen würde er gar nicht entstehen, wenn er nicht künstlich durch die Beseitigung der Seitentriebe hervorgerufen würde. Ebenso entsteht er bei andern durch äußerlich wirkende Ursachen, wie im Walde durch den gedrängten Stand der Bäumchen den untern Zweigen Licht und Luft entzogen wird, so daß sie absterben. Aber in innern Lebensbedingungen ist die Stammbildung nicht begründet. Nur der Indifferenzpunkt scheidet das Wurzelleben vom Kronenleben.

Wir können uns, bei Voraussetzung einer ganz gesunden, freien kirchlichen Entwicklung, sehr wohl Ähnliches in Bezug auf das Missionsleben vorstellen. Wenn die heimatliche Kirche von ihrem Missionsberufe richtig erfüllt wäre, und alle ihre Mitglieder dem Missionsbefehle gehorsam und zur Mitarbeit bereit wären — so würde es sofort, ohne eine vermittelnde Instanz zum Missionsbetriebe kommen. Annähernd haben wir das in den Freikirchen, die eo ipso Missionskirchen sind[1]) — obgleich wir uns nicht verhehlen dürfen, daß sich auch in ihnen eine volle Verwirklichung des Ideals nicht findet. Aber die Leitung der Mission liegt in diesem Falle in der Hand einer kirchlichen Behörde (Board, Committee, Departement), wie solche auch für andre kirchliche Funktionen die Organe bilden. Solche freikirchliche Mission gleicht

---

[1]) Zu einer ganz zutreffenden Erläuterung unsres Bildes gehört dann freilich, daß wir uns eine geteilte Krone (Home & Foreign Mission) denken.

einem gut gezogenen Formbaume, der von unten auf seine Zweige nach allen Seiten ausstreckt.

In den Gebieten der Landeskirchen ist es anders. Bei uns herrscht die Stammbildung vor. Unter unsern Verhältnissen mußten Missionsgesellschaften entstehen, als Mittelglied zwischen der heimischen Missionsgemeinde und dem Betriebe auf dem auswärtigen Felde. Genau genommen hätten wir hier nur von der Direktion der Gesellschaften zu reden, wie thatsächlich namentlich in Amerika an Stelle dessen, was wir unter Missionsgesellschaften verstehen, nur ein Board thätig ist, ein Ausschuß von leitenden Männern, in dessen Mitte der Sekretär und andre Beamte ihre Arbeit treiben. Auch bei uns kommt für die vorliegende Darlegung nur die Direktion nebst den zugehörigen Beamten in Betracht. Alles andre, was zur Gesellschaft gehört, fällt für uns unter den Gesichtspunkt der Wurzeln des Missionswesens. Als Stamm des Baumes aber erscheint uns die Leitung, welcher die Ausbildung der angehenden Missionare, weiterhin die Aussendung, die Versorgung derselben, die Beaufsichtigung ihrer Arbeiten u. s. w. obliegt.

Ebenso aber hat sie nach unten zu ihre Thätigkeit der heimatlichen Missionsgemeinde zuzuwenden und aus derselben die Mittel zum Betriebe des Werkes in Empfang zu nehmen — abgesehen von der inneren Beteiligung mit Fürbitte — sowie auch die Aspiranten, welche sich dem Missionsdienste widmen, heranzuziehen.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß uns hier im einzelnen die botanische Parallele im Stiche läßt. Wir müssen uns begnügen, ein Mittelglied zwischen den beiden Gegensätzen angedeutet zu haben. An der Hand der Physiologie aber können wir einen Einblick thun in eine innerliche Lebenseinheit, zu der die verschiedenen Organe verbunden sind. Die Ernährung der Pflanze erfolgt dadurch, daß die Wurzeln aus der Erde verschiedene Stoffe aufsaugen, die sie assimilieren und zu Saft umbilden. Dieser steigt durch die Zellen des Splints in die Höhe bis zu den Knospen, Blättern und Blüten, denen er Ernährung und Wachstum bringt, wobei er unter dem Einflusse der Blatt-Atmung in Bildungssaft (cambium) umgewandelt wird. Das aber ist nicht seine alleinige Aufgabe. Ein bedeutender Überschuß macht nun die rückläufige Bewegung aus der Krone bis zu den

Wurzeln herab. Diesmal geht der Weg durch den Bast abwärts, wobei sich die Ernährung der Pflanze nach unten zu vollzieht.

Hier haben wir eine zutreffende Parallele zu den Rückwirkungen der Mission auf die heimatliche Gemeinde. Von diesen ist schon oft die Rede gewesen im Anschluß an Prediger Salomo 11, 1: „Laß dein Brot über das Wasser fahren; so wirst du es finden auf lange Zeit.“ Jeder, der in einer heimatlichen Gemeinde Missionsarbeit getrieben hat, wird Gelegenheit gehabt haben, diese Wechselwirkung zwischen dem Wurzelleben und der Krone des Missionsbaumes zu beobachten. Der Segen selbst, der auf die Gemeinden zurückfließt, gehört zu den Imponderabilien. Seine Träger aber sind die Berichte der Missionare, welche dem cambium entsprechen — mögen sie nun direkt aus den Missionsblättern gelesen werden, oder nach weiterer Verarbeitung in Missionsstunden, auf Missionsfesten und bei andern Gelegenheiten der Gemeinde dargereicht werden.

Leider wird der Saftfluß manchmal gehemmt, und damit die Ernährung des Baumes verhindert. Schlimm ist es, wenn der aufsteigende Saft nur kärglich fließt. Thut die Gemeinde daheim nicht ihre Schuldigkeit, so leiden die Missionare Mangel, ihre Arbeiten werden eingeschränkt und der Missionsbetrieb fängt an zu kranken. Aber ebenso entstehen krankhafte Zustände, wenn die Verbindung zwischen dem Missionsbetriebe und der Heimat auf der andern Seite gehemmt wird. Wenn den Gemeinden keine Mitteilungen über die Missionare zufließen, weder Missionsblätter gelesen, noch Missionsstunden gehalten oder sonst wie Missionsberichte erstattet werden, so geraten die Funktionen der Lebensorgane in Stockung und man kann sich nicht verwundern, wenn die Missionsgaben kärglich fließen und das Missionsleben in der Heimat sich überhaupt in einem krankhaften Zustande befindet.

Alles dies kann man im Missionsleben selbst erfahren. Man befindet sich selbst mit in dem Strome der Wechselwirkung zwischen Wurzeln und Krone, und es ist sehr natürlich, daß man dabei das Gefühl der Einheitlichkeit des Lebens hat, so daß die Verschiedenheit der Organe in den Hintergrund tritt. Man kann es verstehen, wie der lebendige Missionsfreund in seinen Gedanken sich mit der heiligen Sache beschäftigt, ohne sich theoretisch jener Unterschiede bewußt zu werden. Das Missionswerk draußen, die Bedürfnisse und Nöte, die Erfolge und Früchte der Missionare

mögen ihm zusammenfließen und durcheinander gehen mit dem Missionsvereine, dem er selber angehört, den Stunden, die er besucht, dem Missionsfeste, auf das er sich freut. Ganz von selber wird auch die Behandlung unsrer Sache vor der Missionsgemeinde bald die eine, bald die andre Seite der Sache in den Vordergrund stellen, oder beide miteinander verbinden. Ich habe manche Missionspredigt gehört, in der beides anklang und zusammenklang. Das wird eine gesunde Missionshomiletik nicht nur billigen, sondern sogar fordern. In den mehrfachen Ansprachen auf einer Nachversammlung sind die Hörer darauf gefaßt, Mitteilungen aus beiden Gebieten zu hören und selbst in manchen gehaltenen Missionsberichten fließen solche gelegentlich zusammen, was allerdings nach einer strengen Auffassung des Berichtes nicht zulässig sein sollte.

Genug: die erbauliche, volkstümliche Behandlung der Mission vor der Gemeinde steht so sehr in dem einheitlichen Strome des Lebens selbst, daß die Unterscheidung und Scheidung jener Gegensätze der Organe und ihrer Funktionen dabei wenig oder gar nicht zum Bewußtsein kommt.

Anders ist es bei der wissenschaftlichen Betrachtung. Mag der, welcher dieselbe anstellt, auch persönlich mitten im Leben stehen, so muß er doch zur Untersuchung theoretisch aus demselben heraustreten, um es objektiv sich gegenüber zu haben. Nicht jeder, der in der Mission lebt, hat dadurch ein wissenschaftliches Verständnis derselben. Es kann jemand durch innige Hingabe und opferfreudige Arbeit ein großer Missionsmann sein. Aber damit ist er noch kein Missionstheoretiker. Bei der theoretischen Erforschung und Beurteilung der Mission scheiden sich sofort die beiden Gebiete: das heimische Missionswesen und der Betrieb auf dem Arbeitsfelde. Jede Verwechselung und Vermengung kann nur schlimme Verwirrung anrichten, die in der Praxis zu sehr verkehrter Behandlung führen müßte. Eine Vernachlässigung der Wurzelpflege bei einseitiger Beachtung der Krone bringt großen Nachteil, wie man vielfach in den Gärten von Laien, die sich um theoretische Pomologie nicht kümmern, beobachten kann.

Der gebildete Gärtner besitzt eine Einsicht in das gesamte Leben der Pflanze. Umsomehr vermag er in jedem Falle eine genaue Kenntnis der betreffenden Organe seiner Handlungsweise zu Grunde zu legen. Wenn es sich um die Pflege der Wurzeln

oder Verhütung und Heilung von Wurzelkrankheiten handelt, so wird er sich in seinen Gedanken nicht mit der Organisation und den Wachstumsgesetzen des Kronenlebens beschäftigen. Das letztere erfüllt freilich seine Gedanken, wenn er mit dem Messer an den Zweigen arbeitet und bei jedem Schnitte sich bewußt ist, wie die weitere Entwicklung durch denselben beeinflußt wird. Dabei aber tritt das Wurzelleben in den Hintergrund. Der Berufsarbeiter ist nach beiden Seiten hin mit den unterschiedlichen Lebensbedingungen vertraut und richtet danach seine jeweilige Thätigkeit.

Ähnlich sollte es der Missionsfachmann machen. Mit diesem Ausdruck sind zunächst die Männer gemeint, die als Beamte der Missionsgesellschaften direkt in der Missionsleitung thätig sind, oder solche, denen unter besonderen Führungen die Mission zum Lebensberuf geworden ist. Die alle vier Jahre in Bremen zusammentretende Kontinentale Missonskonferenz, die nicht nur von deutschen, sondern auch skandinavischen, holländischen und französischen Missionsgesellschaften beschickt wird, ist eine Versammlung solcher Fachleute. In Bremen handelt es sich (abgesehen von dem mit der Konferenz verbundenen Missionsfeste) nicht um die Pflege des Missionslebens selbst, sondern um die Theorie des Missionslebens und die aus derselben abzuleitende Methode. Dort haben wir ein Surrogat dessen, was in der Mission einer Gärtner-Akademie entsprechen würde.[1])

Es ist eine beachtenswerte Thatsache, daß die Verhandlungen in Bremen sich ganz vorwiegend mit dem auswärtigen Missionsbetriebe beschäftigt haben. Themata aus dem Gebiete des heimatlichen Missionslebens fehlen nicht ganz; aber sie bilden fast einen verschwindenden Prozentsatz zu den andern. Dazu sind sie meist so allgemein gehalten,[2]) daß eine specielle Verhand-

---

[1]) Sollte es jemals zur Gründung eines Seminars kommen, das den angehenden Missionsinspektoren, -Sekretären, Redakteuren von Missionsblättern u. s. w. eine angemessene, specielle Vorbildung für ihren Beruf gäbe, so würde dies ein unschätzbarer Segen sein. Ein jeder solcher Berufsarbeiter muß jetzt ein Autodidakt sein. Es ist ein großer Übelstand, wenn jeder einzelne immer wieder, ohne sich recht auf die bisher gemachten Erfahrungen stützen zu können, sich in die ihm noch fremde Arbeit auf eigne Hand hineinfinden soll.

[2]) 1868: Worin besteht das Missionsinteresse und wie wird es geweckt und erhalten? 1876: Was ist zu thun, um die heimatlichen Missionskreise

lung über die einzelnen Funktionen dadurch nicht gesichert war. Vielleicht ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, hatte man die Wahl der Themata durch die Annahme beeinflussen lassen, das heimische Missionswesen gehöre lediglich in das Gebiet der Praxis und eine theoretische Betrachtung, auf Grund deren erst die Praxis richtig zu beurteilen wäre, sei überflüssig. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Auffassung der richtigen Pflege des Missionslebens sehr im Wege steht. Erst wenn sich die Theorie eingehend mit den einzelnen Funktionen des Wurzellebens der Mission beschäftigt, wird sich eine gesunde Ausgestaltung desselben ergeben. Die mancherlei Schäden, an denen es leider krankt, sind bei weitem noch nicht genügend nach ihren Ursachen erforscht worden. Das bloße Drängen auf Missionsthätigkeit von der äußeren praktischen Seite her kann nicht den gewünschten Erfolg haben, wenn nicht die tieferen Ursachen erkannt sind und mit ihnen gerechnet wird. Vergl. unten, z. B. über die Missionsstunde.

Man darf sich nicht wundern, daß die theoretische Seite des heimatlichen Missionslebens bei uns verhältnismäßig vernachlässigt ist. Zum ersten ist zu beachten, daß die Theorie immer erst der Praxis folgt.

Dann aber waren die Missionsanfänge bei uns sehr deutlich mit einer starken Abneigung gegen die wissenschaftliche Theologie verknüpft. Vielen frommen Missionsfreunden galt die letztere als eine mit der heiligen Gottesreichssache unvereinbare Menschenweisheit. Rationalismus und Hegelei hatten ja dazu Veranlassung gegeben. Ich erinnere mich noch recht gut, wie damals junge Theologen nicht bloß von Stundenleuten, sondern auch von den zu solchen haltenden Pastoren einer ernstlichen Prüfung darüber unterzogen wurden, ob sie für derartige Menschenweisheit die göttliche Thorheit eingetauscht hätten.

Zu Nr. 1 ist zu sagen: Unser Missionsleben ist ja noch jung. Dennoch ist es nicht mehr so jung, daß nicht die Zeit zu einer wissenschaftlichen Erforschung desselben nun endlich anbrechen sollte.

Zu Nr. 2 bemerke ich, daß sich etwas von jener Abneigung traditionell bis in die neuste Zeit erhalten hat. Gerade in Bezug

---

zu beleben und zu erweitern? 1884: Mission und Kirchenregiment. 1889: Theologie im Missionsdienst.

auf die heimatliche Seite der Mission und ihre ehrwürdigen, alten Formen wird die wissenschaftliche Behandlung mit einer gewissen Empfindlichkeit abgelehnt. Wurde mir doch erst vor Jahr und Tag von einem hervorragenden Missionsmanne entgegengehalten: die Menschen hätten Fruchtbäume gepflanzt und Obst gezogen, auch ohne eine wissenschaftliche Pomologie. Von diesem Gesichtspunkte würde man überhaupt unsre Universitäten schließen können. Wenn man aber jetzt ernstlich daran geht, an denselben Lehrstühle für die Mission zu gründen, so ist das ein deutliches Zeichen, daß die wissenschaftliche Bearbeitung gefordert wird, die man doch sicherlich nicht auf die eine Seite, auf den auswärtigen Missionsbetrieb beschränken darf.

Aber noch mehr. Durch die volkstümlich erbauliche Behandlung der Mission, die sich ganz überwiegend mit der Finsternis der Heidenwelt sowie mit den Kämpfen und Siegen des Evangeliums auf dem auswärtigen Felde beschäftigt, ist die Betrachtung des heimatlichen Missionswesens überhaupt sehr in den Hintergrund gedrängt worden, und bleibt unerwähnt, selbst wo es sich nicht um kritische Untersuchungen sondern einfach um Konstatierung des thatsächlichen Bestandes handeln sollte, und zwar an wichtigen, maßgebenden Stellen. Als eine solche hat man doch sicherlich unsere Provinzialsynoden anzusehen. Man sollte meinen, daß, wenn diese Körperschaften sich mit der Mission beschäftigen, so könnten sie gar nicht umhin, vor allem das Missionsleben des entsprechenden Kirchengebietes nach seinen Äußerungen genau ins Auge zu fassen, um sich ein möglichst klares Bild von dem vorhandenen Stande und den weiteren Bedürfnissen desselben zu machen. Ich kann nicht darüber urteilen, inwieweit das in einer oder der andern Provinzialsynode geschieht; denn das Material ist mir nicht zugänglich. Von Sachsen weiß ich freilich, daß D. Warneck dort seit 1881 jedesmal einen eingehenden Bericht über die Mission erstattet hat, zu dem ihm Erhebungen aus der ganzen Provinz zur Verfügung standen.

Nach unsrer Auffassung sollte ein solcher Bericht unter allen Umständen das heimische Missionsleben in erster Linie behandeln, da eine Synode doch eben die Vertretung der heimischen Kirche ist. Nur die heimatliche Seite der Mission bietet Gegenstände, über die an dieser Stelle eine sachliche Verhandlung und Beschlußfassung möglich ist. Wird dagegen berichtet über die Ar-

beiten und Erfolge unter den Heiden, so kann immer nur beschlossen werden: „Mit Interesse Kenntnis genommen.“ Zu einer sachlichen Beurteilung mögen einzelne Synodalen wohl befähigt sein, aber die Versammlung als solche ist zur Entscheidung dahin bezüglicher Fragen nicht kompetent, während sie zur Beurteilung des christlichen Lebens in der Heimat eine amtliche Instanz bildet. Ein Bericht über den Missionsbetrieb selbst gewinnt unter solchen Verhältnissen den Charakter der Information, die freilich den meisten Synodalen wohl sehr nötig sein dürfte, aber mit den parlamentarischen Ordnungen nicht zu stimmen scheint.

Doch darüber mag man verschiedene Auffassungen haben. Selbst wenn D. Warneck den auswärtigen Missionsbetrieb teilweis mit in seine Berichte hineinzog, und die Synode auch diesen Mitteilungen dankbar lauschte, hat er darüber die heimatliche Seite der Mission nicht vergessen, und auf keiner der Provinzialsynoden ist die Mission so gut vertreten gewesen, wie auf der sächsischen.

Dagegen findet sich eine andre als Beispiel einer Verkennung der heimatlichen Seite der Mission, wie sie völliger wohl kaum gedacht werden kann. Auf der Brandenburgischen nämlich wurde (nachdem die Mission in den ersten Tagungen überhaupt nicht behandelt, und dann endlich doch die Behandlung derselben beschlossen worden war) die heimatliche Seite der Mission nicht bloß übergangen, sondern auch in der letzten Tagung ein dahingehender Antrag, daß künftig über die letztere in erster Linie berichtet werden solle, mit großer Majorität abgelehnt. Daran konnte nichts geändert werden durch den Beschluß, daß in Zukunft auch ein Bericht über die Thätigkeit der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg der Synode vorgelegt werden soll. Der letztere wird sich zwischen den acht andern Berichten über das, „was von Berlin aus für die Heidenmission geschieht,“ recht sonderbar ausnehmen und einen Bericht über den Stand des Missionslebens in der Provinz weitaus nicht ersetzen können.

Dieses Beispiel ist so treffend, daß es wohl fixiert zu werden verdient. Ich füge daher eine ausführlichere Mitteilung darüber in einem Anhange hier bei.

Diese Verkennung des Wurzellebens der Mission und der Mangel einer wissenschaftlichen Erforschung desselben zeigt sich auch bei andern Gelegenheiten. Die gebornen

oder berufsmäßigen Agenten unsres heimatlichen Missionswesens, die Pastoren, sollten doch selbstverständlich sich vorzugsweise mit dieser ihnen obliegenden Aufgabe beschäftigen.[1]) Aber es ist bemerkenswert, wie sich ihre Neigung bezüglich der Mission weit mehr auf die Arbeiten und Erfolge unter den Heiden richtet. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, vor versammelten Amtsbrüdern über die Mission zu sprechen. Ich glaube, es ist nur ein paarmal vorgekommen, daß ich um Behandlung eines Themas aus dem Gebiete des heimatlichen Missionslebens angegangen wurde. Jedenfalls viel öfter wurde ich ersucht, irgend einen Gegenstand des auswärtigen Missionsbetriebes zu besprechen. Mehrfach waren es die schwierigsten Fragen des letzteren, die fruchtbringend nur von Fachmännern besprochen werden können. Dennoch hätten die Brüder gern darüber nicht bloß einen Vortrag gehört, sondern auch eine Diskussion daran angeschlossen. Mehrmals war es nicht leicht, die Wahl eines andern Themas, von dem erstgenannten Gebiete, durchzusetzen.

In dieser Bevorzugung der auswärtigen Seite der Mission zeigt sich der Mangel eines klaren Einblickes in die Physiologie. Man hat sich zu sehr daran gewöhnt, die Mission in ihren Arbeiten, Kämpfen, Leiden, Siegen und Erfolgen in erbaulich populärer Behandlung anzusehen, daß man bei der Erwähnung der Sache sofort mit seinen Gedanken in die ferne Heidenwelt hinauseilt. Erklärlich ist es. Bei einem Baume sieht man auch viel leichter die Krone mit ihren Zweigen, Blüten und Früchten, während die verborgenen Wurzeln leicht unbeachtet bleiben. Selbst wenn letzteren eine Pflege zu teil wird, geschieht dies oft ohne viel Einsicht. Man kann sehr oft sehen, wie der Dünger in die Nähe des Stammes geworfen wird, da, wo fast gar keine Saugwurzeln, welche die Nährstoffe assimilieren könnten, vorhanden sind, während eine einsichtige Behandlung sie in weiterem Umkreise dem Erdboden einverleibt.

---

[1]) An dieser Stelle sollte eine Auseinandersetzung über das pastorale Missionswissen im Unterschiede einerseits von dem elementaren, volkstümlichen Missionswissen und andrerseits von dem des wissenschaftlichen Missionsspecialisten gegeben werden. Es wäre zu zeigen, wie von dem Pastor, auch ohne ihn mit Gelehrsamkeit zu belasten, doch ein Maß wissenschaftlichen Verständnisses der Mission zu fordern ist. Um den Aufsatz nicht zu sehr auszudehnen, wurde dieser Abschnitt ausgeschieden.

Solchen Baumbesitzern, die sich zufrieden geben, wenn sie etwas gethan haben, wie es andre auch machen, ohne sich Rechenschaft über den Grund und die Folgen ihres Thuns zu geben, gleichen leider viele unsrer heimatlichen Missionsarbeiter. Sie thun (manche sogar mit großer Treue) ihre Arbeit, aber in rein technischer Weise. Ganz so wie sie es von den teuern Vätern der Mission in ihrer Jugend sahen, als sie selbst die ersten Eindrücke von der heiligen Sache empfingen, so bemühen sie es sich gleichfalls noch jetzt zu thun in Missionsstunden, Missionsfesten u. s. w. ohne zu bedenken, daß jetzt der gewachsene Missionsbaum seine Saugwurzeln an ganz andrer Stelle hat, als damals das junge Stämmchen. Eine einsichtige Erwägung sollte doch die betreffenden Arbeiten den jedesmaligen Verhältnissen anpassen. Daher können wir gar nicht umhin, auch die heimatliche Seite der Mission zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung zu machen.

Solches Unternehmen aber ist wiederum vielen sehr unsympathisch. Praktische Ratschläge und allgemeine Betrachtungen über jene Arbeiten, selbst auch ernste Mahnungen (die nur schon allzu oft zu nichts weiter, als zu guten Vorsätzen führten), läßt man sich wohl gefallen. Soll aber der Sache auf den Grund gegangen werden, und fängt man an bei den bloßgelegten Wurzeln mit dem Messer der Kritik die krankhaften Stellen aufzuzeigen, so macht sich oft eine starke Verstimmung bemerklich. Es fehlt in der Diskussion gewöhnlich nicht an solchen Brüdern, die kurzerhand die bloßgelegten Wurzeln wieder mit dem schützenden Erdboden bedecken und, oft mit Betonung der Pietät, die wir den seligen Vätern unsres Missionslebens schulden, jede neue Auffassung zu veränderter Handlungsweise entschieden ablehnen. Es bleibt beim alten. Die Pflege der Wurzeln wird da appliziert, wo sie größtenteils vergeblich bleibt. Wer kann es den jüngern Amtsbrüdern verdenken, wenn sie überhaupt nicht die Hand an solche Arbeit legen mögen!

Leider muß diese Thatsache konstatiert werden: Unsre heimatliche Missionsarbeit gründet sich größtenteils nur auf die Tradition, nicht aber auf eine theoretische Erkenntnis des Wurzellebens unsrer Mission in seinem heutigen Zustande. Dieser recht unangenehmen Thatsache läßt sich nicht die Spitze abbrechen mit der

Hinweisung auf das warme Herz, das doch die Hauptsache bei der Mission ist. Sicherlich, ohne warmes Herz giebt's überhaupt keine wahre Missionsarbeit. Aber das warme Herz hindert bei mangelnder Einsicht nicht die ungeschickte Arbeit an verkehrter Stelle, deren Erfolglosigkeit vielleicht manchen andern Herzen, die schon anfingen warm zu werden, eine höchst nachteilige Erkältung bringt.

Ich bitte übrigens, das Vorstehende nicht zu generalisieren. Hat ein Bruder eine Gemeinde, in der er heute noch in der Weise eines Knak und Görke wirken kann, so will ich einem solchen sicherlich nicht seine gesegnete Arbeit mit dem kritischen Messer stören. Ich habe es oft ausgesprochen, daß, wer auch nur einen starken Stamm erweckter Christen, die natürlich Missionschristen sind, in seiner Gemeinde hat, dafür dem lieben Gott auf den Knien danken und unter ihnen treulich ganz nach der Weise der Missionsväter arbeiten solle. Aber es ist unmöglich, die Augen gegen die Thatsache zu verschließen, daß solche Gemeinden in unsern östlichen Provinzen[1]) (abgesehen von etlichen Gegenden) nur die geringen Ausnahmen bilden. Man vergleiche das Ergebnis der Rundfrage über die Missionstunden unter Nr. IV.

Für die große Mehrzahl unsrer Gemeinden müssen wir mit der heimatlichen Missionsarbeit neue Wege beschreiten. Welche? Das kann uns nur eine angemessene missionswissenschaftliche Erörterung lehren.

Freilich bedarf diese Seite der Missionswissenschaft noch erst des Ausbaus. Diese junge Wissenschaft gravitiert augenscheinlich nach dem auswärtigen Missionsbetriebe. Die Physiologie kommt in ihr nicht zu ihrem vollen Rechte. Wenn auch das Wurzelleben der Mission selber in seiner wissenschaftlichen Begründung eingehend dargelegt wird, so bleiben die Funktionen desselben mehr oder weniger dem praktischen, technischen Gebiete überlassen. Ein Versuch, dieselben nach ihrem Wesen gründlich zu erforschen, erregt meistens Verwunderung und wird als Absonderlichkeit belächelt. Solches Lächeln mußte ich über mich ergehen lassen, als ich vor einem bedeutenden Missionsmanne be-

[1]) Rheinisch-westfälische oder württembergische Verhältnisse habe ich bei der ganzen Erörterung nicht im Auge gehabt.

merkte, ich suche nach einer zutreffenden Definition des Begriffes „Fest", um möglichst in das Verständnis des Missionsfestes einzudringen und zu einer richtigen Beurteilung desselben zu gelangen. Nicht anders wurden erst kürzlich einige Bemerkungen über Missionsbeiträge aufgenommen. „Du willst wohl am Ende gar eine Theorie der Missionsbeiträge aufstellen?" fragte mich der bedeutendste Vertreter unsrer Missionswissenschaft. Ich konnte nur erwidern, eine solche scheine mir ebenso notwendig, wie die Theorie irgend eines Stückes der Mission. In der That, gerade den Missionsgaben klebt so vieles an, was ihrem innersten Wesen widerspricht, daß man sich wundern muß, wie dergleichen noch immer unbeachtet bleiben kann. Das ist nur möglich vermöge der Vernachlässigung des Wurzellebens der Mission seitens der wissenschaftlichen Behandlung, wobei es lediglich dem Gebiete der Praxis überlassen bleibt. Möge eine physiologische Betrachtung immer mehr helfen, eine gleichmäßige, wissenschaftliche Behandlung der beiden gegenüberstehenden Gebiete der Mission herbeizuführen.

Anhang.

Die Mission auf der Brandenburgischen Provinzialsynode.

Auf der Brandenburgischen Provinzialsynode war die Mission zunächst überhaupt nicht erwähnt worden. Fünfmal hatte sie getagt, ohne daß diese wichtige Sache irgendwie zum Gegenstande der Verhandlung gemacht worden wäre. Erst im Jahre 1890 wurde folgender Antrag angenommen:

„Angesichts der großen Verpflichtungen, welche die im Schoße der Provinzialkirche bestehenden Gesellschaften zur Beförderung der Heidenmission bereits haben und durch die entweder schon begonnenen oder in Aussicht stehenden Kolonialmissionen neu empfangen, und mit Rücksicht auf die Teilnahme, welche bei jedem Gliede der Synode für die Mission vorausgesetzt werden kann, beschließt die Provinzialsynode, daß

analog den Berichten über die Arbeiten der Innern Mission und des Gustav-Adolfvereins eine Darlegung dessen, was von Berlin aus für die Heidenbekehrung innerhalb der Synodal-

periode geschehen ist, jedesmal gegeben und gedruckt den Mitgliedern der Provinzialsynode zugestellt werde."

Weder die Formulierung noch die Motivierung des Beschlusses dürfte als treffend und glücklich zu bezeichnen sein. Es ist doch kleinlich, eine so große Sache, wie die Mission, an solche Gelegenheitshaken anzuhängen, wie die Verpflichtungen[1]) der in Berlin ansässigen Gesellschaften und die Kolonialmissionen! Hier wäre der Ort gewesen, die große Fundamentalpflicht der Kirche bezüglich der Heidenmission zu betonen und die Versäumnisse einzugestehen, daß die Synode fünfmal zusammentreten konnte, ohne sich mit einem der wesentlichsten Momente des christlichen Lebens zu beschäftigen. Nun bittet man für die Mission um einen Platz neben mehreren einzelnen Zweigen christlicher Thätigkeit, als ob ihr nicht vor allen der Platz gebührte. Das ist, als wünschte man dem Königlichen Kommissar einen Stuhl in der Reihe der gewöhnlichen Mitglieder einzuräumen.

Sodann aber muß es doch sehr auffallen, daß die Synode nur eine Darlegung dessen begehrt, was von Berlin aus für die Heidenmission geschehen ist, aber ganz absieht von dem, was in Berlin und in der Provinz für die Mission geschieht.

Hier haben wir eine ganz auffallende Verkennung des heimatlichen Missionslebens, die an dieser Stelle, die doch von Amts wegen sich mit dem christlichen Leben der heimatlichen Kirche zu befassen hat, doppelt schwer ins Gewicht fällt. Es ist geradezu unbegreiflich, daß nicht ein Glied der Synode die Verpflichtung dieser Körperschaft, sich über den Stand des Missionslebens in der Provinz zu informieren und die Förderung desselben zu beraten, zur Sprache brachte. Das Nötige und Naheliegende übersah man, um mit den Blicken weit in die Ferne zu schweifen. War nicht etwa die populäre Behandlung der Mission, die von der auswärtigen Arbeit erzählt, hier fälschlicherweise zum Vorbild genommen?

Als die Synode wiederum zusammentrat (1893), wurden ihr drei Berichte vorgelegt, erstattet von den Direktoren resp. Inspektoren der als Berlin I, II und III bekannten Gesellschaften. Sie enthielten nur einen Auszug aus den betreffenden Jahresberichten — nichts, was nicht längst bekannt gewesen wäre.

---

[1]) NB. Der damaligen Deficits ist jedenfalls bei diesem Ausdrucke besonders gedacht worden.

Man sagt vielleicht: „Ja die Herren Synodalen hatten die Jahresberichte nicht gelesen. Hier war Gelegenheit, ihnen einmal die Sache näher zu bringen.“ Aber darf man die Synode benutzen, um ihren Mitgliedern derartige Unterweisung zu erteilen? Mir will das nicht recht angemessen erscheinen. Wenn es sich nur um die Zustellung jener gedruckten Berichte gehandelt hätte, so könnte man sich das gefallen lassen. Aber nun wurden diese Berichte, die doch jeder gelesen haben sollte, vor der Versammlung von je einem Referenten reproduziert. Man traute den Synodalen also nicht recht zu, daß sie die Schriftstücke gelesen hätten und wollte ihnen die Gelegenheit von der Mission etwas zu erfahren daher noch bequemer machen. Der Zweck wird nur teilweis erreicht. Nicht alle Synodalen hören aufmerksam zu. Ich selbst mußte es später erfahren, daß man gelegentlich seine Stimme aufs stärkste anstrengen muß, um das Gesumme der Unterhaltungen zu durchdringen und sich für die, die hören wollen, verständlich zu machen.

Die Zeit der Synode ist immer sehr in Anspruch genommen. Oft müssen sogar wichtige Sachen übers Knie gebrochen werden, um mit den Vorlagen fertig zu werden. Da sollte man doch fragen: Ist es recht, die Versammlung aufzuhalten mit einem Referat, das doch kaum viel mehr geben kann, als der Bericht, den alle Synodalen in der Mappe haben, zumal wenn das, was es mehr geben könnte, längst veröffentlicht ist, und den Mitgliedern in den Jahresberichten zugestellt werden kann? Man hat ausgerechnet, wie viel die Kosten für jede Minute der Synodalverhandlungen betragen. Das Sümmchen ist nicht unbedeutend. Selbst wenn man kleinliche Nörgeleien über den Geldaufwand ablehnt, kann man es schwerlich recht und billig heißen, daß die teure Zeit mit solchen Referaten hingebracht wird, an die sich eine sachliche Verhandlung gar nicht anschließen kann.

So ging es denn auch gleich das erste Mal, 1893. Einen eigentümlichen Eindruck mußte es doch machen, daß eines der Referate von demselben Synodalen erstattet wurde, der, in seiner Eigenschaft als Missionsinspektor, den Bericht verfaßt hatte. Wahrscheinlich hätten auch die Leiter der andern beiden Missionen dasselbe thun müssen, wenn sie Mitglieder der Synode gewesen wären.

Nach Erstattung der Berichte wurde die Diskussion eröffnet.

Aber es meldete sich niemand zum Worte. Das Referat über die Thätigkeit von Berlin I war geschlossen mit dem herzlichen Dank

an die Mitglieder des Vorstandes und die Mitarbeiter in der Provinz,

an den Herrn Oberpräsidenten für die Erlaubnis der Hauskollekte und

der Bitte an die Hilfsvereine, Geistlichen und Gemeindekirchenräte von der Einsammlung der letzteren Gebrauch zu machen.

Mit den letzten beiden Absätzen hatte der Referent seine Befugnis überschritten. Es sollte ja nur verhandelt werden über das, was von Berlin aus für die Heidenmission geschieht. Doch diese kleine Ungenauigkeit blieb unbeachtet. Der Antrag wurde auch auf Berlin II und III ausgedehnt. Ich kann nichts darüber finden, daß der Herr Oberpräsident auch für diese Gesellschaften eine Hauskollekte bewilligt hatte. Die Synode konnte doch also die Votierung des Dankes nicht auch auf sie ausdehnen. Jedoch auch dieses kleine Versehen wurde nicht beachtet, und der Antrag einstimmig angenommen.

Der nächstfolgenden Synode 1896 wurden nicht bloß Berichte über die Thätigkeit der drei genannten Gesellschaften vorgelegt, sondern auch über die des Allg. Ev.-Protestantischen Missionsvereins, des Frauenvereins für China und des Jerusalemvereins. Diesmal also mußte noch mehr von der kostbaren Zeit geopfert werden; denn über jeden der sechs Berichte war besonders vor der Plenarversammlung zu referieren. Mir selbst wurde die Ehre zu teil, eines dieser Referate zu geben und zwar über Berlin I.

Der mir zugewiesene Bericht war bereits im Juli 1896 verfaßt und in einer Partie bereits durch die Thatsachen weit überholt. Hier war meine Aufgabe klar: ich mußte ergänzen. Im übrigen aber war ich in der peinlichen Lage, dasselbe, was bereits alle Synodalen gedruckt in Händen hatten, und, wie man doch annehmen sollte, auch gelesen hatten, noch einmal, wenn auch in kürzerer Form zu wiederholen. Der Zweck konnte auch hierbei nur sein, möglichst die Aufmerksamkeit der Versammlung zu gewinnen und ihr Interesse zu fesseln. Augenscheinlich war dasselbe Ziel bereits bei der Abfassung des Berichts maßgebend gewesen. Dort war es freilich mit einem Mittel erstrebt, das mir nicht ganz geeignet erscheint. Die mitgeteilten Thatsachen, die bei

knappem Raume nur in großen Zügen gegeben werden konnten, sind reichlich verknüpft mit dem Ausdruck des Eindrucks, den sie auf den Schreiber und die Missionsfreunde überhaupt gemacht haben, sowie der Gefühle, die sie in ihnen hervorriefen.

Ich mußte es mit einem andern Mittel versuchen. Anschauliche Schilderung hat mir allezeit gute Dienste gethan; warum nicht auch hier? Fast schämte ich mich freilich, vor dieser hochansehnlichen Versammlung Anschauungsunterricht zu treiben, wie ich es sonst vor meiner Landgemeinde gewohnt bin. Indessen ich durfte mir nicht verhehlen, daß so manche Glieder der Synode über die Mission nicht viel besser informiert sind, als gewöhnliche Gemeindeglieder.

Ich gab also eine kurze Farbenskizze von der Nyassamission, welche im Bericht die erste Stelle einnahm. Es war nur eine Probe. Ich konnte die Zeit nicht so weit in Anspruch nehmen, um den ganzen Bericht in dieser Weise zu reproduzieren. Daher nahm ich Gelegenheit zu bemerken, daß interessante Information über die hochwichtige Sache sich in den Missionsblättern finde, deren Lektüre ich den Versammelten bestens empfahl. Es war mir lieb, auch hier mein ceterum censeo anbringen zu können. Ich fügte hinzu: „Man klagt oft, daß die Blätter ungenießbar seien. Ich glaube aber bemerkt zu haben, daß gerade die, welche solche Entschuldigung vorwenden, meistens auch nicht einmal den Versuch machen, sie zu lesen.“ Aber um nach allen Seiten billig zu sein, sagte ich auch: „Und sollte wirklich etwas Berechtigtes in der Klage sein, so wüßte ich kein geeigneteres Organ, das Veranlassung dazu geben könnte, daß die Blätter genießbarer gestaltet werden, als solch eine hochwürdige Synode. — Meine Herren! Man hat oftmals gegenüber den Reden die Thaten vermißt. Es wäre eine That, wenn die Mitglieder der Synode, die bis jetzt keine Missionsblattleser sind, anfingen, solche zu werden. Dann würden in der Folge die in Rede stehenden Berichte sehr vereinfacht werden können. Denn alles, was in der gedruckten Vorlage steht, ist den Missionsblattlesern bereits wohl bekannt.“

Nachdem ich kurz über die übrigen Felder von Berlin I referiert hatte, war meine Aufgabe gemäß dem Beschlusse von 1890 gelöst. Aber der Verfasser des Berichtes selber hatte gefühlt, daß man doch nicht ganz übergehen dürfe, was im Vater-

lande für die Mission geschieht. Von den fünf Folioseiten des Berichtes gelten 5½ Zeile der heimatlichen Missionsarbeit. Man darf das nicht tadeln, da die Synode nur Bericht wollte über das, was von Berlin aus — geschieht; aber es liegt das Mißverhältnis auf der Hand. Gerade die Seite der Mission, welche für die Synode die größte Bedeutung haben sollte, ist hier ganz unverhältnismäßig vernachlässigt. Ich konnte mich daher nicht enthalten, folgende Ergänzungen hinzuzufügen.

Von den 325 000 M. als Jahreseinnahme nach dem Durchschnitte der letzten drei Jahre, stammen aus unsrer Provinz ca. 60 000 M.[1]) Das jüngste der Berichtsjahre hat zwar nur 59 564 aufzuweisen, während zwei Jahre zuvor 60 487 einkamen. Das scheint auf den ersten Blick ein Rückgang, ist es aber in der That nicht, sondern nur eine Schwankung, wie der weitere Verfolg der Statistik deutlich ergiebt. Die Entwicklung des Reiches Gottes in irdisch sichtbaren Verhältnissen mittelst unvollkommener menschlicher Wirksamkeit ist den natürlichen Wachstumsgesetzen unterworfen. Auch die Mission wächst absatzweise. Daraus erklären sich solche Schwankungen. Ich war infolge ausgedehnter früherer Arbeiten in der Lage, von den entsprechenden drei Jahren des vorigen Jahrzehnts ebenfalls die betreffenden Zahlen vorzulegen, die freilich die Gaben für China nicht enthielten und natürlich auch keine für Ostafrika. Damals schwankten die brandenburgischen Beiträge zwischen 42 958 und 42 173 ebenfalls in absteigender Linie. Ja es lag dazwischen sogar schon die Höhe von 43 142, so daß der Durchschnitt jener Jahre sich auf 42 757 Mark stellte. Nach der, wie angedeutet, nötigen Reduktion beträgt der Durchschnitt der jetzt vorliegenden Synodalperiode jährlich 46 715 M., also nahezu eine Steigerung um 4000 Mark, oder nahezu 10% in zehn Jahren. Das ist kein üppiges Wachstum — aber immerhin es ist ein Wachstum, das uns zeigt, wie

[1]) Die Berechnung nach den betreffenden Jahresberichten war sehr mühsam gewesen, da in einer Rubrik der letzteren die Beiträge nicht nach Provinzen geordnet sind. Hier mußte überall, wo die persönliche Bekanntschaft nicht ausreichte, das Ortsverzeichnis der Provinz verglichen werden. Einige Namen, die sowohl in Brandenburg, als auch in andren Provinzen vorkamen, ließen unlösbare Schwierigkeiten übrig. Die Berechnung kann daher auf strenge Genauigkeit keinen Anspruch machen; verhältnismäßig aber dürfte dennoch das Ergebnis ein ziemlich annäherndes sein.

es in unsrer Provinz langsam, aber sicher mit der Mission vorwärts geht.

Die vorstehenden Zahlen beziehen sich lediglich auf die Provinz mit Ausschluß von Berlin. Auch in der Reichshauptstadt geht es vorwärts, obgleich sie verhältnismäßig weit hinter der Provinz zurückbleibt. 1893 brachte sie nicht ganz 17 000 für Berlin I auf; 1895 aber 20 900.

Was den Anteil betrifft, den unsre Provinz an den Beiträgen hat, die diese Gesellschaft überhaupt empfängt,[1]) so läßt sich für die Synodalperiode ein Schwanken von 19,8 % auf 18,9 % berechnen, während Berlin von 5,6 % auf 6,7 % fortschritt — das heißt in Worten: in den letzten drei Jahren hat die Hauptstadt in höherem Maße gelernt, ihre schweren Versäumnisse an der durch Berlin I getriebenen Heidenmission etwas besser zu machen, als dies von der Provinz sich sagen läßt.

Von Versäumnissen mußte ich reden. 60 000 und 20 000 sind ja allerdings beträchtliche Summen. Wenn die einzelnen Beiträge, aus denen sie sich zusammensetzen, reden könnten, würden viel schöne Gaben des Glaubens und der Liebe offenbar werden, Witwenscherflein, verknüpft mit herzlichen Gebeten und auch etliche große Beiträge mit dem Ernste der Verpflichtung fürs Reich Gottes gegeben. Aber sehr, sehr viele Gaben würden uns als nur durch eine (oft sogar unbequeme) Mahnung oder durch Rücksicht und Gewohnheit dem Geber abgedrungen erscheinen. Eine Vergleichung mit andern Ausgaben zeigt uns, daß die evangelischen Christen Brandenburgs bei weitem noch nicht den richtigen Maßstab für eine angemessene Erfüllung ihrer Beitragspflicht zur Mission gefunden haben.

Die Staatssteuern der ca. 4 Millionen evangelischer Christen betragen nach der letzten Berechnung 20 749 000 M. Alles in allem werden für die Mission bei uns 141 000 M. gegeben, also nicht viel über ein halbes Prozent jenes Betrages. Das zeigt zweifellos, daß viele Glieder unsrer Provinzialkirche zu der Steuer, die dem Könige gebührt, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, noch nicht gelernt haben, sich richtig einzuschätzen.

---

[1]) Zinsen und Legate sind hier ausgeschlossen.

Das sollte zur Nachforschung darüber veranlassen, ob denn die sonstigen Organe des Missionslebens in unsrer Provinz in gesunder Entwicklung sind? Ich schloß mit der Bitte, daß künftig der Synode darüber eingehender berichtet werde. Es nütze freilich nichts, wenn oft ganz allgemein gesagt werde, daß in dieser und jener Gemeinde die Mission „gelegentlich erwähnt werde." Das sei unkontrollierbar. Hier sollte die bestimmte Arbeit konstatiert werden. In wie viel Gemeinden werden regelmäßige Missionsstunden gehalten, und in wie vielen solche mit dem zahlenmäßig anzugebenden genügenden Erfolg? Wie viel Missionspredigten werden im Jahre vor der Gemeinde gehalten? Die Zahl der in den Gemeinden und in den Pfarrhäusern gehaltenen Missionsblätter, sowie der verbreiteten Missionsschriften, der in Thätigkeit befindlichen Missionsnähvereine, der gefeierten Missionsfeste, der Kinder-Missionsgottesdienste u. s. w. wäre festzustellen. Erst dann würden wir ein deutliches Bild von dem Missionsleben unsrer Provinz gewinnen und die schwachen Stellen erkennen, an denen unsre Arbeit einzusetzen habe, damit es besser werde.

Mit den letzteren Ausführungen hatte ich bereits die Intentionen der Synode überschritten. In dem Antrag, den ich als Referent zu formulieren hatte, beschränkte ich mich im Anschluß an den entsprechenden von vor drei Jahren auf den Ausdruck des Dankes für das, was in der Synodalperiode in der Mission geschehen ist, den ich aber nicht an die betreffenden Menschen, sondern an den Herrn der Kirche selbst richten zu müssen meinte. Infolge einer vertraulichen Bemerkung, daß dies den parlamentarischen Gepflogenheiten nicht entspreche, stimmte ich dem Vorschlage bei zu sagen:

„Synode hat mit Interesse Kenntnis genommen."
Das wurde denn die feststehende Formel, mit der die Synode auf jeden der einzelnen ihr erstatteten Missionsberichte reagierte.

Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, den Versuch zu machen, ob nicht der heimatlichen Seite des Missionswesens unsrer Provinz in Zukunft in der Synode die gebührende Beachtung gesichert werden könne und stellte folgenden, von zwölf Synodalen unterstützten Antrag, zu beschließen,

daß die Berichte über die Heidenmission in Zukunft in erster Linie das heimatliche Missonsleben zu be-

handeln haben, derart, daß die Synode instand gesetzt wird, ein möglichst deutliches und vollständiges Bild von dem Zustande des Missionslebens in unsrer Provinz und seiner Entwicklung in den betreffenden drei Jahren zu gewinnen.

Ich war mit den Gepflogenheiten des parlamentarischen Lebens noch so wenig vertraut, daß ich glaubte, der Antrag werde sicherlich angenommen werden, zumal zahlreiche Mitglieder nicht bloß der Gruppe, welcher ich mich angeschlossen hatte, der positiven Union, sondern auch der Konfessionellen mir persönlich die vollste Zustimmung erklärt hatten. Indessen es wurde ein Gegenantrag gestellt dahin gehend, daß auch die Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg und der Verband der Hilfsvereine von Berlin I jedesmal der Synode einen Bericht erstatten soll. So dankbar ich dafür war, daß die Missionskonferenz in die Verhandlung gebracht wurde — denn als Vorsitzender konnte ich selbst sie ja nicht empfehlen — so muß ich doch bedauern, daß die neu hinzukommenden Berichte auch nur einen Bruchteil von dem umfassen, was naturgemäß der Gegenstand der Synodalverhandlungen sein sollte. Mein Antrag wurde abgelehnt, auch von solchen, die ihm persönlich aufs vollste zugestimmt hatten, der Gegenantrag aber angenommen. So wird in der brandenburgischen Provinzialsynode auch fernerhin die Behandlung der Mission eine sehr zerstückelte sein. Da im Laufe der Diskussion auch der morgenländische Frauenverein erwähnt wurde, wird auch dieser künftig aufgefordert werden, einen Bericht einzureichen, und schon die nächste Synode wird es mit neun einzelnen Berichten zu thun haben. Über jeden wird ein besonderes Referat erstattet und beschlossen werden, daß die Synode mit Interesse Kenntnis genommen hat. Wie viel von der kostbaren Zeit der Synode könnte erspart werden, wie viel fruchtbarer könnten die Verhandlungen werden, wenn ein zusammenfassender Bericht über die Mission gegeben würde, der in erster Linie sich mit dem Missionsleben in der Heimat beschäftigt!

Wie wenig sich mit dem letzteren die Missionskonferenz deckt, wird bei der nächsten Versammlung der Synode offenbar werden. Sie ist eine Vereinigung, die an ihrem Teile es versucht, an der Stärkung und Förderung des Lebens mitzuarbeiten. Aber sie darf sich nicht anmaßen, eine Vertreterin des heimatlichen

Missionslebens selbst zu sein. Sie hat seit langer Zeit statistische Angaben über dasselbe nicht eingezogen, weil es sich herausstellte, daß die zu erlangenden Angaben weder erschöpfend waren, noch auch ein zutreffendes Bild von den wirklichen Verhältnissen gaben.

Infolge des Beschlusses der Provinzialsynode beantragte ich beim Vorstande der Konferenz, daß die Einziehung der Statistik unter Rubriken, die ein sichereres Bild gewähren könnten, wieder aufgenommen werden möchten. Der Vorstand aber hat den Antrag abgelehnt. Nur die Kirchenbehörde selbst ist die geeignete Instanz solche Angaben einzuziehen. Bei unsrer auf vollster Freiwilligkeit erwachsenen Organisation ist ein sachlich erschöpfendes Ergebnis nicht zu erwarten.

Die Konferenz also wird 1899 nur berichten können, daß sie drei so und so stark besuchte Jahresversammlungen gehalten und in Verbindung mit der Pommerschen dreimal den Missionslehrkursus ins Werk gesetzt hat, daß sie mehrere Studienreisen und so und so viele Missionspredigtcyklen ausführen ließ, diese und jene Schriften herausgab und in so und so vielen Exemplaren verbreitete, auch ihren Mitgliedern zu ermäßigten Preisen wissenschaftliche Missionslitteratur besorgte und dergl. Alles zusammen aber wird weit entfernt sein, ein zutreffendes Bild von dem Missionsleben in unsrer Provinz zu geben.

Der Bericht des Verbandes der Hilfsvereine von Berlin I wird noch weit weniger imstande sein, diesem Ziele nahe zu kommen. Es ist Thatsache, daß viele jener Vereine fast nur noch auf dem Papiere stehen, und die Leitung des Verbandes in ihren Bemühungen, sie zu beleben, noch wenig Erfolg gehabt hat. Die Hauptsache in diesem Berichte wird das jährlich gefeierte Missionsfest bilden, das immer eine erfreuliche Anziehungskraft ausübt. Aber schwerlich wird man dieses Provinzialmissionsfest als eine betreffende Darstellung des Missionslebens in der Provinz ansehen dürfen. Die gewiesene Stelle, an der die Thätigkeit des Verbandes zu erwähnen wäre, sollte überhaupt der Bericht über die Missionsgesellschaft selber sein. Auf dem jetzt eingeschlagenen Wege könnte die Provinzialsynode leicht dahin kommen, daß der über die ganze Provinz hin thätige Sammelverein für Berlin I oder etwa ein Verband der Nähvereine für Berlin I und darauf

vielleicht auch ähnliche Organisationen für Berlin II und Berlin III besondere Berichte erstatteten, und dieser traurigen Zersplitterung, deren Ende nicht abzusehen, würde ein immer größeres Maß der kostbaren Zeit der Synode zu opfern sein.

Möchte die Zeit nicht fern sein, in der eine klare sachliche Auffassung des heimatlichen Missionslebens alle Zersplitterung der Art beseitigt und eine einheitliche Vertretung desselben da bewirkt, wo unser kirchliches Leben seine Vertretung zu finden hat.

II. Über die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserm Volke.

„Wie wird am praktischsten die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserm Volke bewirkt?" So lautet das Thema, über welches ich 1897 auf der Missionskonferenz zu Halle einen Vortrag zu halten hatte. Ich versuche, die in demselben dargelegten Gedanken hier mehr in rein sachlicher Form wiederzugeben. Nur einige Stellen, in denen die Form des Vortrags den Eindruck des Gedankens zu unterstützen schien, werde ich hier ganz so aufnehmen, wie ich sie damals gab.

Missionskenntnis nenne ich im Gegensatz zur Missionswissenschaft das volkstümliche Wissen von der Mission. Die folgende Erörterung hat sich also auf das Gebiet des Wissens zu beschränken. Es könnte den Anschein gewinnen, als wolle die Behandlung das letztere als die Hauptsache in der Mission darstellen, was bei der oben S. 45 erwähnten Abneigung von vornherein Ablehnung und Widerspruch hervorrufen würde. Daher ist hier im voraus zu betonen, daß als die Hauptsache in der Mission die Liebe Christi (2. Kor. 5, 14) anerkannt wird. Das Thema aber verlangt die einseitige Behandlung dessen, was nur an zweiter Stelle sein Recht hat.

Missionsliebe und Missionswissen gehören jedoch organisch zusammen. Ohne Blutumlauf giebt es kein Leben. Aber ohne Atmung giebt es keinen Blutumlauf. So auch: Ohne Liebe giebt es kein Missionsleben; aber ohne Missionskenntnis giebt es keine Missionsliebe mit dem gesunden Pulsschlag des Missionslebens, wie das oft angeführte holländische Sprichwort sagt: „Onbekend maakt onbemind." Nur irrtümlicherweise wird das erklärt als: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." Dies

deutsche Sprichwort ist eine faule Entschuldigung für Versäumnisse und Unterlassungssünden. Das holländische dagegen ist ein warnender Weckruf zur Minne der Mission vermittelst der Missionskenntnis.

Ich wünschte, wir könnten in unsrer Sprache auch noch von der Missionsminne reden, wie die holländischen Brüder. Kann die Missionskenntnis helfen, in Menschenherzen Missionsminne zu wecken und zu fördern, so sollen wir jene sicherlich nicht gering achten, sondern ihr das Recht einer besondern Betrachtung einräumen.

Auf der andern Seite drängt dazu die offenkundige Unkenntnis der Mission, welche weit und breit in allen Schichten unsres Volkes herrscht, selbst in den Kreisen der höchsten Bildung. Viele Leute wissen geradezu nichts von der Mission. Andre kennen sie nur aus weiter Ferne vom Hörensagen und haben gegen sie eine unbestimmte Abneigung; oder sie haben sich eine verkehrte Vorstellung von der Sache gemacht, auf Grund deren sie dieselbe verachten oder bekämpfen. Eine durch besondere Verhältnisse solchen Leuten aufgedrängte Kenntnisnahme ruft nicht selten Erstaunen über die Täuschung, in der sie sich befanden, hervor. Das Vorurteil, die Mission sei die Sache eines kleinen Kreises schwärmerischer Menschen, hindert vielfach eine zutreffende Kenntnis. Auch jetzt noch, wo infolge unsres Kolonialwesens die Mission oft in Zeitungen und öffentlichen Verhandlungen erwähnt wird, und ein gebildeter Mensch ihr gar nicht mehr aus dem Wege gehen kann, trifft man die verkehrten Vorstellungen und gröbsten Irrtümer an. Viele Leute, die vielleicht sogar viel von der Mission sprechen, kennen sie gar nicht.

Die Missionsunkenntnis aber erstreckt sich keineswegs auf die missionslosen Kreise unsres Volkes. Auch bei Missionsfreunden zeigt sich nicht selten ein betrübender Mangel an Sachkenntnis. Es sei gestattet ein Beispiel anzuführen. Ein Pastor schrieb an einen ihm von früher her bekannten Missionsmann und bat dringend um Material und Anweisung zur Anfertigung eines Missionsberichtes, da er von dem Synodalvertreter aufgefordert sei, einen solchen bei dem Missionsfeste zu halten. Er bekannte dabei offen, daß er sich noch nie ernstlicher mit der Missionsarbeit beschäftigt habe. Dieser Hilferuf läßt ein eigentümliches Licht fallen, nicht bloß auf den Pastor,

der nicht (wie man hätte erwarten sollen) beschämt über seine ungenügende Kenntnis, den Auftrag ablehnte, sondern auch auf den Synodalvertreter, der solch einen Amtsbruder zur Berichterstattung aufgefordert und ihm nur ein paar Bekehrungsgeschichten als Material geschickt hatte, die jenem selbst nicht zu genügen schienen. Es scheint, daß in der Nähe auch keine andern Pastoren waren, denen eine größere Missionskenntnis zugetraut werden konnte. Es giebt nicht wenige, die entschieden für die Mission eintreten und etwa bei der Sammlung der Hauskollekte allerlei starke Hebel in Bewegung setzen. Aber wollte man mit ihnen eine kleine Missionsprüfung anstellen, so würden sie nur wenig zu antworten wissen. Es soll z. B. vorgekommen sein, daß ein Pastor, der die Beiträge an Berlin I lieferte, nicht wußte, wo Botschabelo liegt. Es ist sogar zu befürchten, daß er in seiner Unkenntnis nicht wenige Genossen hat.

Aber selbst solche Pastoren, die als eifrige Missions-Arbeiter bekannt sind und als Festprediger und Berichterstatter weithin geholt werden, zeigen zuweilen einen betrübenden Mangel an gesunder Missionskenntnis. Es giebt solche, deren Wissen lediglich in einem Vorrat von Anekdoten besteht, die vielleicht aus einer Sammlung von zweifelhafter Zuverlässigkeit entnommen sind. Daß noch immer der bekannte Wagen, der in Peking jeden Morgen die ermordeten Kinder zusammenholt,[1]) oder die Dajakken, die ihre alten Eltern an einen Baum hängen und ihnen Stücke Fleisch vom Leibe schneiden, die sie auffressen, und andre ähnliche Geschichten auf unsern Missionsfesten vorkommen, ist ein trauriger Gradmesser für den Stand der bei uns herrschenden Missionskenntnis.

Noch schmerzlicher ist die Unkenntnis und Unklarheit über die Stellung, welche der Mission im Christentum überhaupt gebührt. Ich fragte einmal einen Amtsbruder, ob er in seiner Gemeinde etwas für die Mission thäte. „O ja", war die Antwort, „ich erwähne sie gelegentlich in der Predigt ganz nachdrücklich." In diesem Zusammenhange sollte das Wort „gelegentlich" ganz ungehörig erscheinen. Die große Reichssache des himmlischen Königs, dem wir dienen, sollte doch nicht so

---

[1]) Vergl. die Berichtigung in Dornen und Ähren XII, Wangkitong und Tsüliang.

nebensächlich behandelt werden dürfen. Als ich jenen Amtsbruder darauf aufmerksam machte, entgegnete er: „Aber die Hauptsache ist doch die Arbeit an der eignen Gemeinde selbst. Die Erweckung der toten Herzen beansprucht doch alle unsre Kräfte.“ Dieser junge, eifrige Bruder wußte also noch nicht, daß die Mission zum innersten Kerne des Evangeliums gehört. Er stand noch im Wahne, als sei sie so ein Nebenschößling am Baume des Christentums, während die zum Kerne des Christentums gehörige Stellung der Mission doch mit zu den grundlegenden Stücken des Missionswissens gehört. — Leider steht auch dieser Bruder nicht allein da.

Es ist oft gesagt, daß die Pastoren die amtlichen Träger des Missionslebens sind. Das theologische Studium ist die Vorbereitung zu ihrem Beruf im allgemeinen. So sollte man auch ein gewisses Maß von Missionsstudium von ihnen fordern dürfen. Aber es stellt sich heraus, daß es manchen selbst an der volkstümlichen Kenntnis fehlt. Wenn dergleichen am Haupte vorkommt, was darf man dann von den Gliedern, von den breiten Schichten unsres Volkes selbst, erwarten?!

Vielleicht wird der Mangel an jener Stelle zugegeben, während die Forderungen an das Volk so herabgemindert werden, daß von dringendem Bedürfnis nichts mehr vorzuliegen scheint. Man meint, das Volk wisse von der Mission, soviel es zu wissen brauche. Das zeige sich in den von Jahr zu Jahr wachsenden Missionsbeiträgen, die auf eine fortschreitende Bekanntschaft mit der Sache schließen lassen. Die komme ganz von selbst, auch ohne besondere Veranstaltungen zur Pflanzung und Pflege des Missionswissens. Manche warnen vielleicht sogar davor unter dem Gesichtspunkte, daß es mancherlei andre Sachen gebe, die zu kennen unserm Volke viel nötiger wären, als die Mission.

Ich halte es für gewagt, beim Volke die Missionskenntnis vorauszusetzen, so wie auf dem Acker die wildwachsenden Feldblumen. Andrerseits befürchte ich keine Gefahr, das Volk mit Kenntnissen zu überladen. Selbst wenn Vereine für Volkswohlfahrt, Landwirtschaft, Gesundheitspflege, Hausindustrie und dergl. sich bemühen, unserm Volke noch ein bedeutendes Maß von nützlichen Kenntnissen beizubringen, würde immer noch für die Mission

ziemlich viel Raum übrig bleiben. Wenn aber die Leistungen für die Mission zum Maßstabe der vorhandenen Kenntnis gemacht wird, so springt das Bedürfnis deutlich in die Augen. Mag auch das Wachstum der Gaben erfreulich sein — vom rechten Standpunkte betrachtet erscheint das, was unser Volk für die Mission leistet, als Ausdruck eines noch immer recht krankhaften, verkrüppelten Lebens, das sich nur langsam erholt. Ein sehr wichtiges Stück von Krankheitsstoff in unserm Missionsleben ist eben auch der Mangel einer angemessenen Sachkenntnis.

Es ist überflüssig, denselben nachzuweisen in denjenigen breiten Schichten unsres Volkes, die wir geradezu als missionslos bezeichnen können und auf die man in Bezug auf die Mission wohl von vornherein (wie mir scheint mit Unrecht) verzichtet, und das Werk allein einem auserwählten Kreise vorbehält. Aber auch bei den kleinen Häuflein bewährter Missionsfreunde vermißt man gar oft die Kenntnis, oder wenigstens die zutreffende Kenntnis. Auch bei ihnen giebt es irrige Vorstellungen von der großen Sache, wie ich dies bereits von den missionslosen Kreisen erwähnte, nur daß die Täuschung hier und dort ganz entgegengesetzter Art ist. Auch da, wo man die Mission von ferne als eine erhabene Sache im Heiligenschein betrachtet und nicht wagt, ihr nahe zu treten und sie anzusehen, wie sie in Wirklichkeit ist, giebt es Irrtümer und Vorurteile, die eine gesunde Kenntnis verhindern. Die erwähnten, idealisierenden und schönfärbenden Anekdoten, welche für viele Missionsfreunde die hauptsächlichste Quelle ihrer Sachkenntnis bilden, lassen solche Gefahr in weitem Maße befürchten.

Doch genug über die Bedürfnisfrage. Das Thema berührt ein Gebiet, auf dem in mehr als einer Beziehung geradezu ein dringender Notstand vorliegt.

Ein solcher verlangt gründliche Abhilfe. Darauf deutet der Ausdruck „elementare Missionskenntnis" hin, der zu gleicher Zeit die nötige Beschränkung an die Hand giebt. Wir dürfen das geforderte Wissen nicht zu hoch bemessen. Die Mission ist eine so große Sache, daß ein kurzes Menschenleben und ein kleines Menschenhirn nicht ausreicht, sie mit vollem Wissen zu umspannen. „Unser Wissen ist Stückwerk", den Eindruck hat jemand, der heutzutage auch nur die Hälfte der erscheinenden Missionsblätter zu

verfolgen unternimmt, aber in jedem Monate ganze Stöße derselben ungelesen fortpacken muß. Jedes zu weite Hinausgreifen in dieses schier unabsehbare Gebiet würde ein schädlicher Mißgriff sein. Man kann nicht verlangen, daß unsre Gemeinden auf allen Missionsgebieten des Erdballs Bescheid wissen sollen. Ich bekenne, daß ich mir früher auch die Ziele zu weit gesteckt habe. Aber in der Arbeit lernt man klein und bescheiden werden. Von einem Amtsbruder hörte ich, daß er seine Gemeinde in mehrjährigen Kursen nun schon zweimal um die Erde geführt habe. Ich glaube nicht, daß ein umfangreiches Wissen davon zurückgeblieben war. Schon für einen fleißigen Pastor, der viel Zeit hat, ist es eine kaum lösbare Aufgabe, sich den ganzen Stoff aus Gunderts Handbuch anzueignen. Als Nachschlagebuch ist es vortrefflich und sollte in keinem Pfarrhause fehlen und fleißig gebraucht werden. Aber ich ziehe den Hut vor dem, der alles weiß, was im Gundert steht. Danach sollten wir darauf verzichten, unsern Gemeinden ein einheitliches allgemeines Wissen, wenn auch nur in einem ganz abgekürzten Auszuge beibringen zu wollen.

Neben dieser Beschränkung des geschichtlichen und geographischen Missionswissens sollte man aber auch vorsichtig sein und nicht Missionstheorie treiben. Es handelt sich um Kenntnis, nicht um Wissenschaft. Sicherlich sollen manche von der Missionstheorie behandelte Thatsachen und Aufgaben jedem Christen bekannt sein. Aber eine wissenschaftliche Erfassung und Erörterung derselben würde weit über das Ziel hinausschießen. Fragen der Missionsmethode, zu deren Behandlung Fachkenntnis gehört, sollten nicht vor die Gemeinde gebracht werden. Auch in diesem Punkte wird manches versehen. Man kann es erleben, daß in einer Festpredigt oder -Bericht Missionsprobleme der schwierigsten Art vorgebracht und angeblich gelöst werden, obgleich darüber unter den Fachleuten bei weitem noch keine Einigkeit erzielt ist. Für Kritik und Polemik ist jedenfalls kein Raum in der elementaren Missionskenntnis. Es war daher völlig verfehlt, als ein Pastor in seiner bis dahin von Mission kaum berührten Gemeinde einige seiner Gemeindeglieder veranlaßte, mit ihm gemeinsam Warnecks Zeitschrift zu halten.

Versuchen wir nun, festzustellen, was zu einer elementaren Missionskenntnis gehört. Es ist so, als wenn im Lehrplane die Ziele des Unterrichts festgestellt werden. Dabei ist nicht

zu übersehen, daß auch die Elementarschule verschiedene Stufen hat, und daß sie dem Ziele in verschiedenen Absätzen zustrebt. Auch weiß man, daß das festgestellte Ziel meist nicht von allen, oft nur von wenigen Schülern erreicht wird. Was ich aber von der Missionskenntnis als allgemeinen Besitz unsres Volkes für wünschenswert halte, ist folgendes.

1. Jeder Christ sollte wissen, wie die Mission im Christentum steht, nicht neben demselben, sondern in seinem Kerne. Auf Grund des Missionsbefehls und andrer unzweideutiger Stellen der heil. Schrift sollte die Verpflichtung jedes Christen zur Mission unzweifelhaft werden, so daß der Gedanke, als sei sie ein opus supererogationis gar nicht mehr aufkommen könnte.

2. Jeder Christ sollte etwas wissen von der apostolischen Mission, sowie von der Christianisierung Deutschlands. Ohne viel mit Daten der Kirchengeschichte belastet zu werden, sollte er doch so viel von der großen Veränderung wissen, die das Evangelium unserm Volke gebracht hat, daß ihm die Segnungen eines christlichen Volkslebens im Unterschiede von heidnischen Zuständen klar wären.

3. Er sollte etwas wissen von der Vernachlässigung der Christenheit, die ihre Verpflichtung gegen die Heidenwelt lange versäumt hat; dann aber auch etwas von den Ursprüngen der modernen Mission in England und in Deutschland, von ihren Fortschritten und die wichtigsten Daten über den Stand der evangelischen Heidenmission überhaupt und den Anteil, den die deutsche Missionsarbeit dabei hat. Auch sollten wenigstens die wichtigsten deutschen Missionsgesellschaften bekannt sein.

4. Möchte ich, daß jeder Christ eine etwas nähere Kenntnis habe von derjenigen Gesellschaft, der seine Missionsgaben zufließen. Er sollte etwas von ihrer Organisation wissen (wobei es auf den Namen Komitee oder Kuratorium u. s. w. gar nicht ankommt). Wo das Missionshaus ist, und daß darin junge Leute zu Missionaren ausgebildet werden, sollte ihm geläufig sein.

5. Die Arbeitsfelder dieser Gesellschaft sollten bekannt sein; von den dortigen Völkerschaften, von den wichtigsten Zügen der Missionsarbeit, von dem Zustande der gesammelten christlichen Gemeinden sollte eine einigermaßen zutreffende Vorstellung vorhanden sein.

6. Daneben ist auch eine Bekanntschaft mit hervorragend

wichtigen Missionsfeldern andrer Gesellschaften sehr wünschenswert, namentlich mit Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit aller christlichen Arbeiten für das Reich Gottes.

7. Jeder Christ sollte wissen, wie er an seinem Teile bei dem Missionswerke mit helfen kann, indem er durch seine Beteiligung mit Gebet und Gaben die ausgesandten Missionare zu seinen Stellvertretern macht. Eine specielle Kenntnis von einem Missionar und seiner Station von diesem Gesichtspunkte aus ist sehr wünschenswert.

Das wäre das Maß von elementarer Missionskenntnis, zu dem wir unser Volk zu führen uns befleißigen sollten.

Im Vorübergehen möchte ich den Finger darauf legen, daß unser Thema das Volk als Subjekt dieser Missionskenntnis bezeichnet. Ich freue mich des gesunden Optimismus, der darin liegt. Man kommt jetzt so oft an Nachthütten in den Kürbisgärten vorüber, aus denen die Klage erklingt, als sei es vorbei mit unserm Volk und seinem Christentum. Oft hört man die Meinung, als gehöre diese trostlose Auffassung gerade zur Mission, die nur von kleinen auserwählten Häuflein getrieben werden könne. Sie ist ja allerdings einst in solchen versteckten Winkelchen entstanden. Aber man müßte sich doch gerade die Augen zuhalten, um nicht zu sehen, wie es anders geworden ist in den letzten Jahrzehnten. Aus mancher der zerstreuten Nachthütten ist doch schon eine Stadt Gottes geworden, die fein lustig aufblüht, und obwohl sie mit dem Kreuze bezeichnet ist, doch mit unwiderstehlicher Kraft wächst. Wer dies Wachstum der Mission mit erlebt hat, sollte doch gar nicht so verzagt drein schauen können. Trotz des vielfachen Abfalls und der großen Feindschaft sollten wir Missionsleute die getroste Hoffnung und fröhliche Zuversicht haben, daß unser Volk durch Gottes Gnade noch als ein christliches Volk erhalten bleiben — ja sogar zu einem Missionsvolke werden wird. In solchem Glauben fühlen wir die Verpflichtung, daß wir auch das Unsrige dazu thun sollen. Mut gehört dazu. Aber wenn heute Hunderte von Amtsbrüdern sich um unser Thema scharen, so ist das ein Zeichen, daß der Mut nicht fehlt weithin durch das ganze Volk, der Mission Kanäle graben zu helfen. In andern evangelischen Ländern wurzelt das Missionsleben nur noch in den zersplitterten Resten der einstigen Volkskirche in immer weiter sich teilenden Freikirchen und Sekten. Wir

hoffen, daß die Mission noch einmal durch das ganze deutsche Volk ihre unzähligen Wurzeln und Fasern erstrecken wird — darum forschen wir danach, wie zunächst sich die Einwurzelung der elementaren Missionskenntnis in unserm Volke bewirken läßt.

„Einwurzelung!“ Ein prächtiger Begriff. Dem Missionsfreunde, der zugleich Botaniker oder praktischer Gärtner ist, giebt er eine Fülle von Gedanken an die Hand.

1. Zunächst weist er uns das Ziel zu einer sicheren, feststehenden Kenntnis. Der gut bewurzelte Baum bedarf nicht mehr des Pfahles, er hält sich selbst auch wenn der Wind durch seine Krone fährt und den jungen Stamm niederbeugt. Die eingewurzelte Pflanze ist lebensfähig, die wurzellose muß bald welken.

2. Wir achten aber auch auf den Vorgang der Einwurzelung. Sie ist etwas durchaus Organisches, nichts Mechanisches. Man kann ein Bäumchen nicht in der Erde befestigen durch Anwendung von Gewalt. Diese würde sogar gerade das Gegenteil bewirken. Der Baum muß sich vermöge seiner eignen Wurzeln im Boden festsaugen.

3. Dies geschieht vermittelst einer weit verzweigten und fein zerteilten Wurzelkrone, die wesentlich der Verzweigung der oberen Krone entspricht. Von der in die Tiefe gehenden Pfahlwurzel und den sich weithin streckenden Tauwurzeln gehen eine Menge feiner Fasern aus, die alle löslichen Bestandteile des Erdbodens aufnehmen, aber nicht um sie für sich zu behalten, sondern um sie an den Stamm abzugeben und nach den Zweigen zu senden, von denen seiner Zeit der zubereitete Saft wieder bis in die Wurzeln zurückgesendet wird.

4. Auch wollen wir nicht unbeachtet lassen, daß die Einwurzelung nur der Anfang eines immer weiter fortschreitenden Wurzellebens ist.

5. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die Einwurzelung ihre Voraussetzungen in der Beschaffenheit des Bodens hat. Ein fester Boden setzt ihr Schwierigkeiten entgegen; je lockerer er ist, desto leichter erfolgt sie. Sie verlangt gewisse Nahrungsstoffe und dazu viel Wasser.

Sehen wir uns nun einmal das vorhandene Missionsleben darauf an, ob es wohl eine so eingewurzelte Missionskenntnis aufzuweisen hat?

Als den ersten der Kanäle, durch welche sie unserm Volke

zugeführt wird, haben wir die Schule ins Auge zu fassen. Ohne Zweifel könnte die Schule in diesem Stücke viel leisten. Kein Christenkind sollte sie verlassen, ohne über die Bedeutung der Mission und ihre centrale Stellung im Christentum ins klare gekommen zu sein. Wenn alle Lehrer selbst von den Grundgedanken, die Warneck in seinem trefflichen Buche Die Mission und die Schule unter Nr. II ausführlich behandelt hat, durchdrungen wären, so müßte die Schule zur Beseitigung der groben Unkenntnis und der schweren Mißverständnisse bezüglich der Mission mächtig mitwirken. Aber die Schwierigkeit liegt darin, daß wir solche von Missionsleben wirklich erfüllten Lehrer — fast möchte ich sagen — noch mit der Laterne suchen müssen. Freilich beweist die Lehrerwelt ein nicht geringes Entgegenkommen. Die sieben Auflagen, die Warnecks Buch bereits erlebt hat, zeugen dafür; wenn auch ein gut Teil der Verbreitung dem guten Willen der Pastoren zu danken sein mag. Aber ich fürchte, daß nicht jeder Lehrer, der das Buch besitzt, es auch wirklich recht und fleißig gebraucht. Und ferner fürchte ich, daß viele unter denen, die die Mission in der Schule behandeln, sie schließlich doch nur als einen Anhang zu dem sonstigen Unterricht geben, aber es nicht verstehen, sie in die ihr gebührende centrale Stellung zu bringen.

Eine zweite große Schwierigkeit ist die, daß in der That der Lehrplan der Elementarschule mit andern Unterrichtsfächern sehr besetzt ist. Der Raum, über den er verfügt, ist so in Anspruch genommen, daß für die Mission in der That nur sehr wenig übrig bleibt. Es gehört nicht bloß ein warmes Missionsherz, sondern auch eine technische Geschicklichkeit und Gewandtheit dazu, die Mission immer wieder zu traktieren bei allen den geeigneten Gelegenheiten, wie sie Warneck aufs beste nachgewiesen hat.

Unter ganz besonders günstigen Verhältnissen würde die Schule die geforderte Einwurzelung bewirken können. Selbst auch den Punkt, mit welchem ich in meinen obigen Forderungen über Warneck noch hinausgehe. Ich vermisse bei ihm die bestimmte Beziehung auf das Werk der einen Gesellschaft, von der ein jedes Kind soll sagen können: „Das ist unsre Mission.“ Diese günstigen Verhältnisse aber finden sich nur da, wo der Lehrer nicht nur lehrt und Kenntnisse beibringt, sondern wo seine von Missionsliebe und Missionsleben erfüllte Persönlichkeit eine infizierende

Kraft auf die Schüler ausübt. Auch will ich nicht unerwähnt lassen, wie viel auf die Mithilfe des Hauses ankommt. Kinder, denen die Mutter schon ein Gebetlein für die armen Heiden vorgesprochen hat, würden auch in der Schule eine ganz andre Empfänglichkeit beweisen, als die, welche aus missionslosen Häusern kommen.

Von der Schule geht es in den Konfirmandenunterricht. Noch weit weniger als der Lehrer in der achtjährigen Schulzeit hat der Pastor Raum für eine eingehende Darbietung und Aneignung des betreffenden Lernstoffes. Die Kenntnis sollte im wesentlichen aus der Schule mitgebracht werden. Aber der Konfirmandenunterricht sollte sie vollends in die rechte Verbindung bringen mit dem, was die jungen Christen zu Christen macht. Der persönliche Eindruck des Konfirmators sollte sie beleben und fördern.

Sicherlich giebt es Gemeinden, in denen an Schülern und Konfirmanden in der That etwas von der geforderten Einwurzelung erreicht wird. Aber ebenso sicher ist es, daß solche Fälle die verschwindende Minorität bilden. Dazu: das, was die Kinder von Mission gelernt haben, geht im weiteren Leben sehr bald wieder verloren. Oft war es in Wahrheit keine Einwurzelung. Die oben angedeutete Physiologie des Wurzellebens giebt uns Winke, die Sache zu durchschauen. Wenn ein strenger Lehrer, vielleicht nur infolge des von der Behörde gekommenen Auftrages, die Elemente des Missionswissens den Kindern (sit venia verbo) einpaukt, so ist das nicht anders, als wollte ich das Bäumchen womöglich mit dem Hammer in den Erdboden einkeilen. Solche Kenntnis wird in brevi futuram oblivionem beigebracht. Das in die Erde gezwängte Bäumchen stirbt bald ab.

Oder nehmen wir an, es war ein freundlicher, wohlwollender Gärtner, der es pflanzte, aber es gelang ihm nicht, die Ausbildung kräftiger Hauptwurzeln zu bewirken. Hier und da im Unterricht war die Mission erwähnt; lauter vereinzelte Fasern, die immer wieder sehr schnell verdorrten, aber sich nicht konzentrieren konnten um eine in die Tiefe, ins Herz des Christentums gehende Pfahlwurzel. Wer kann sich wundern, wenn die Stürme des Lebens solch ein Bäumchen bald zu Boden strecken!

Oder wäre in der Schule wirklich eine schöne Wurzelkrone erzielt, tadellos, gesund und kräftig, so kommt doch für jedes

Bäumchen die sehr kritische Zeit der Verpflanzung aus der Schule in das Leben. Das Leben aber hat nur selten den milden lockern Boden, genügend erfüllt mit Nährstoffen, der für die Einwurzelung günstig ist. Viel öfter gleicht es einem harten, eisenhaltigen Kiesboden, den niemand gelockert hat. Niemand gräbt die Pflanzscheibe um, niemand bringt ihm die erforderliche Nahrung — niemand kommt mit der Gießkanne, seinen Durst zu löschen!

Wenn heute alle Elementarschulen die Kinder mit einer tadellosen Missionskenntnis entließen, so wäre damit noch keineswegs die Aufgabe gelöst. Die Einwurzelung ist nicht bloß ein Akt oder der Vorgang in einer beschränkten Periode, sondern der Anfang eines dauernden Wurzellebens, das nicht unterbrochen werden, das nicht zum Stillstande kommen darf.

Somit führt uns unser Thema nicht bloß auf die Schule und die Jugend. Ohne Arbeit in der Gemeinde stockt und verkommt alle Missionskenntnis, wenn solche in der Jugend wirklich zuwege gebracht wäre. Es bleibt also weiter zu erwägen: Was leistet die Missionsarbeit in der Gemeinde für den in Rede stehenden Zweck?

Da haben wir zunächst die Predigt. Sie hat ja auch eine lehrhafte Seite. Bei geschickter, planmäßiger Behandlung könnte sie vieles von den genannten Elementen des Missionswissens, soweit sie mehr theoretischer Art sind, der Gemeinde zu sicherem Eigentum machen. Aber geschieht das wirklich? Ich möchte wohl wissen, wie viele Pastoren es giebt, die planmäßig Jahr für Jahr an dieser Aufgabe arbeiten! Die Sache ist gar nicht so einfach. Viele Tropfen höhlen einen Stein aus; aber Nb. nur, wenn sie immer wieder auf eine und dieselbe Stelle treffen. Leider giebt es Kanzeln, von denen fast gar keine Missionstropfen herabfallen. Von manchen kommen sie häufiger; von einigen vielleicht gar zahlreich — aber bald hier, bald dahin treffend, wie der leichte Sprühregen. Der hat noch nie einen Stein ausgehöhlt. Da sind wir denn wieder bei der unglücklichen gelegentlichen Erwähnung der Mission von der Kanzel, die darum so nachteilig wirkt, weil sie den Schein erweckt, man habe etwas, und vielleicht viel, für die Mission gethan, aber es war doch keine sachliche, solide Arbeit. „Ich behandle die Sache occasionell", sagte einmal ein namhafter Missionsmann. Also mal so, mal so, wie es gerade kommt. Mir graut davor. Be-

sonders nachteilig wird diese Praxis, wenn sie getränkt ist mit einer die Missionsträgheit der Gemeinde strafenden Schärfe. Wenn unter den Sprühregen noch etwas Essig gemischt ist, so wird er geradezu unangenehm.

Solche Behandlung der Mission von der Kanzel führt sicherlich nicht zur richtigen Einwurzelung. Das sind alles nur solche kleine Faserchen, die für kurze Zeit ihren Dienst thun, aber sobald sie das bißchen Nährstoff, das in ihrem Bereiche lag, aufgesogen haben, verkommen sie und sterben ab.

Kräftige, gesunde Stammwurzeln, die von der Kanzel in die Zuhörer hineinwachsen, thun vor allem not. Wohl ist die Pfahlwurzel, die in die Tiefe der Herzen geht, die Hauptsache. Aber davon handelt ja das Thema nicht. Hier kommt es auf Missionskenntnis an, die mehr in die Breite geht. Sie wird durch die Tauwurzeln veranschaulicht, die nach rechts und links sich erstrecken. Diese dürfen gar nicht fehlen. Sind sie, wie es z. B. bei Birnenbäumen öfters vorkommt, infolge falscher Behandlung nicht richtig ausgebildet, so hat der arme Baum auch keinen recht festen Stand, sondern wird von jedem Sturm erbärmlich hin und her gerüttelt.

In diesem Gleichnis liegen ein paar der allerwichtigsten missionshomiletischen Fingerzeige. Stammwurzeln sind im Gegensatz zu der gelegentlichen Erwähnung die richtigen ganzen Missionspredigten. Ich kann den Amtsbrüdern nur raten: halten Sie besondere Missionspredigten, etwa vier im Jahre. Das schafft mehr, als wenn Sie fünfzigmal die Mission sonstwie in Predigten erwähnen. Aber freilich, diese Missionspredigten dürfen des lehrhaften Elements nicht entbehren, wenn sie Kenntnis wirken sollen, und das erwünschte Maß derselben sollte von vornherein als Ziel deutlich ins Auge gefaßt sein. Wo einer Gemeinde regelmäßig solche Predigten zu teil werden, erfolgt im Laufe der Jahre sicherlich die gewünschte Einwurzelung.

Ob es wohl viel Gemeinden geben mag, in denen so systematisch gearbeitet wird? Ich fürchte, in sehr vielen bleibt die offiziell vom Konsistorium angeordnete Missionspredigt die einzige im ganzen Jahre. Aber falls auch ihrer mehrere gehalten werden, ist es fraglich, ob sie den angedeuteten Erfolg haben. Missionspredigt und Missionspredigt kann nämlich sehr verschieden sein.

Im Grunde steht es noch gar nicht fest, was eigentlich eine

Missionspredigt ist; denn eine anerkannte, wissenschaftliche Definition derselben giebt es noch nicht, ihre Aufgabe und Ziel sind noch nicht festgestellt. Das darf uns nicht wundernehmen, denn die Theorie kann der Praxis immer erst nachfolgen. Aber nachdem schon Myriaden von Missionspredigten gehalten, und jedenfalls mehrere Tausend deutscher Missionspredigten gedruckt sind, dürfte es für die Theorie Zeit sein, sich aufzumachen. Wir brauchen eine Missionshomiletik. Hier ist nicht der Ort, weiter darauf einzugehen. Aber so viel verlangt unser Thema: Eine Predigt, die nur erwecklich und geradezu missionierend an die Herzen der Hörer klopft und aus der Mission vielleicht nur ein Beispiel anführt, wie auch ein Heide sich bekehrt hat, womit die Heidenmission selbst nur zu einem illustrativen Mittel im Dienste der Erweckung der eignen Gemeinde wird, — eine solche Predigt ist nicht geeignet, um eine Einwurzelung von Missionskenntnis zu bewirken. 52 Sonntage stehen uns zur Verfügung. An jedem könnten wir, wenn es uns angezeigt erschiene, eine Erweckungspredigt halten. Halten wir aber einmal eine Missionspredigt, so sollte eben unsre Arbeit der Mission gelten, und nicht bloß die große Reichsgottessache der eignen Gemeinde dienstbar machen. Dies sollten wir um so mehr zugeben, je mehr wir wissen und erfahren haben, daß auch die objektive Behandlung der Mission sehr erwecklich wirkt, oft mehr als unsre dringendsten Weckrufe.

Wenn sich aber erst kräftige Stammwurzeln des Missionslebens infolge besonderer Missionspredigten durch die Gemeinde ziehen, so werden ganz von selbst zahlreiche Missionsfasern sich auch durch die Sonntagspredigt ziehen. Die haben dann eine ganz andre Bedeutung, als die vorher angedeuteten gelegentlichen Erwähnungen.

Vereinzelte Predigten, z. B. auf einem Missionsfeste oder bei den außerordentlichen Gottesdiensten einer Predigtreise, können die regelmäßige Missionspredigt im Hauptgottesdienste nicht ersetzen, die ungleich mehr Zuhörer findet. Ich rechne z. B. nach unsrer Diöcese. Wir haben jährlich drei Missionsfeste mit zusammen höchstens tausend Besuchern. Eine Predigtreise wurde vor elf Jahren gehalten, bei der 6000—7000 Hörer sich beteiligten. Selbst wenn eine solche alle zehn Jahre erfolgte, würde im Durchschnitt durch die beiden genannten Mittel jährlich kaum 2000 Zuhörern die Mission nahe gebracht. Vier jährliche Missionspredigten in

allen Kirchen unsrer Diöcese würden dagegen zusammen etwa 20 000 Zuhörer haben — also ziemlich zehnmal mehr Gelegenheit zur Einwurzelung der Missionskenntnis bieten.

Die Predigt hat es mehr mit der theoretischen Missionskenntnis zu thun. Das Thema aber weist uns vorwiegend auf Realkenntnisse.

Schon in der Schule können sie gepflanzt werden, aber mit dem, was dort bis jetzt geschieht, wird der Einwurzelung in unserm Volke keineswegs Genüge gethan. Die Mittel zu weiterer Pflege realer Missionskenntnis liegen auf der Hand: Missionsstunden, Missionsfestberichte, Missionsblätter und volkstümliche Missionsschriften. Würden diese Mittel planmäßig verwendet, um den christlichen Gemeinden das nahe zu bringen, was oben unter Nr. 3—6 gefordert wurde, so müßten sie eine bedeutende Vermehrung und Befestigung der Missionskenntnis bewirken.

Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß wir hier mit weit beschränkteren Grenzen, als bei der Predigt, rechnen müssen. Die Missionsstunden sind anerkanntermaßen gegen früher zurückgegangen (vergl. unter Nr. V.). Von den Festberichten gilt, was oben von den Festpredigten gesagt wurde. Die Leserzahl unsrer Missionsblätter ist zwar in neuerer Zeit durch die Gründung neuer Blätter sehr gewachsen. Doch im Verhältnis der Seelenzahl unsres evangelischen Volkes ist sie recht gering. Der Absatz volkstümlicher Missionsschriften zeigt zwar von Jahr zu Jahr eine erfreuliche Zunahme, aber auch damit wird nur ein beschränkter Teil des Volkes erreicht.

Noch weniger befriedigend erscheinen die genannten Mittel in Bezug auf die Missionskenntnis selbst, die sie vermitteln. Wollte man mit den Besuchern der Missionsstunden und Feste und den Lesern der Blätter und Traktate nach den gewiß doch sehr bescheidenen Forderungen obigen Programms elementarer Missionskenntnis ein kleines Examen anstellen, so würden wir wahrscheinlich nicht viel befriedigende Antworten erhalten. Die Missionsstunden werden vielfach vorwiegend als Erbauungsstunden gehalten und dadurch die Mitteilung der realen Kenntnisse recht beschränkt. Aber ich habe öfter davon gehört, daß solche gar nicht einmal aus dem Gebiete der Heidenmission allein, sondern auch aus dem des Gustav-

Adolfvereins, der Diakonie oder wie man sagt der Innern Mission gewählt sind. Damit kann keine Missionskenntnis im Sinne unsres Themas einwurzeln. Wird aus der Heidenmission berichtet, so ist oft die mangelnde Anschaulichkeit ein großes Hindernis. Die trockenen Daten sind für die ausgestreckten Saugwurzeln wie unlösliche Nährstoffe im Boden. Was helfen 20% Phosphorsäure, wenn davon kaum 2% löslich sind. Was hilft eine treffliche pragmatisch-historische Darstellung der Entwicklung einer Station mit statistischen Daten, wenn schon am nächsten Tage kaum ein paar Namen oder Zahlen den Zuhörern im Gedächtnis geblieben sind! Endlich aber bieten Missionsstunden vielfach einen Stoff, der nicht die geeignete Nahrung für die Wurzeln des Missionswissens bildet — die schon erwähnte Missionsanekdote. Sie ist die idealisierte Darstellung eines Ereignisses, die sich durch traditionelle Fortpflanzung immer weiter von der Wirklichkeit entfernt hat. Manche enthalten Unwahrheiten der ungeheuerlichsten Art. Aber auch, wenn die Anekdote harmloser Art ist, giebt sie meist keine zutreffende Kenntnis der betreffenden Ereignisse und Verhältnisse. Ebensowenig vermag das eine schönfärberische Darstellung und die Generalisierung einzelner Glanzpunkte. Auch wenn in der Missionsstunde nur von einzelnen Bekehrten gehandelt wird, ganz ohne Berücksichtigung des Bodens, in dem sie gewachsen, der Atmosphäre, in der sie leben, und der Gemeinschaft, der sie angehören, so kann dies keine zutreffende Kenntnis von dem wirklichen Zustande der Mission geben.

Scheinbare Erfolge mögen erreicht werden. Wenn Pflanzen mit gewissen Chemikalien gedüngt werden, so nehmen sie dieselben auf, aber erleiden dadurch eine unnatürliche Umgestaltung. Der Kunstgärtner beabsichtigt oft eine solche, weil sie dem Geschmack und der Mode entspricht. Dabei verhehlt er sich nicht, daß die Gesundheit der Pflanze leidet. So ist es für das Missionswissen, wenn es genährt wird mit schön gefärbten Schilderungen da, wo ihm nüchternerweise der einfache Thatbestand dargeboten werden sollte. Da giebt es anstatt der sachgemäßen Kenntnis unzutreffende Vorstellungen. Die Mission erscheint in den Anekdoten oft, wie die Heiligenbilder eines Fiesole, die auf Goldgrund gemalt sind und keinen Boden unter den Füßen haben. Wer geschichtliche Kenntnis sucht, wird sie aus solchen Darstellungen nicht finden können; er gewinnt nur ein unzutreffendes, krankhaftes Wissen.

Wie sollten unsre Missionsstunden beschaffen sein, um die angedeuteten Gefahren zu vermeiden? Um dem Volke Missionskenntnis zuzuführen, dürfen sie nicht, wie sie von ihrem Ursprunge her sind, Versammlungen kleiner Häuflein bleiben. Sie müssen derart verkirchlicht werden, daß die Mission vor die ganze Gemeinde kommt. Ebenso wie ich die Elemente des theoretischen Missionswissens durch die Predigt immer wieder vor die ganze Gemeinde gebracht sehen möchte, ebenso möchte ich, daß dieser auch die entsprechenden Realkenntnisse zugeführt würden. Wird so die Missionsstunde, oder ein kirchlicher Missionsbericht, zur Zwillingsschwester der Predigt, oder vielleicht mit dieser sogar unmittelbar verbunden, so wird der letzteren das Erbauliche überlassen bleiben und umsomehr die Kenntnis der Mission gepflanzt und gepflegt werden können.

Die Darbietung des Stoffes sollte in anschaulicher Erzählung und Schilderung erfolgen. In dieser Weise kann man die apostolische und die mittelalterliche Mission, namentlich soweit sie unser Vaterland betrifft, vorführen, ebenso die Entstehung und Entwicklung der modernen Mission. Aber bei der jetzigen ungeheuren Ausdehnung der letzteren bleibt gar nichts andres übrig, als die Auswahl typischer Beispiele. Wir dürfen nie aus den Augen lassen, daß die elementare Kenntnis des Ganzen das Ziel ist. Nicht die Vorführung jedes beliebigen Bruchstücks ist geeignet, sondern nur die eines solchen, das als Repräsentant des Ganzen gelten darf. Nur eine solche ist im Sinne unsres Themas berechtigt.

Solche typischen Bilder sollten vorzugsweise aus der Arbeit derjenigen Gesellschaft genommen werden, welche wir als „unsre Mission“ bezeichnet haben. Übrigens hindert auch nichts daran, daß eine Gemeinde zwei oder drei Missionsgesellschaften habe, deren jede sie als ihre Gesellschaft bezeichnet, wenn auch wahrscheinlich die eine in besonderem Maße. Aber es ist durchaus nötig, daß die Kenntnis konkretisiert werde.

Treulich gehaltene, sorgfältige und geschickte Missionsberichte sind, wie mir scheint, das allerwichtigste Mittel zur Einwurzelung der elementaren Missionskenntnis.

Über die Missionsblätter und die volkstümlichen Missionsschriften sei nur bemerkt, daß sie etwas vor den andern besprochenen Mitteln voraus haben. Diese erreichen nur

den kirchlichen Teil des Volkes. Jene sind imstande, selbst bis in die unkirchlichen Massen zu dringen. Zu diesem Zwecke freilich wären Traktate nicht eben geeignet. Aber Schriften, die in die Kategorie der Volksschriften gehören und die Mission in ansprechender Weise behandeln, könnten hier und da Samenkörner der Missionskenntnis hintragen, die Wurzeln schlagen da, wo keine Predigt und kein Missionsbericht hingelangt. Vielleicht sprießt hier und da dann in und mit der Bekanntschaft gemäß dem holländischen Sprichworte die Liebe zur Mission!

Das aber führt uns schließlich noch einmal auf die Schule zurück. Da haben wir die Kinder nicht bloß der kirchlichen sondern auch die der unkirchlichen Glieder unsres Volks, das trotz alles Jammers doch noch nicht vom Christentum losgekommen ist. Die Jugend repräsentiert das ganze Volk, das Volk der Zukunft, von dem wir die mutige und zuversichtliche Hoffnung haben, daß es dereinst von eingewurzelter Missionskenntnis durchdrungen sein wird. Wenn sich nun die Einwurzelung bei der Jugend so bewirken ließe, daß mit dem Verlassen der Schule nicht alles wieder verloren ginge! Nicht verloren ist es bei denen, die sich zur Kirche halten, wenn diese in Predigt und Bericht die nötige Gärtnerarbeit thut, um die Bewurzelung weiter zu pflegen. Aber die andern, die in keine Kirche mehr kommen? Ja wenn man bei ihnen schon in frühster Jugend eine Einwurzelung bewirken könnte, die nicht so bald wieder abstürbe!

Und selbst bei Beschränkung auf den noch kirchlichen Teil des Volkes, wäre es eine wichtige Aufgabe, ein Geschlecht heranzuziehen, vor dem in Zukunft der Berichterstatter nicht als vor einer völligen tabula rasa stände, wie es jetzt leider so oft unser Los ist, wenn wir bei den Zuhörern auch nicht die einfachsten Elemente von Missionskenntnis voraussetzen dürfen. Ich habe etwas versucht, wozu ich freilich nach dreißigjähriger Führung auf einem andern, als dem hier angedeuteten Wege kam. Aber unser treffliches Gleichnis von der Einwurzelung führt uns zu demselben Ziele.

Beachten wir noch einmal, daß das Wurzelleben etwas durchaus Organisches ist. Mechanische Produktion wird durch äußerlichen Zwang bewirkt. Aus Metall kann man Draht ziehen mit der Macht der Maschine. Dagegen eine Wurzel entsteht nur durch den der Pflanze innewohnenden Trieb, der Nahrung nachzugehen. Die der Wurzelspitze naheliegenden Nährstoffe üben — wenn ich

so sagen darf — eine Lockung aus, welcher jene saugend und assimilierend folgt.

Nun so sollte ja auch wohl aller Jugendunterricht nicht ein äußeres Aufzwingen, sondern ein Herauslocken des inneren Triebes sein, der freudig die ihm dargereichten Stoffe sich assimiliert. Aber wie sehr ist auch in diesem Stücke die Theorie verschieden von der Praxis! In der Schule ist das Kind unter dem Zuchtmeister. Da wird gearbeitet; da „muß“ es. Mit welcher Freude wird täglich, und vollends vor den Ferien, der Schulschluß erwartet und herbeigesehnt! Die Beschäftigung des Kindes, welche aus freiem Triebe erfolgt, ist das Spiel. Das Bilderbesehen ist auch dazu zu rechnen. Jeder kann es beobachten, mit welchem urkräftigem Behagen der Kindesgeist seine Saugwurzeln ausstreckt nach der Nahrung solcher Bilder, die ihm adäquat sind.

Nun haben wir in Deutschland einen Baum, der jährlich viele Hunderttausende von Würzelchen durch die Kinderwelt sendet, selbst weit über die Grenzen unsres Vaterlandes hinaus. Gemeint sind die bekannten, bunten Bilderbogen aus Neuruppin. Daß dieselben sehr erziehlich wirken, wird wohl niemand behaupten. Der Entwicklung des Kunstsinnes sind sie geradezu hinderlich. Schlimmer aber ist der Umstand, daß Text und Darstellung zuweilen recht Bedenkliches und Anstößiges enthalten, wenngleich auch viel Harmloses mit dabei ist. Jedenfalls haben unzählige Kinder selbst an diesen Bilderbogen ihre Freude.

In dieser eigentümlichen Kinderlitteratur findet sich auch ein Missionsbilderbogen, der mit elender Klexerei und in einer geradezu haarsträubenden Erläuterung in Versen eine typische Darstellung vom Leben eines Missionars geben soll. Dieses Machwerk veranlaßte mich vor mehreren Jahren einen Versuch, den Neuruppiner Bilderbogen etwas Besseres entgegenzusetzen, den ich vor 30 Jahren gemacht hatte, im Interesse der Mission wieder aufzunehmen. So entstanden die Missionsbilder mit Versen. Sie wollen systematisch eine Darstellung elementarer Missionskenntnis und zwar von verschiedenen charakteristischen Missionsgebieten geben. Es steckt in jedem dieser Heftchen ein ganz hübsches Maß von Missionswissen. Könnte nur ein Teil davon Gemeingut unsres Volkes werden, so würde damit viel erreicht sein.

Die kleinen Hefte haben eine sehr verschiedene Aufnahme gefunden. Von vielen sind sie geradezu mit Bitterkeit bekämpft worden. In dem Bestreben, alle Fehler in dieser Sache nach Kräften besser zu machen, habe ich es mir angelegen sein lassen, alle Gründe der Verwerfung zu erfahren. Bei vielen war nichts herauszubekommen, als eine undefinierbare Abneigung. Da gilt natürlich: de gustibus non est disputandum. Einige der Gegner haben ihre Ausstellungen formuliert. Wenn ich alles, was mir davon zu Ohren gekommen ist, zusammenfasse, so kommt es darauf hinaus, daß diese Art von Darstellung der Mission eine Entweihung der heiligen Sache sei. Von einer Seite wird sie sogar als eine Verspottung gefaßt.

Dieses Urteil ist nur zu verstehen, wenn man sich klar macht, daß es Leute giebt, die nicht mehr fähig sind, sich in die Seele eines Kindes zu versetzen. Die harmlose Freude eines Kindesherzens erscheint ihnen wie der Humor der Feuilletonschreiber, wenn nicht gar wie die Satire der Witzblätter. Von diesem Standpunkte aus müßte man auch ärgerlich werden, wenn Kinder einmal Kirche spielen. Man vergleiche dazu das köstliche Gedicht von Gerok, Kindergottesdienst, in den Palmblättern. Ich halte es in diesem Stücke mit dem alten Claudius und Ludwig Richters wunderlieblicher Interpretation seiner Verse:

Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Vielen Tadel erfuhren die Verse. Ich habe mir die erdenklichste Mühe gegeben, bessere zu bekommen. Dabei ist mir klar geworden, daß viele Kritiker einen ganz falschen Maßstab anlegen. Einer derselben wollte mir zu Hilfe kommen und schickte mir schwungvolle Strophen, wie sie Goethe nicht besser hätte machen können — nur leider gingen sie über die Köpfchen der Kinder ohne Anziehungskraft hinweg, enthielten auch sofort in der ersten Zeile ein so gravierendes Zeichen mangelnder Sachkenntnis, daß ihre Verwendung sich von selbst verbot.

Knittelverse ist das Stichwort, mit dem öfter den kleinen Heften das Verwerfungsurteil gesprochen wird. Es ist nicht zutreffend. Man vergleiche eine korrekte Definition von Knittelversen und prüfe danach die Verse unsrer Heftchen. Sie haben keinen

Fuß zu viel und keinen zu wenig; auch wird man darin keinen unzulässigen Reim finden. Es sind Kinderverse, nicht Knittelverse.

Endlich habe ich noch einen Einwurf zu erwähnen, der mir von einem namhaften Missionsmanne gemacht wird: Die Hefte verbreiten eine latitudinarische Missionskenntnis. Ich kann für diese Formulierung nur dankbar sein, denn sie giebt mir ja das Zeugnis, daß wir hier ein Mittel haben, welches die vom Thema gestellte Aufgabe (der Einwurzelung im Volke) zu lösen geeignet ist.

Den verwerfenden Urteilen darf ich wohl einige anerkennende gegenüberstellen. Solche sind mir in großer Zahl zugegangen. Sie wurzeln alle in einem richtigen Verständnis des kindlichen Wesens. Der sel. Direktor Wangemann war gleich beim ersten Erscheinen der Hefte entzückt und hat dem Unternehmen bis zu seinem Heimgange seine warme Zustimmung bewahrt. Ein Amtsbruder schrieb mir zu Nr. V und VI, die Büchlein seien allerliebst und untadelig nach Bild und Gedicht. Derselbe hatte mir schon früher erzählt, wie sein Lehrer in der Schule auffallende Fortschritte im Lesen gespürt hatte, infolge des Eifers, mit dem die Schüler die Missionsverse lasen. Ein andres Urteil lautet: „Das sind die besten Kinder-Missionsschriften, die ich je gesehen habe.“ Einige heftige Gegner sind in neuster Zeit treue Freunde des Unternehmens geworden. Andre erkennen es an, wie die Büchlein von Jahr zu Jahr in Wort und Bild wesentliche Fortschritte aufweisen.

Das erfreulichste Urteil aber fällt unsre Kinderwelt selbst. Die Kinder drängen sich nach den Büchlein und haben eine große Freude daran. Sie lernen die Verse sehr bald auswendig. Und solche Verse haften, zumal wenn sie durch die gerngesehenen Bilder, die sich der Erinnerung einprägen, illustriert sind. Ich darf wohl hinzufügen, daß bis jetzt mindestens 500 000 solcher Hefte verbreitet sind.

Ich meine nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, hier haben wir eine Probe, wie die Einwurzelung elementarer Missionskenntnis sich praktisch bewirken läßt. Ich überschätze diese Probe nicht. Ein Freund hat mich kürzlich getadelt, als hielte ich dies mein Lieblingskind für eine Panacee zur Heilung aller Schäden des Missionslebens. Dem ist nicht so. Ich bin

überzeugt, daß dazu noch viele andre Mittel werden in Bewegung gesetzt werden müssen. Die Liebe macht erfinderisch. So wird auch die Missionsliebe noch manches Mittel erfinden und zwar selbstlos genug zur Förderung ihrer Zwillingsschwester der Missionskenntnis, die uns hier beschäftigt. Ansätze zu solchen neuen Erfindungen sind bereits vorhanden, zum Teil schon mehr als bloße Ansätze. Das Missionsskioptikon hat jedenfalls noch eine große Zukunft. Das Missionsdrama, das über den ersten Versuch nicht hinauszukommen scheint, hat mancherlei Bedenken gegen sich. Ich möchte vielmehr dem Missionsoratorium das Wort reden, um jedermann allerlei zu werden; und daneben würde ich sehr das Missions-Volkslied empfehlen.

Die erfinderische Missionsliebe hat noch ein weites Feld vor sich. Ich meine gar nicht, mit den kleinen Missionsbildern sei der Stein der Weisen ein für allemal gefunden. Es wird auch ihre Zeit kommen, da sie durch bessere Mittel überboten, einst von der Bildfläche verschwinden. Aber sie sind keine falschen Künste und Luftgespinste, wie mir jetzt öfters mit dem Claudiusschen Worte vorgehalten wird. Sie sind ganz handgreifliche Mittel, geeignet dem Ziele einer Einwurzelung elementarer Missionskenntnis näher zu führen. Gebe Gott, daß auch die alten Missionsmittel, insbesondere Missionspredigt und Bericht, die bis jetzt dieses Ziel größtenteils noch nicht direkt ins Auge gefaßt haben, dies fortan mehr und mehr thun mögen. Sie werden es umsomehr vermögen, als durch Mittel wie die Bilderhefte bereits eine angemessene Grundlage geschaffen ist. So möge mehr und mehr die Zeit kommen, wo die Mission in unserm Volke eine ganz bekannte Sache sein wird. Der Herr selbst aber segne alle Missionskenntnis, daß sie der Nährboden sei für die Hauptsache, für die Liebe zur Mission — die entzündet ist an der großen Liebesmission, da er seinen Sohn gesendet hat, unsern Heiland, der auch der Heiland aller Heiden ist.

Anhang.

Begleitwort zu den Missionsbildern mit Versen für Kinder.

Herausgegeben von der
Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg 1893.

Nur schüchtern bin ich an die Verwirklichung eines Gedankens gegangen, der mich bereits seit Jahren beschäftigt hatte. Das Bedürfnis nach einem geeigneten Mittel, um unsre Kinder mit der Mission bekannt zu machen und sie für dieselbe zu erwärmen, hatte mir längst auf dem Herzen gelegen. Daß gerade für diesen Zweck Bild und Wort zusammenwirken sollten, war mir nicht zweifelhaft. Einer der bekannten Neuruppiner Bilderbogen, dessen Verse beginnen:

„Der Kaffer und der Hottentott,
Die wissen nichts vom lieben Gott" —

hatte mir das Ziel deutlicher gezeigt. Ich würde diesen ersten Missionsbilderbogen zur größtmöglichen Massenverbreitung aufs wärmste empfohlen haben, wenn nicht einerseits die Verbreitung dieser (hier nicht näher zu qualifizierenden) Bilder als eine ästhetische Versündigung am inneren Leben unsres Volkes aufzufassen wäre, andrerseits der Text ohne alle Sachkenntnis verfaßt,[1]) der Missionssache nur einen sehr zweifelhaften Dienst hätte leisten können. Trotzdem habe ich vor sieben Jahren versucht, mich mit der bekannten Firma persönlich in Verbindung zu setzen. Der damals herrschende Kolonialenthusiasmus konnte ja vielleicht die Brücke für ein neues, in angemessenere Bahnen geleitetes Unternehmen werden. Ich wurde jedoch kurz abgewiesen.

Viele andre Arbeiten haben danach jeden Gedanken lange zurückgedrängt, und sobald sie auftauchten, stellten sich immer die beiden Schwierigkeiten ein: 1. Wie kann man gute Bilder ganz billig herstellen? 2. Wo findet sich ein Versemacher mit ge-

---

[1]) Ich hatte den Bilderbogen seit Jahren nicht gesehen. Hätte mir derselbe vorgelegen, so würde ich auch über den Text noch viel schärfer geurteilt haben. — Ganz abgesehen von dem Dienste, den wir der Mission leisten möchten, muß jeder Versuch, derartige Machwerke, die zu Hunderttausenden verbreitet werden, durch etwas Besseres zu ersetzen, sehr berechtigt scheinen.

nügender Sachkenntnis? Die erstere war durch Verbesserung des Zinkätzungsverfahrens unter Anwendung der Photographie[1]) in neuster Zeit bereits merklich verringert worden. Die andre wurde im vorigen Jahre plötzlich durchbrochen, wie wenn die innere Triebkraft der Pflanze zur rechten Zeit die feste Knospenhülle zersprengt. Als ich unter den Eindrücken der Missionskonferenz von Halle zurückreisend auf dem Bahnhof Calbe eine Stunde warten mußte, kamen mir mit unwiderstehlicher Gewalt die Kinderverse in den Kopf, welche jetzt den Anfang der vorliegenden Hefte bilden.

Manche Missionsfreunde mögen es mir verdenken, daß ich dem Spiel meiner Phantasie damals nicht Schranken gesetzt habe. Es giebt Leute, die kein Verständnis dafür haben, wie ein Mann mit solchen kindischen Reimereien seine Zeit vergeuden kann. Diese Auffassung klang mir aus dem kräftigen Schlußrufe entgegen, welcher auf der letzten Konferenz in Halle die Mitteilung meiner Proben unterbrach. Ich glaube, der Erfolg, den diese Reimereien in den letzten Wochen gefunden haben, ist die beste Widerlegung dieser Auffassung. Es dürfte ja wohl nicht oft vorkommen, daß ein Druckwerk, ehe nur das erste Exemplar erschienen ist, in mehr als 160 000 Exemplaren bestellt würde, wie dies mit unsern unscheinbaren Kinderheften in den letzten acht Wochen geschehen ist. Dieser Erfolg ist ein deutlicher Beweis, wie ein dringendes Bedürfnis in dieser Richtung weit und breit sich regt. Es giebt ja freilich Missionskinderschriften in großer Zahl, auch mit Bildern versehen, in ansprechender Ausstattung. Aber ob sie ihrem Ziele nahe kommen? — Vor mir liegt ein Kindertraktat, der in einer gebildeten Männern angemessenen Diktion mit vielen Fremdwörtern die Entwicklung des Christentums auf den Hawaii-Inseln darlegt. Es kann einer ein ganz vortrefflicher Missionsschriftsteller sein — aber darum sind seine Darstellungen nicht ohne weiteres für Kinder zu verwenden. — Andre haben den volkstümlich-kindlichen Ton getroffen, aber die Aufgabe verkannt. Es giebt Missionstraktate, bei denen nicht die Mission im genitivus objectivus, sondern im genitivus subjectivus steht, Kinderschriften,

[1]) Ich bin durch besondere Lebensführungen mit den verschiedenen Zweigen der graphischen und typischen Künste bekannt geworden und habe ihre weitere Entwicklung einigermaßen verfolgt, was mir nun sehr zu statten kommt.

deren Tendenz irgendwie auf die Bekehrung der Leser hinzuarbeiten, unverkennbar ist. Das ist keine gesunde Nahrung für Kinder. Thöricht wäre es, Kindern die Milch mit einer kräftigen, wenn auch bei chronischen Krankheiten Erwachsener trefflich bewährten Medizin zu mischen. In dieser Hinsicht finde ich gerade in der Kindermissionslitteratur so viel (in der besten Absicht) gemachte Mißgriffe,[1]) daß ich mir sehr gut erklären kann, wie weit und breit ein Verlangen nach gesunder, unvermischter Missionskindermilch vorhanden ist, aus dem allein sich jener geradezu erstaunliche Erfolg erklärt.

Was aber gilt uns als Aufgabe derartiger Missionsmittel? Vor allem möchte ich die dem kindlichen Verständnis und der kindlichen Neigung entsprechende Form betonen. Ich meine, wir sollten in dieser Beziehung das ganze deutsche Kindervolk vor Augen haben und gleichermaßen für das Tagelöhnerhaus, wie für vornehme städtische Häuser arbeiten. Weiter sollte man nicht bloß hier und da ein interessantes Stücklein geben, wie es gerade kommt. Auch in diesem Punkte fehlt uns leider großenteils das zielbewußte, systematische Arbeiten, während man sich meistenteils mit der occasionellen Behandlung begnügt. Die letztere aber bringt es nie zu einer gediegenen Sachkenntnis, selbst wenn man nur das allerbescheidenste Maß verlangte. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß in unserm Volke eine ganz erstaunliche Unkenntnis der Mission herrscht. Selbst bei Missionsfreunden, welche (ohne regelmäßiges Lesen ihrer Berichte) öfter die Mission auf Festen behandeln hören, fehlen die Grundlinien, an welche sich das jedesmal Gehörte in angemessener Weise anschließen könnte. Solche einfachsten Grundlinien des Missionswissens unsern Gemeinden nach und nach mitzuteilen, erachte ich als die höchst

---

[1]) Erst nachdem obige Zeilen im Druck erschienen, habe ich die schön ausgestatteten, im Verlage von E. Kaufmann in Lahr erscheinenden Missionsbilderbücher näher kennen gelernt. Ich vermisse leider in denselben ein planmäßiges Bestreben, den Kindern eine sachgemäße, gesunde Missionskenntnis zu geben. Manche Bilder haben mit der Mission kaum eine leise Berührung (Käthchen bei den Löwen, Theevisite, reisende Damen ꝛc.), andre setzen zu viel Vorkenntnisse voraus. Im ganzen stellen sich diese Bilderbücher ganz den bezeichneten Traktaten an die Seite. Dabei sind sie für Massenverbreitung zu teuer.

wichtige Hauptaufgabe dieser Bilder und Reime. Wer als Kind die Verse über ein gewisses Missionsgebiet auswendig gelernt und durch die Bilder einige Anschauung davon gewonnen hat, der bringt für jeden späteren Missionsbericht — sei er mündlich erstattet oder gedruckt — eine Reihe von Kategorien mit, die nicht jeder Bericht erst jedesmal besonders geben kann, und in die der Hörer oder Leser nun die neuen Mitteilungen einzugliedern vermag. Solch eine gründliche, solide Fundamentierung des Missionswissens in der Gemeinde schwebt mir als das Ziel vor. Endlich aber müssen wir auch bekennen, daß zur Zeit in der Missionsgemeinde größtenteils eine Vorstellung von der Mission herrscht, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt — und die gelegentlich recht bedenklich werden kann. Suchen wir den Kleinen die große Sache möglichst objektiv und sachlich vorzuführen; arbeiten wir von unten auf eine Missionskenntnis groß zu ziehen, die möglichst wenig mit Illusionen versetzt und darum möglichst wenigen Enttäuschungen ausgesetzt ist.[1])

Ob die von der brandenburgischen Missionskonferenz herausgegebenen Bilderbüchlein zur Lösung dieser hohen Aufgabe auch nur ein wenig beitragen werden, ist ja freilich fraglich. Ich bin mir der Mangelhaftigkeit dieses ersten Versuches wohl bewußt. Vielleicht werden Bilder und Verse manchen enttäuschen. Ich erwarte eine starke Kritik — hoffe aber, daß mich dieselbe veranlassen wird, fort und fort manches besser zu machen.

Schon nach den gelegentlich vorgelegten Proben haben sich bisher vereinzelte Kritiker erhoben; gegen die Bilder zunächst nur eine Stimme. Zur Rechtfertigung der Malerin muß ich sagen, daß die Beurteilung selbst ein mangelhaftes künstlerisches und technisches Verständnis bekundeten. Sollten berufene Kunstverständige und Sachkenner an den Bildern etwas auszusetzen finden, so werden wir ihnen für jede desfallsige Mitteilung und Andeutung über die in Zukunft zu vermeidenden Mängel aufrichtig dankbar sein.

Ein Wort darüber, wie solche Bilder entstehen, mag nicht überflüssig sein. Es haben nämlich mehrfach Missionsfreundinnen den Wunsch geäußert, mit ihrer Fertigkeit im Zeichnen und Malen

---

[1]) Daß, wo es sich irgendwie um Kunst handelt, ein gewisses Maß von Idealisieren nicht zu vermeiden ist, übersehe ich dabei nicht.

der Sache zu dienen. Das ist aber nicht so einfach. Wir können nicht bloß vorhandene Bilder etwas verkleinert nachzeichnen und kolorieren lassen — wenn auch hie und da vielleicht einmal ausnahmsweise ein Bild in dieser Weise Verwendung finden kann. Die Bilder werden nach ausgedehntem Material, das oft recht mühsam zu beschaffen ist, gearbeitet und zwar so, daß der Keim des Bildes zugleich mit den Reimen erwachsen ist. Was und wie es auf dem Bilde darzustellen ist, muß der Versemacher in eingehender Erörterung feststellen. Auch selbst an der ersten Skizze giebt es noch öfters dies und jenes zu ändern. Diese gemeinsamen Arbeiten erfordern ausgedehnte Korrespondenzen und sind natürlich bedeutend erschwert, wenn nicht schon in derselben Richtung eine gewisse Übung vorhanden ist. Auch was die rein technische Seite betrifft, müssen manche Voraussetzungen gemacht werden. Daher können wir nicht jede freundliche Anerbietung so ohne weiteres annehmen.

Mehr noch als die Bilder haben die Verse bisher Kritik erfahren. Wie sie meistens entstanden sind, das übergehe ich hier — es gehört zu sehr in das internste Gebiet. Daß „ich mir darauf etwas einbilde,“ oder wie ein Zeitungsreporter mir sogar in den Mund legt, „daß ich unter die Dichter gegangen sei,“ rührt mich wenig. Ich weiß sehr wohl, wie sehr mangelhaft diese Verse sind und würde sehr dankbar sein, wenn ein Begabterer sich künftig der Arbeit unterziehen wollte, denn ich habe eben nur ein Werk der Not gethan. Aber auch hier muß ich verfehlte Anerbietüngen dankend ablehnen. Wenn mir gesagt wird: „Geben Sie mir nur die Bilder, ich will schon Verse dazu machen“, so zeigt dies Anerbieten eben, daß man die Sache nicht versteht, denn Wort und Bild müssen in einem Kopfe entsprungen sein, wenn sie sich wirklich decken sollen. Es handelt sich dabei eben um die erforderliche Sachkenntnis, Bekanntschaft mit dem betreffenden Material u. s. w.

Ein paar Dichterinnen haben sich mir zur Verfügung gestellt. Aber ein Versuch war nicht eben ermutigend; denn die ausgedehnte Korrespondenz, die sich dabei entwickelte, beanspruchte mehr Zeit, als die schließlich herauskommenden 20 Zeilen — die doch noch umgestaltet werden mußten — zur direkten Arbeit erfordert haben würden. — Eine wichtige Stimme aber, von ein paar alten erfahrenen Amtsbrüdern, die mich daran erinnerte, daß für die

Kinder das Beste nur gerade gut genug sei, erfüllt mich doch mit dem Verlangen, die Verse möglichst verbessert zu sehen. Es wird sich das vor allem auf die äußere Form (Metrum, Reim, treffenden Ausdruck u. s. w.) beziehen. Ich werde jedem, der mich in dieser Beziehung korrigiert, und mir dazu verhilft, daß die zweite Auflage einen wirklich verbesserten Text bringt, herzlich dankbar sein.

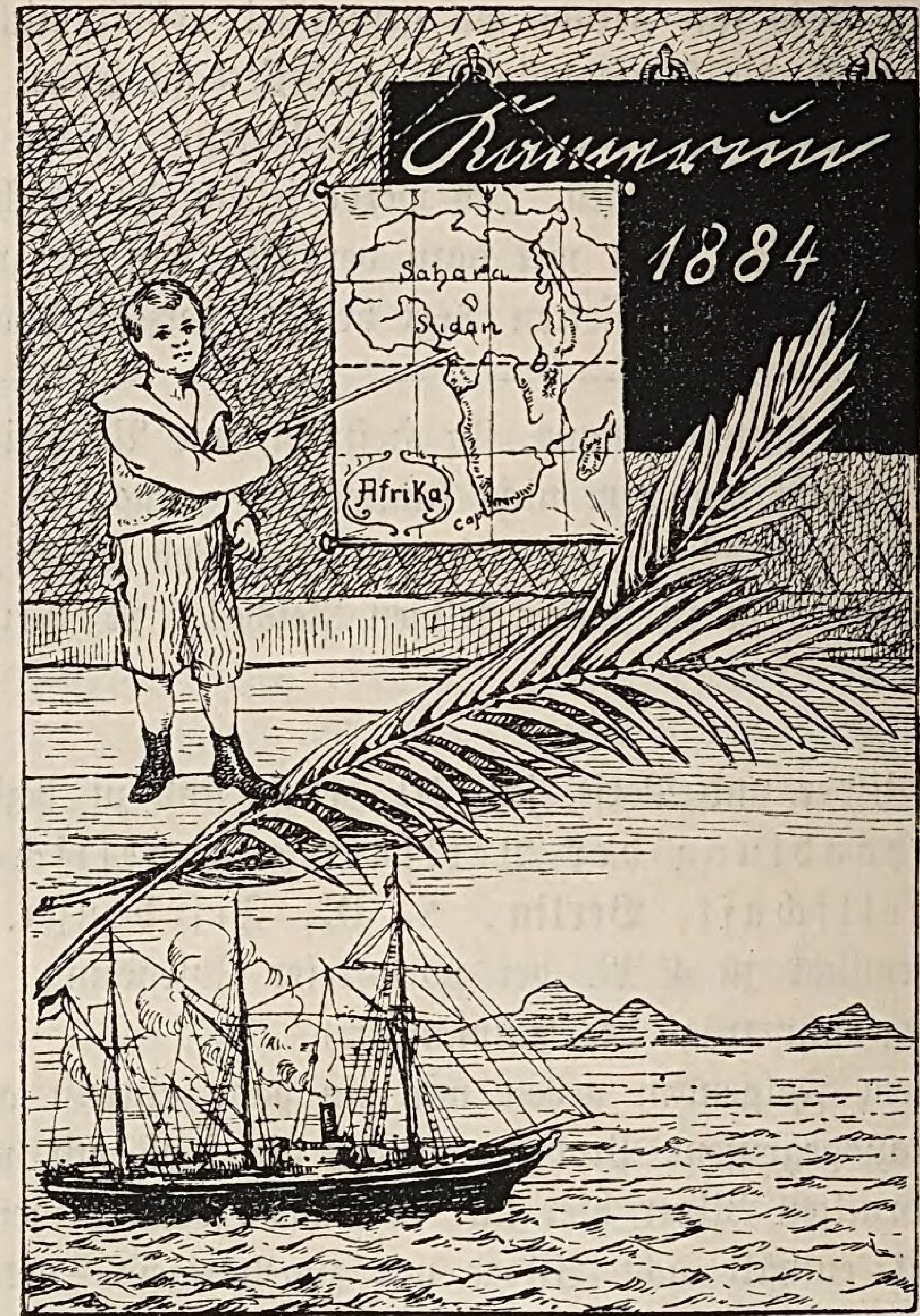
— — — — — — — — — — — — — —

Und nun flattert hinaus, ihr Heftchen, wie Vögelein. Singt ihr auch vielleicht manchem nicht kunstgerecht genug, so singt nur immer auf eure Weise den Kindern das Lob dessen, der alle Völker berufen läßt zu seinem seligen Reiche! R. Grundemann.

Die Bilder und Verse, jetzt 10 Hefte, sind zu beziehen von der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, **Berlin, N. O.**, Friedenstr. 9. 100 Exempl. gemischt zu 4 M. bei portofreier Zusendung. (Etwaige Nachnahmegebühr trägt der Empfänger.)

In dem Folgenden geben wir ein paar einzeln aus Nr. 6 und 7 herausgegriffene Proben, welche die sonst mit vier Farbplatten gedruckten Bilder hier nur in Schwarzdruck zeigen können. Jedes Heft enthält acht Bilder mit zugehörigem Text und behandelt im Zusammenhange ein besonderes Missionsgebiet. Bisher sind folgende bearbeitet:

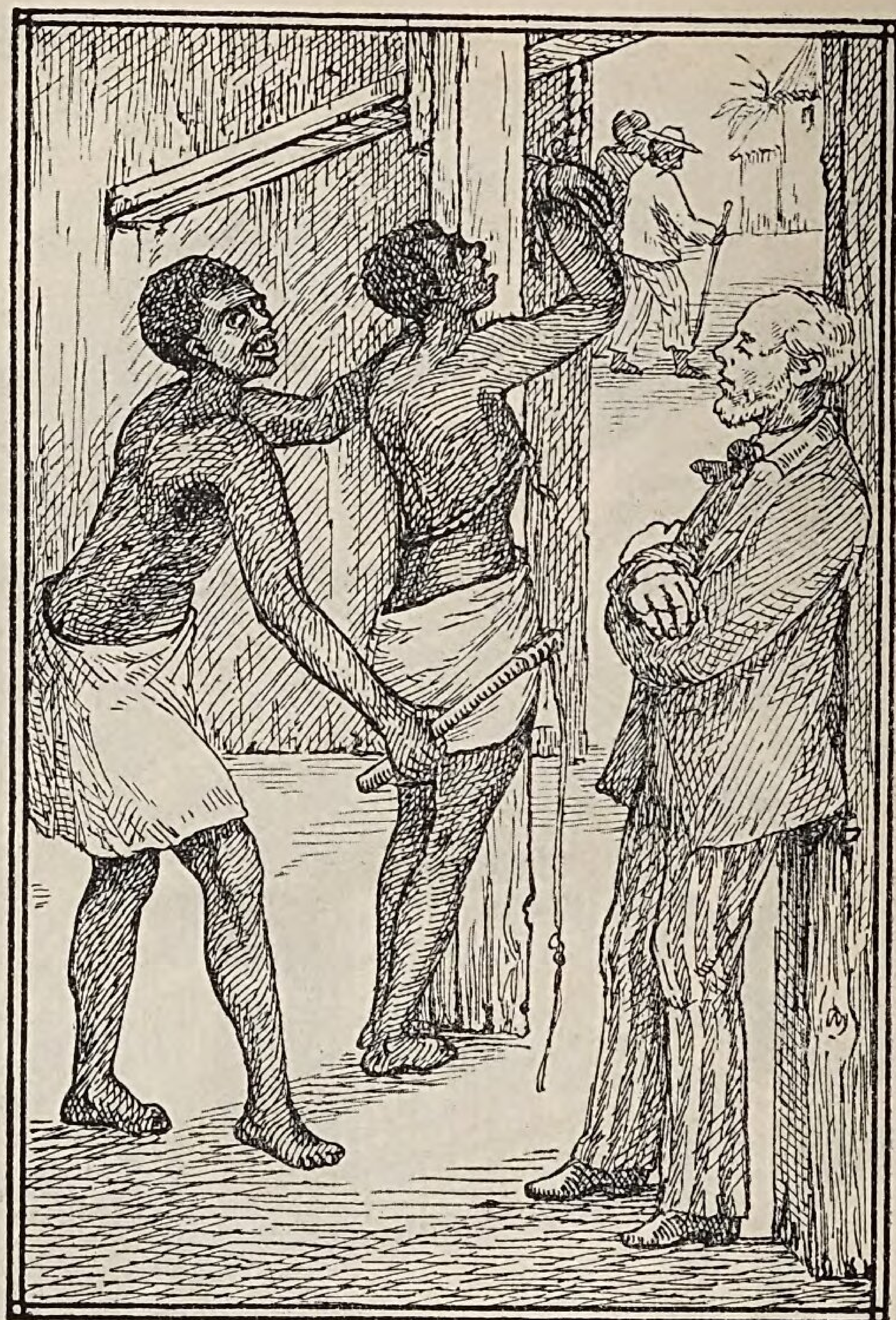
1. Südafrika.
2. Indien.
3. Ostafrika.
4. China.
5. Grönland.
6. Kamerun.
7. Westindien.
8. Die Kols.
9. Die Battas.
10. Die Südsee (Witi).



Laßt uns im Geist die Reise thun,
Ihr Kinder, kommt nach Kamerun!
Der Fritz zeigt auf der Karte da
Uns, wo es liegt in Afrika.
Ein Dampfschiff bringt von Hamburg her
Uns eilends übers weite Meer.
Da, endlich, sehn wir linker Hand
Westafrikas ganz flachen Strand.
Dem folgen wir geraume Zeit.
Nun schau! Dort überm Wasser weit
Zwei schroffe Berge zeigen sich
Mit Felsengipfeln mächtiglich.
Sie kommen näher. Rechter Hand
Sieht man ein felsig Inselland.
Und drüben links ganz deutlich nun
Liegt groß der Berg von Kamerun.
Ganz ebenso heißt auch der Fluß,
In den das Schiff jetzt steuern muß.
Am Ufer giebt es Städte viel,
Und König Bells Stadt ist das Ziel.



Von dem Kamerun nach Norden
Ist es auch schon Licht geworden
In dem kleinen Aboland,
Wo auf wunderbare Weise
Schon in einem weiten Kreise
Gottes Wort den Eingang fand.
Denn ein Händler, der es hörte
Und dann selber weiterlehrte,
Machte es daselbst bekannt.
Und nun seht ihr auf den Höhen
Schon so manches Kirchlein stehen,
Schlicht nach Landesart gebaut,
Wo man fromme Lieder singet,
Und so feierlich erklinget
Aus dem Baum der Glocke Laut.
Diese Glocken hörte man
Einst auf deutscher Eisenbahn,
Wo sie jetzt sind abgethan.
Nun zu deutschen Missionaren
Rufen sie die schwarzen Scharen.



Es ist nicht leicht, ein Christ zu sein,
Das leuchtet auch dem Neger ein;
Drum sammeln wenige sich dort
Beim Missionar um Gottes Wort.
Meist wollen ja die bösen Heiden
Die fromme Mahnung gar nicht leiden.
Sie zanken mit dem Häuflein klein,
Das sich zur Predigt findet ein.
Noch schlimmer plagt der weiße Herr
Die Sklaven, die er nimmermehr
Als seinesgleichen angesehn,
Wenn sie nun in die Kirche gehn.
Ihr frommer Wandel klagt ihn an
Des Bösen, das er selbst gethan.
Drum schlägt er wütend auf sie ein.
Die schwarzen Christen jammern, schrein,
Doch lassen sie den Glauben nicht,
Denn der ist ihres Lebens Licht.
Ja, etliche — o große Not! —
Hat man gepeinigt bis zum Tod.



Und nun, liebe Kinder, seht,
Wie's jetzt in Westindien steht.
Gott sei Dank, die Sklaverei
Ist dort lange schon vorbei.
Manchen Negern brachte zwar
Ihre Freiheit nur Gefahr,
Denn sie lernten noch bis heut
Weder Fleiß, noch Sparsamkeit.
So giebt's denn noch viele Not.
Oft fehlt selbst das liebe Brot;
Kleid und Wohnung zeigen sich
Oft nur allzu jämmerlich.
Aber sehet nur hier neben,
Wie auch viele anders leben,
Die als fromme Christen wissen,
Wie sie betend schaffen müssen,
Und auf allen ihren Wegen
Finden Gottes reichen Segen.

III. Über Kinder-Missionsgottesdienste.

Im Anschluß an

Th. Meinhold, Sechs Proben für Missions-Kindergottesdienste.[1])

Das Schriftchen ist von hoher Wichtigkeit. Es bekundet ein erfreuliches Bestreben, für einen gewissen Zweig der heimischen Missionsarbeit feste Normen zu finden. Ich meine, unser Missionswesen hat lange darunter gelitten und leidet in hohem Maße noch heute darunter, daß unsre heimischen Missionsarbeiter in mancher Hinsicht Autodidakten sein müssen. Ein jeder muß sich seinen Weg selber suchen. Giebt es auch einzelne treffliche Vorbilder z. B. der Missionspredigt, so bleibt es doch im besten Falle dem jungen Pastor, der zur Mitarbeit bereit ist, überlassen, ob und wie er sich nach solchen Vorbildern selbst ausbilden will. Viele ahnen überhaupt nichts von der Notwendigkeit und Wichtigkeit einer systematischen Zubereitung, sondern treten aufs Geratewohl in die Arbeit ein. Ein jeder macht es, wie es eben kommt. Wie anders würde es stehen, wenn wir eine aus zielbewußter, gemeinsamer Arbeit vieler entstandene und vielleicht durch Jahrzehnte erprobte und bewährte Missionshomiletik hätten! Ich meine, es würde dann die jetzt so oft gehörte Klage, daß diese und jene Missionspredigt, selbst sonst namhafter Kanzelredner, recht unbefriedigend war, seltener sein. Dann hätte der junge Arbeiter gleich einen sichern Weg, auf dem er lernen könnte, wie eine gute Missionspredigt zu machen und zu halten sei.[2])

---

[1]) Buchhandlung der Berliner evang. Miss.-Gesellschaft. Berlin, N. O., Friedenstr. 9. 1895. Pr. 0,30 M.

[2]) Man wende dagegen nicht ein, daß es auf die Formen nicht ankomme, sondern nur auf den Geist. Mit solchem Einwande würde auch die Homiletik überhaupt für überflüssig erklärt werden.

In dem genannten Schriftchen haben wir nun einen der seltenen Versuche einer Methodik der Missionsgottesdienste, wenn sich derselbe auch nur auf einen ganz speciellen Zweig, auf die Kindergottesdienste beschränkt. Es ist höchst dankenswert, daß auf die Frage, „Wie gestaltet sich ein der Mission gewidmeter Kindergottesdienst?“ nicht immer soll geantwortet werden: „Das mag der Weisheit eines jeden Amtsbruders überlassen bleiben“ — oder „dieser macht es so, jener so.“ Meinhold hat uns die Methode des Missions-Kindergottesdienstes in scharfen Umrissen gezeigt. In seinen Proben bietet er uns viel ernste Gedankenarbeit, die wir besonders denjenigen zur Beachtung dringend empfehlen möchten, welche meinen sollten, für die Kinder bedürfe es nicht vieler Bemühung. Da könne man aus dem Ärmel schütteln. Möchten sich alle jüngeren Amtsbrüder die Arbeitstreue eines Mannes, der sonst wahrscheinlich mit Amtsarbeiten reichlich beladen ist, zum Vorbild nehmen.

Die Ausführungen selbst freilich sollen, wie der Verfasser am Schlusse seines lesenswerten Vorworts betont, nur Proben und nicht Muster sein. Die Bescheidenheit, mit der er seine persönliche Leistung gegen die Sache zurücktreten läßt, ist sehr anmutend. Er denkt den Fall, daß ein andrer zeigen könne, wie der Sache noch besser gedient werde, und will dann mit Freuden zusehen. „Nur daß man mit dieser Sache frisch vorwärts gehe,“ liegt ihm am Herzen. Darin liegt also die Aufforderung auch an andere, das Ihrige zu thun zum Ausbau dieses Zweiges der heimatlichen Missionsmethodik. Mögen recht viele den Weg des Verfassers prüfen, ob und in welchen Punkten sie von ihm abweichen müssen, damit schließlich vieler Arbeit und Erfahrung zum Besten der Sache zusammengefaßt werden könne.

Auch die folgende Besprechung möchte dazu einige Fingerzeige geben. Freilich bedarf es zunächst einer grundlegenden Verständigung mit dem Verfasser, wenn nicht ein Teil meiner Bemerkungen ganz hinfällig werden soll. Dies würde der Fall sein, wenn er die gegenwärtige Fassung seines Titels als wesentlich betonen würde. Er nennt seine Arbeit: Missions-Kindergottesdienste, und verweist sie damit in die Methodik der Kindergottesdienste, ein Gebiet, auf welchem ich mich nicht für kompetent erachten kann. Die Mission würde bei strenger Fassung des Titels in der erforderlichen Definition nur die differentia speci-

fica abgeben. Meine Arbeiten liegen auf dem Gebiete der Mission, und nur auf diesem erlaube ich mir ein Urteil. In diesem Falle also würde ich nur daran gehen, wenn ich von Kinder-Missionsgottesdiensten reden dürfte, deren Behandlung in die Methodik des heimatlichen Missionswesens gehört. Das ist keineswegs eine Silbenstecherei, sondern begründet einen erheblichen, sachlichen Unterschied. Kindergottesdienste, in denen einmal im Jahre auch die Mission den Gegenstand bildet, sind etwas anderes als Missionsgottesdienste, in denen zielbewußt vor und mit den Kindern die Mission behandelt wird.

Ich zweifle nicht, daß mir der Verfasser zugiebt, er habe einen Beitrag zum heimatlichen Missionsbetrieb liefern wollen. Zu einer gelegentlichen Behandlung der Mission wird er in seinen Kindergottesdiensten auch sonst manchmal im Jahre Veranlassung finden. Hier aber handelt es sich um einen wirklichen Missionsgottesdienst, in dem die Mission die Hauptsache ist, während sie sonst zur Erläuterung und Veranschaulichung herangezogen wird, sich also in dienender Stellung befindet.

Selbstverständlich werden besondere Kinder-Missionsgottesdienste nur da ihre Stelle finden, wo besondere Kindergottesdienste angezeigt sind. Diese sind eine verhältnismäßig junge Einrichtung. So sehr ich ihren Segen anerkenne, glaube ich doch, daß sie nicht überall gleichermaßen erforderlich, sondern durch besondere Bedürfnisse bedingt sind. Bei uns sind sie, wenn ich nicht irre, durch die Sonntagsschule angeregt, und ich halte sie (unter den Verhältnissen wie sie in unserm Vaterlande meistens liegen) für ein ungleich geeigneteres Surrogat der letzteren. Wo die Schule mehr oder weniger entchristlicht ist, bedarf es solcher Einrichtung, um den Kindern den mangelnden Schul-Religionsunterricht zu ersetzen. Von diesem Gesichtspunkte aus verstehe ich das große Gewicht, das namentlich die Amerikaner auf ihre Sonntagsschule legen. Aber man verkennt die Verhältnisse, wenn man sie auch bei uns ohne weiteres als die Panacee für alle Schäden der Kirche adoptieren möchte. In gewissen großstädtischen Verhältnissen mag sie ja auch bei uns sehr segensreich wirken. Nach meinem Dafürhalten aber ist überwiegend nicht Schule, sondern Gottesdienst für die Kinder angezeigt. Schule ist für sie gleichbedeutend mit alltäglicher Arbeit. Der Gottesdienst am lieben Sonntag soll ein Feiern und ein hei-

liges, fröhliches Genießen sein, durch welches unsre Seele kräftig genährt wird. Wo die Gemeindegottesdienste, vor allem also die Predigt, den Kindern diese Erbauung nicht zu leisten vermögen, und wo die geistliche Speise, die für sie in Ergänzung die christliche Schule bieten sollte,[1]) nicht frisch sondern vielleicht gar verdorben ist, oder gänzlich mangelt, da ist der Kindergottesdienst dringendes Bedürfnis.

Unter günstigen Verhältnissen ist das nicht der Fall. Ich habe nie einen Kindergottesdienst genossen, sondern immer nur den Gemeindegottesdienst, ziemlich regelmäßig von meinem fünften Lebensjahre an. Die seligen Stunden in der alten Stadtkirche zu Bärwalde gehören zu den köstlichsten Schätzen meiner Erinnerung, aus der ich sie um keinen Preis streichen lassen möchte. Mögen meine Augen sich auch oft vorwiegend mit den bunten Bildern des Hochaltars und den Posaunenengeln an der Orgel beschäftigt haben oder den vielverzweigten Rippen des Sterngewölbes gefolgt sein,[2]) dort habe ich grundlegende Eindrücke für Zeit und Ewigkeit empfangen, die einen der Grundpfeiler meines Christentums ausmachen. Ähnliches bekennt Gerok aus seiner Lebenserfahrung.[3])

Wo die Predigt wahrhaft volkstümlich ist, entspricht sie auch den Bedürfnissen der Kindesseele. Geht nebenher ein in christlichem Sinne erteilter Schulunterricht, so wird ein Bedürfnis zur Abhaltung besonderer Kindergottesdienste nicht vorliegen.

Ebenso, wo die gottesdienstliche Behandlung der Mission für die ganze Gemeinde berechnet ist, so daß auch die

---

[1]) Arbeit und Genuß steht überhaupt im Leben des Kindes in anderm Verhältnisse zu einander, als bei Erwachsenen. Auch die Schularbeit sollte von erbaulichen Momenten durchdrungen sein.

[2]) Die architektonische Enttäuschung, die ich erfuhr, wie ich als Kandidat, nach eingehenderem Studium, für die reine Gotik begeistert, nach langen Jahren dieses spätgotische Sterngewölbe wiedersah, ist eine sprechende Parallele für Differenzen andrer Art, die jetzt manchem Kandidaten entgegentreten. Und doch steht jenes Gewölbe noch heute und wird noch manches Jahrhundert überdauern.

[3]) Das genauere Citat aus der größeren Biographie ist mir leider abhanden gekommen. — Solche Eindrücke bilden allerdings kein auf selbständiger Entscheidung beruhendes Christentum, sondern ein Gewohnheitschristentum, von dem aber niemand abfällig reden sollte. Vergl. Die Mission und die Gewohnheit; Gr. M.-Studien und Kritiken. S. 127 ff.

Kinder dabei ihr Teil bekommen, würde ich für besondere Kinder-Missionsgottesdienste keine Veranlassung sehen. Mir bleibt es das Ideal, daß vor der ganzen Gemeinde, einschließlich der Kinder, die Mission von der Kanzel[1]) behandelt werde, so schlicht und kindlich [nur nicht kindisch!]; daß auch die Bedürfnisse der Kleinen und Schwachen befriedigt werden. Fürchten wir nicht, daß dabei die Großen und Starken zu kurz kommen. Denn die Mission ist auch wie ein Fluß, den Lämmlein durchschreiten können, während ihn Elefanten durchschwimmen müssen.

Leider liegen die Verhältnisse an vielen Orten nicht mehr so günstig, daß man Sonntags in der Kirche eine angemessene Vertretung der Gemeinde und ihrer Kinder vor sich hat. Leider darf man oft von der Schule die angedeutete ergänzende Wirkung nicht erwarten, und leider müssen wir von unsern Predigten vielfach bekennen, daß sie für Kinder langweilig werden, was um so schmerzlicher ist, da es auch manchen Erwachsenen ähnlich gehen dürfte. Wo diese Umstände zusammenwirken, haben wir freilich keine ganz gesunden Zustände, und jedes Mittel, das den krankhaften Wirkungen derselben zu steuern geeignet ist, muß uns willkommen sein. Da ist der Kindergottesdienst am Platz. Und wo die sonstige Behandlung der Mission in der Gemeinde nicht mehr imstande ist, ihre Aufgabe an den Kindern zu erfüllen, da gehören sich Kinder-Missionsgottesdienste, deren Aufgabe M. sehr richtig angiebt: „Sinn, Interesse und Liebe für die Mission zu erwecken." Unstreitig liegt das Bedürfnis in sehr ausgedehntem Maße vor. Daher uns das Vorgehen des Verfassers mit vorliegendem Schriftchen höchst wichtig erscheint.

Über die Art seiner Ausführung kann ich freilich ernste Bedenken nicht unterdrücken. Es bleibt zu bedauern, daß uns die Proben von einem bestimmten Teile dieser Gottesdienste vorenthalten sind. Es ist uns nichts gesagt über die Ansprache, welche den hier gebotenen Ausführungen voraufgingen. Aber wenn in denselben auch das homiletische Moment zu seinem

---

[1]) Wenn die von mir öfters empfohlenen monatlichen M.-Berichte im Anschluß an die Sonntagspredigt nicht möglich sind, bleibt immer noch der Weg, etliche (4) bestimmte Sonntagsgottesdienste zu Missionsgottesdiensten zu machen, und dabei kann der Predigt wohl ein kurzer Bericht einverleibt werden.

Rechte gekommen ist, so können wir uns nach dem Vorliegenden des Eindrucks nicht erwehren, daß in diesen Gottesdiensten das katechetische Moment weit überwiegend war. Mancher unbefangene Leser wird den Eindruck haben: „Hier war eigentlich mehr Schule als Gottesdienst."

Der Verfasser ist ein trefflich geschulter Katechet, ein Meister in sokratischer Methode. Er versteht alles, was gerade erforderlich ist, durch knappe Fragen geschickt aus den Kindern herauszuholen. Selbstthätigkeit der Kinder steht ihm obenan. Aber eben dadurch mutet er ihnen eine Arbeit zu, die ihnen diese Sonntagsstunde leider fast zu einer alltäglichen Schulstunde machen muß,[1]) wenn auch immer wieder die Katechese durch Erzählung unterbrochen wird. Aber auch diese Erzählung kann nicht mit Wohlbehagen genossen werden, wie die Geschichten, die „Muhme Röhlen" erzählt, sondern die meisterhafte Pädagogik des Erzählers zwingt zu beständiger Gedankenarbeit, da jeden Augenblick eine Frage über das eben Gehörte einschlagen kann.

Nach meinem Empfinden kommt hier das, was die Kinder im Gegensatz zur alltäglichen Schularbeit im Gottesdienste erwarten, das feiernde Genießen zu kurz. Wird bei jener immer wieder die Denkthätigkeit in Anspruch genommen [und mir scheint, daß sie in unserm Schulwesen überhaupt manchmal zu sehr angestrengt wird], so ist bei dem letzteren vorwiegend die Phantasie beschäftigt, in der sich das Gehörte abspiegelt, um als selbst Erlebtes empfunden zu werden. Mit welchem unbeschreiblichen Behagen kann doch ein Kind solchen Geschichten lange zuhören und bittet immer noch um mehr. Vielleicht entsinnt sich mancher solcher Dämmerstunden beim flackernden Kienspan. Der selige Ahlfeld wußte sie zu rühmen bis in sein hohes Alter. In ihnen wurzelte auch, mehr als man sich gemeiniglich vorstellt, die wunderbare Zurüstung dieses Gottesmannes, der seiner Zeit auch das Beste leistete, was man an Missionserzählung hatte.

---

[1]) Ein Freund, dem ich das Manuskript zur Begutachtung übergeben hatte, bemerkt an dieser Stelle: „Erfahrungsmäßig antworten die Kinder gern und mit Lust." Sehr wohl. Aber das thun sie in der Schule auch; und doch bleibt ihnen die Schule das Arbeitsfeld, das sich von dem Feiern und Genießen (wie es sich z. B. im Spiel darbietet) so gewaltig unterscheidet.

Der Verfasser hat mit Recht große Abneigung gegen das „tot reden". So sehr ich ihm beistimme in Bezug auf das „tot predigen",[1]) so wenig verstehe ich, was er von dem „tot erzählen" sagt. Vielleicht meint er die fade, geistliches Lebens und geistlicher Kraft bare Erzählung. Da liegt es an dem Inhalt. Die Form des Erzählens hat an sich nichts Tötendes oder auch nur Einschläferndes. Je mehr der Erzähler den richtigen Ton der Kindergeschichte trifft, desto mehr kann er der gespanntesten Aufmerksamkeit gewiß sein.

Freilich giebt es ja bei einer Schar von hundert und mehr Kindern leicht allerlei kleine Störungen, welche selbst nicht ganz von der Spannung des Zuhörens überwunden werden. Ich halte es für durchaus angezeigt, daß die Erzählung gelegentlich von Zwiesprache unterbrochen wird. Bei einer kleineren Zahl wäre es sicherlich sehr erwünscht, wenn die Kinder in eine so zutrauliche Stimmung kämen, daß sie selbst fragten. Bei größerer Zahl wird nur der Erzähler fragen, aber nicht als Sokratiker, wie er's in der Schule, resp. im Konfirmandenunterrichte thut, sondern als der Geschichten-Onkel, der auch mal hören will, was die Kinder dazu sagen.[2]) Hier sollte man alles, was an den Schulmeister erinnern könnte, möglichst vermeiden.[3])

Wenn ich dem Kinder-Missionsgottesdienste im Gegensatz zur Gedankenarbeit der Schule den feiernden Genuß sichern möchte, so meine ich damit keineswegs das Behagen an der Erzählung allein, obwohl dieses (soweit man es eben als

---

[1]) Es kann übrigens auch ein „tot katechesieren" geben, bei dem die fortwährende Gedankenarbeit mehr und mehr eine mechanische wird, die sich von ihrer Verbindung mit Herz und Gemüt ablöst.

[2]) Selbst die Predigt gestattet solche Fragen, wie ich in indischen Gottesdiensten erfahren habe. Die vom Prediger gestellten Fragen hatten aber, soweit ich es verfolgen konnte, nichts weniger, als schulmeisterlichen Charakter. Sie dienten nicht direkt der Belehrung, sondern zur Belebung der Aufmerksamkeit.

[3]) Selbst bei einer außerordentlichen Behandlung der Mission in der Schulstube, wie wir sie bei unsern Missionspredigt-Cyklen öfters haben, sollte man von den strengen Regeln der Katechetik absehen. Es war peinlich, als ein junger Bruder mehrere Antworten mit den Worten zurückwies: Man muß immer in vollständigen Sätzen sprechen. Die Missionsmänner sollten nicht als Schulinspektoren kommen, sondern einmal in ungezwungener Unterhaltung die Kinder reden lassen.

harmlos kindliches fassen und von Schäden einer vergifteten Phantasie absehen kann) nicht ausgeschlossen sein sollte. Die Missionserzählung wird durch ihren Gegenstand geweiht. Wenn auch dann und wann äußere Umstände und Vorkommnisse das Interesse der Kinder besonders in Anspruch nehmen,[1]) hat doch der Erzähler dafür zu sorgen, daß die Beziehung auf das Reich Gottes, der Gehorsam gegen den Befehl unsres Heilandes, herzliches Erbarmen mit den armen Heiden, überhaupt die innerste Seite der Mission beständig den Hintergrund seiner Darstellung bilde, oder die Atmosphäre, in der sich die Geschichte abspielt. Finden die Kinder Gefallen daran, daß bei dieser Gelegenheit nicht bloß hübsche Geschichten, sondern hübsche, heilige Geschichten erzählt werden, so wird das erreicht, was mir als nächstes Ziel der Kinder-Missionsgottesdienste vorschwebt: Kindliche Erbauung auf Grund der Mission. Bekanntschaft mit der Mission und Interesse für dieselbe werden nicht ausbleiben.

Hiermit habe ich nur den einen Teil dieser Gottesdienste erwähnt, der dem Missionsberichte entspricht, und dem hier noch mehr, als bei Missionsgottesdiensten überhaupt ein ausgedehnterer Raum zuzuweisen ist, wie ja auch die vorliegenden Proben ausschließlich diesen Teil behandeln. An die Stelle der Missionspredigt tritt hier die Ansprache für Kinder, die in angemessener Weise biblische Missionsgedanken an die Herzen der Hörer zu bringen hat, wobei Heranziehung des Katechismus, der ja die nächstliegenden Anknüpfungspunkte für das sich entfaltende religiöse Leben des Kindes bietet, ihre Stelle haben wird.[2])

In dem vorliegenden Schriftchen ist dieses wichtige Stück, trotzdem es in der Ansprache bereits seine besondere Stelle hatte,

---

[1]) Ein kindliches Lächeln bei Schilderung sonderbarer Sitten und Zustände, möchte ich nicht verbieten; zu einem vollen Lachen aber sollte es nie kommen. Der Erzähler sollte sich dieser Schranke bewußt bleiben. Bei andern Gelegenheiten (Nachfeier, Gemeindeabend u. s. w.) mag man einem herzlichen Lachen Raum gewähren, in den Gottesdienst gehört es selbstverständlich nicht. Es ist sehr verletzend, aus einer Kirche ein volles Gelächter schallen zu hören, wie ich es kürzlich in einem Orte der Schweiz vernahm, wo ein englischer Geistlicher (Dissenter) Vortrag hielt.

[2]) Hierbei stände nichts im Wege, dem Tamulenprediger nachzuahmen, der mitten aus der Rede heraus seine Frage an die Gemeinde stellt — event. ein Katechismusstück aufsagen läßt.

nochmals mitten in die Erzählung hinein verlegt und mit vielem Fleiß und Geschick so hineingearbeitet, daß es die dominierende Stelle erlangt hat. Auch ist der Inhalt keineswegs nur, oder auch nur vorwiegend die Behandlung der Mission — sondern wird aus dem gesamten Stoffe des Religionsunterrichtes gewählt.

Hiergegen nun regt sich bei mir ein zweites Bedenken, das schließlich mit dem ersten wieder zusammenfließt. Wenn ich es etwas scharf ausdrücken dürfte, würde ich sagen: „Die Proben bieten uns Religionsunterricht, illustriert durch Beispiele aus der Mission.“ Mögen diese letzteren auch einen ausgedehnten Raum einnehmen, so befinden sie sich doch immer nur in dienender Stellung. Die Hauptsache bleibt der Katechismus oder die biblische Geschichte mit derselben Gedankenarbeit, wie sie der Schulunterricht erfordert. Auf Aneignung und Vertiefung des biblischen Lehrstoffes zielt hier alles hin. Das zeigt sich so recht beim Schluß der Besprechung, wo man erwartet, sie werde in dem Missionsgedanken gipfeln. Nur bei Nr. 3 tritt der letztere hervor. Bei den übrigen ist die Pointe irgend ein andres Stück der christlichen Lehre, und die Mission — sie hat ihre Schuldigkeit gethan — — —[1])

Nun wird ja eine solche außergewöhnliche illustrierte Religionsstunde nicht ohne Segen bleiben. Aber die oben angedeutete kindliche Erbauung, in der das Herz für die Mission warm wird, kommt dabei schwerlich zustande.

Einerseits, wie schon bemerkt, wird sie gehindert durch die straffe katechetische Herrschaft. Andrerseits sind auch die Illustrationen (also die Missionserzählungen) nach meiner Auffassung zum Teil nicht sehr geeignet, das Interesse des Kindes zu fesseln. Zum Bilderbesehen ist das Kind gern bereit. Aber zeigt man ihm statt der erwarteten lebensvollen Abbildung von Tieren und Pflanzen nur schematische, nach theoretischen oder technischen Principien entworfene Zeichnungen, an denen vielleicht die für die betreffende Darstellung nicht in Betracht kommenden Teile fehlen, so ist die Lust am Besehen dahin. Solche Abbildungen naturwissenschaftlicher oder ökonomischer Werke sind im Sinne des

---

[1]) Ich wünschte, der teure Verfasser wüßte, wie schwer es mir geworden ist, diese Worte niederzuschreiben. Aber nach meinem besten Wissen entsprechen sie der Sachlage.

Kindes keine richtigen Bilder. Man kann es ihm auch nicht verdenken, wenn es ganze Bilder haben will, die um ihrer selbst willen da sind; denn es fühlt mit einem gewissen feinen Instinkt, daß jene Bilder ganz andern Zwecken dienen. Und bei den Kindern, die schon aus dem Schulunterricht dergleichen Abbildungen kennen, kann man erst recht nicht erwarten, daß sie dieselben mit freudigem Genuß als hübsche Bilder betrachten, wofern nicht bei einem oder dem andern sich schon ein reifender Lebensernst zeigt, der an der Arbeit selbst und darum an den ihr dienenden Skizzen seine Freude hat.

Was dem Kinde das Bild lieb macht, ist die Anschaulichkeit. Wollte man diesem Begriffe weiter nachgehen — man könnte ein langes Kapitel darüber schreiben. Viele Menschen ahnen nichts von der Gewalt des Zauberstabes, der recht gebraucht, und ebenso wenn mißbraucht, unglaubliche Wirkungen ausübt — nicht bloß bei den kleinen, sondern ebenso bei den großen Kindern. Je mehr er heutzutage mißbraucht wird, sollten wir uns keine Gelegenheit entgehen lassen, bei allen Bemühungen um gute und heilige Dinge seine Macht in unsern Dienst zu stellen. Wir irren sehr, wenn wir immer nur an den reflektierenden Verstand appellieren und logische Überzeugung herbeizuführen streben. Gelingt es uns, die Phantasie für unsre Sache mit zu gewinnen, so können wir des Erfolges viel sicherer sein, denn durch letztere geht der leichtere Weg zu dem Centralorgan, von dem die bestimmenden Entscheidungen des Menschenlebens ausgehen.

Doch ich darf nicht zu weit abschweifen. — Auch die Erzählung soll anschaulich sein. Das Kind will mit dem innern Auge sehen, was es hört, so daß es alles mit erleben kann. Geschichte und Schilderung gehören daher untrennbar zusammen. Daß wir z. B. von Lebensbildern reden, ist ein treffender Beweis dafür.

Sehen wir uns nun einige von den Lebensbildern an, die uns in den Proben vorliegen. Man wird mir zustimmen müssen, daß sie meistenteils sehr der Anschaulichkeit ermangeln. Oft fehlt jede Spur von Schilderung. Die Zeichnung giebt die dürren Umrisse ohne Abtönung, und vollends Pinsel und Farbenkasten sind ganz beiseite gesetzt. Es kann ja auch nicht anders sein, besonders wenn, wie in Nr. 1 für ein Lebensbild nur eine Seite

beansprucht ist. Aber auch selbst bei vier Seiten kann es nicht über eine skizzenhafte Zeichnung hinaus kommen. Vereinzelte Ansätze von einer weiteren Ausführung hätten nur wenige Pinselstriche bedurft (vielleicht nur 1—2 Zeilen), um den betreffenden Zug anschaulich zu machen (z. B. Koata von den Zauberern mit Fett eingerieben, oder Maßäbes Haus neben den Hütten seiner Unterthanen, die Männer, die das gespannte Fell mit den Zähnen halten u. a.), aber die Gelegenheit ist nicht benutzt, und wäre es geschehen, so würde solcher Zug als etwas Ungleichartiges im Ganzen dastehen. Diese kurzen Lebensbilder sind in der That keine Verkleinerungen der betreffenden Originalphotographie, sondern nach theoretischen Gesichtspunkten rekonstruierte Skizzen. Ein Zug, der als Beleg für einen bestimmten Gedanken paßt, ist hervorgehoben; andres ist einfach beiseite gelassen. Hier haben wir das Pendant zu jenen wissenschaftlichen Zeichnungen, welche Teile des Bildes, auf die es gerade nicht ankommt, geradezu weglassen. „Genauer kann ich heute von ihm nicht erzählen." Diese Wendung kommt mit geringen Abänderungen neunmal in den sechs Proben vor, und bezeichnet jedesmal eine große Lücke in dem schon skizzenhaften Bilde.

Dazu kommt aber, daß die Zeichnung öfters durch eine Erörterung nach sokratischer Methode ersetzt wird. Was den Kindern gezeigt werden sollte, wird aus ihren eignen Gedanken entwickelt. Auch dadurch wird die Anschaulichkeit sehr gehindert. Es ist merkwürdig, wie sich noch am meisten Anschauliches in Prabhudâs findet. Wer das meisterhafte Kabinettstück von O. Flex (Allg. Miss.-Zeitschrift 1878) kennt, wird sich kaum wundern, daß die Wirkung des von ihm gebrauchten Zauberstabes sich selbst noch hier, in einer Darstellung dritter Potenz (denn der Verfasser schöpfte aus Bauerfeinds Bearbeitung) spüren läßt. Aber wie viel weiter würde man bei den Kindern kommen, wenn man einfach nach dem Original erzählte! Da hätten sie ein farbenfrisches, lebensvolles Bild, das sie ergreift, dessen Darstellung sie innerlich mit erleben und das ganz ungesucht in den Missionsgedanken gipfelt — während hier die Erzählung ausklingt mit der Mahnung auf Gottes Hilfe in allen Nöten der Seele wie in allen irdischen Nöten zu vertrauen — d. h. die Missionsspitze ist abgebrochen.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die katechetische

Verbindung von Katechismus, biblischer Geschichte und Erzählung doch zuweilen nicht ungesucht ist. Ebenso, daß der Verfasser das Knochengerüst seiner scharf systematisch gearbeiteten Disposition zuweilen ganz offen hervortreten läßt. Nach meinem Empfinden sollte es richtiger unter der Verhüllung lebensvoller Darstellung zurücktreten.

Es erübrigt nur noch zu betonen, daß die vorstehenden Ausführungen nichts weniger zum Zweck haben, als durch eine abfällige Kritik das angezeigte Schriftchen tot zu machen. Dasselbe enthält einen mit Aufwendung von höchlichst anzuerkennendem Fleiß und Arbeit in einer wichtigen Sache gemachten Versuch. Jeder, der in der Lage ist, vor Kindern die Mission zu behandeln, sollte diesen Versuch prüfen. Ich würde es sehr bedauern, wenn jemand infolge meiner Besprechung sagen würde: „Das Büchlein taugt also nichts, darum brauche ich es nicht zu beachten.“ Meine Meinung ist vielmehr: Jeder Mitarbeiter im heimatlichen Missionswesen sollte das Schriftchen haben und studieren, event. praktisch prüfen. Der Verfasser hat uns einen neugebahnten Weg vorgelegt. Ich habe einen andern angedeutet. Nur durch ernstliche Mitarbeit vieler wird sich herausstellen, welches der rechte ist. Auch ich sage mit dem Verfasser: „Nur daß man mit dieser Sache frisch vorwärts gehe, liegt mir am Herzen — aus zwiefacher Liebe, zur Mission und zu unsern Kindern.“ Der Herr aber helfe uns allen immer mehr, auch um seiner heiligen Missionssache willen, den Kindern Kinder zu werden.

Das Manuskript des vorstehenden Aufsatzes hatte ich dem Verfasser der Proben zugehen lassen. In seiner freundlichen Erwiderung stimmt er der Fassung der Sache als Kinder-Missionsgottesdienste zu. Er will jedoch nicht zugeben, daß die schulmeisterliche Behandlung der Missionsliebe nachteilig werden könne. Der Religionsunterricht biete den Kindern doch auch Genuß, trotz der eignen Arbeit. Das letztere bestreite ich nicht. Vergl. oben Fußnote S. 99. Aber ich möchte jeden bitten, die Erfahrungen aus seiner eignen Kindheit wachzurufen. Ich glaube, der große Unterschied zwischen Katechisieren und Geschichtenerzählen wird jedem eindrücklich geworden sein.

Was meine Bemerkung über Religionsstunde mit Illustra-

tionen betrifft, so zieht M. die erste Probe zurück. Er meint aber von den übrigen behaupten zu können, daß das Moment der Religionsstunde nur den Rahmen bilde und daß das Missionsbild die Hauptsache sei. Ich kann mich auch nach wiederholter Prüfung nicht überzeugen, daß dies der Fall sei. Ich überlasse es dem Leser, über die beiden Auffassungen zu entscheiden.

Wichtig aber ist mir die Mitteilung, daß der Verfasser in Zukunft das, was dem erzählenden Teile der Kinder-Missionsgottesdienste mangle, durch Verteilung eines entsprechenden Missionsheftchens an die Kinder zu ersetzen gedenke. In dieser Absicht liegt die stärkste Anerkennung, daß die Art der Behandlung sehr verbesserungsfähig bleibt. Wir würden uns doch nicht befriedigen können mit Gottesdiensten, die zu ihrer Ergänzung noch erst etwa der Verteilung eines Traktates bedürften. Die Darbietung eines geschlossenen, abgerundeten Ganzen sollte doch eine unerläßliche Forderung für den Kinder-Missionsgottesdienst sein. Schriftenverbreitung ist ein sehr empfehlenswertes Mittel zur Förderung des Missionslebens. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn sie in direktem Zusammenhange mit andern Mitteln getrieben wird. Aber sie hat ihr besonderes Gebiet und ist nicht geeignet den Mangel einer andern Thätigkeit zu ersetzen. Der muß an Ort und Stelle, auf dem zuständigen Gebiete des Gottesdienstes überwunden werden. Man gebe wirkliche, anschauliche und für Kinder geeignete Missionsberichte, so wird der Kinder-Missionsgottesdienst keiner Ergänzung bedürfen.

Können die Kinder nachher dieselbe Geschichte noch einmal ausführlicher lesen, so werden sie das gern thun. Aber das vermag die Arbeit im Gottesdienst nicht zu entlasten. Die Kinder-Missionsschriften sind übrigens noch einer besonderen eingehenden Betrachtung wert, bei der sich sicherlich der angedeutete Unterschied ebenfalls herausstellen wird.

IV. Zur Missionsarbeit in der Gemeinde.

A. Missionsstunde oder kirchlicher Missionsbericht.[1])

Unter den Aufgaben, welche sich unsere Missionskonferenz gestellt hat, ist in § 4 der Statuten ausdrücklich die „Handreichung zur Abhaltung regelmäßiger Missionsstunden" aufgeführt. Leider lehrt die Erfahrung, daß die Missionsstunden in unsrer Zeit nicht mehr wie früher gedeihen wollen. Wohl werden sie an manchen Orten fortgeführt und hier und da mit erfreulichem Erfolge; wohl gelingt es gelegentlich einem neu eintretenden Pastor, diese Stunden in seiner Gemeinde einzurichten und ihnen einen Kreis von Zuhörern zu gewinnen. Alle diese Fälle aber sind verhältnismäßig nur selten gegenüber den andern, in denen selbst treue, jahrelange Arbeit zuletzt erlahmt, weil die Teilnahme immer geringer wird, oder ein neuer Anfang, der vielleicht, solange die Neuheit ihre Zugkraft übte, ganz erfolgreich schien, schließlich doch wieder aufgegeben werden muß. So betrübend diese Erscheinung auch ist, wir können sie nicht ändern, sondern müssen sie anerkennen. Auch giebt ja die Entwicklung des Missionslebens bei uns bedeutsame Fingerzeige zu ihrer Erklärung. Früher wurde dasselbe überhaupt getragen von den kleinen Gemeinschaften, die oft im Gegensatz zur Kirche und dem Pastor sich in „den Stunden" sammelten. Der Druck, der von außen her auf dieser kleinen

---

[1]) Dieser Aufsatz erschien zuerst in dem als Manuskript gedruckten Jahrbüchlein der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg 1895. Ich lasse ihn hier nochmals abdrucken, weil er in anderweitiger Veröffentlichung, bei mancherlei Anerkennung, Widerspruch erfahren hat (Gensichen, Missionsarbeit hüben und drüben. Berlin 1897, S. 17 ff.). Dieser Umstand macht es wünschenswert, daß auch meine Arbeit an die Öffentlichkeit tritt. Auch dient sie in manchen Stücken zur Ergänzung des folgenden Aufsatzes.

Herde lastete, stärkte ihre Lebenskraft. Dort liegen die Wurzeln unsers Missionslebens, und wir wollen den Dank, den wir den braven, alten Konventikel-Leuten schuldig sind, nie vergessen.

Aber die Zeiten sind anders geworden. Jener Druck ist verschwunden, seitdem die Macht des zuletzt schon ziemlich abgelebten Rationalismus gebrochen wurde, und das lautere Evangelium von dem Heiland der Sünder in unsern Kirchen weit und breit gepredigt wird. Nicht mehr die Stundengemeinde, sondern die kirchliche Gemeinde, vornehmlich in ihren Vertretern, den Pastoren, ist heute — von dem christlichen Leben überhaupt zu schweigen — die Trägerin des Missionslebens. Wenigstens in unsrer Provinz und fast in ganz Norddeutschland steht es so. Wenn dabei die Energie des Missionslebens, das einst so kräftig in den kleinen Kreisen pulsierte, scheinbar abgenommen hat, so mag dies den alten Missionsfreund wehmütig stimmen. Schöner als der breite, langsam durch die Ebene dahinziehende Strom war ja freilich der jugendfrisch brausende Gebirgsbach zwischen den Felsen. Aber er konnte nicht im Gebirge bleiben. Auch unser Missionsleben hat eine ähnliche Entwicklung gehabt, und das war nicht zum Schaden. Denn vergleicht man die Mission in ihrem jetzigen Stande mit den geringen Anfängen in den schönen alten Zeiten, so muß man sicherlich anerkennen, daß die heutige Missionsgemeinde an Leistungsfähigkeit sehr gewachsen ist.

Es wäre verfehlt, wollte man das Missionsleben wieder zurückbringen in die Formen, in denen es sich früher bewegte, und wollte man es um jeden Preis nur in dem letzteren pflegen. Wohl, wo unter besonders geschützten Verhältnissen sich das Konventikelleben erhalten hat (und noch nicht dem Sektierertum zum Opfer gefallen ist), wo sich eine Gemeinschaft gläubiger Christen, eine Gemeinde in der Gemeinde findet, da treibe man Mission wie vor 50 Jahren, und da wird auch heute noch die Missionsstunde gedeihen. Wo aber keine Stundengemeinde ist, sondern nur die kirchliche Gemeinde, da hat die Missionsstunde ihren Boden verloren.

Leider haben viele Amtsbrüder diese Erfahrung machen müssen. Manche halten trotzdem die nur noch kümmerlichen Stunden, wie ein Gärtner auch auf ungeeignetem Boden mit vieler Mühe eine Pflanze künstlich erhalten kann, aber ohne sie zu einem frischen, fröhlichen Gedeihen zu bringen. Die Zahl derer aber ist bei

weitem größer, welche nach kürzeren oder längeren Versuchen die Sache schließlich aufgegeben haben und wohl gar mit dem Gedanken, daß es eben doch (in dieser Form) nicht ging, ihr Gewissen beschwichtigen, wenn sie überhaupt keine **regelmäßige** Arbeit zur Pflege des Missionslebens treiben. Viele, sehr viele begnügen sich damit, **gelegentlich** in der Predigt und im Konfirmandenunterricht die Mission zu erwähnen. In dieser **occasionellen** Behandlung der Mission, wofern sie nicht ergänzt wird durch eine geordnete regelmäßige Arbeit, sehe ich fast den größten Schaden, der zur Zeit die Entfaltung unsers Missionslebens hindert. Grundsätzlicher Widerspruch, sowie die volle Trägheit, welche die Sache totschweigt, findet sich nur selten. Oft kann man völlige Zustimmung beobachten und Willigkeit, die Sache zu fördern. Aber was gethan wird, sind oft unzusammenhängende Brocken, aus denen nie ein lebendes kräftiges Ganze wird. Wenn sich doch alle Amtsbrüder darüber klar werden möchten, daß die Pflege des Missionslebens eine geordnete regelmäßige Arbeit erfordert. Wo es mit den Missionsstunden nicht mehr geht, da muß eine andere Form der heimatlichen Missionsarbeit gefunden werden.

Nicht vor einem besonderen kleinen Kreise, wie er auch immer zusammengebracht sein möge, nicht vor einer gemachten Stundengemeinde, sondern vor der kirchlichen Gemeinde selbst ist die Mission zu behandeln. Es hat einen Schein der Berechtigung, wenn man einen Pastor bei allen ungünstigen Erfahrungen doch noch auf dem kleinen zusammenschmelzenden Häuflein gleichsam festnageln möchte mit der Frage: „Sind nicht die fünf oder zehn Seelen, denen Sie dort von den großen Thaten Gottes reden können, es wert, daß Sie die Stunden weiter halten?“ Ja freilich, wenn diese wenigen Seelen eine zusammengewachsene Glaubensgemeinde bildeten, wie die „Stunde“ sie voraussetzt, so würde ich auch nicht den Mut haben, oder nicht so pflichtvergessen sein, diese Missionsstunden aufzugeben. Wenn aber die Besucher nichts anders sind, als die übrigen Durchschnittschristen der Gemeinde und vielleicht nur durch gewisse äußere Rücksichten zum Besuch veranlaßt werden,[1]) oder wenn man sich damit trösten soll,

[1]) Es kommt vor, daß so ein altes Mütterchen lieber in der geheizten Schule als in der kalten Kirche ihre Erbauung sucht — abgesehen von den Almosenempfängerinnen.

daß man die Schuljugend zum Besuche heranziehen kann — so sind diese Versammlungen eben nicht das, was sonst die Konventikel waren. Freilich, fünf bis zehn Seelen wären es immer wert, daß man für sie arbeite. Aber mir thun die 295 leid, die von solcher Arbeit nichts haben, und für die nichts andres gethan wird.

Das Glaubensleben, welches sich einst auf jene Häuflein beschränkte, hat sich jetzt über den weiten Kreis der kirchlichen Gemeinde verteilt. Mag es auch flacher geworden sein, erloschen ist es nicht. Daher scheint es mir durchaus geboten, daß auch die Pflege des Missionslebens verkirchlicht werde. Damit ist selbstverständlich nichts gesagt von Verkirchlichung der Mission und ihrer Leitung, das steht auf einem ganz andern Blatt. Hier handelt es sich lediglich um das, was in der einzelnen Gemeinde für die Mission zu geschehen hat. Es sollte unbestreitbar die Verpflichtung anerkannt werden, daß die ganze Gemeinde mit der Mission bekannt gemacht, zur Mitarbeit an derselben immer mehr herangezogen, und für die Sache des Reichs Gottes unter den Heiden immer mehr erwärmt werde. Sonst wurde nur Mission getrieben im Kreise der „Brüder und Schwestern.“ Jetzt sollte jeder, der noch zur kirchlichen Gemeinde gehört, jeder, der noch ein Christ sein will, auch ein Objekt der Pflege des heimatlichen Missionslebens sein.

Welche regelmäßige Arbeit vermag dieser Aufgabe gerecht zu werden? Es geht nicht an, die Missionsstunde einfach so, wie sie sonst war, in die Kirche zu verlegen. Ursprünglich war sie Missionsbetstunde und hatte mehr oder weniger den Charakter der englischen Gebetsversammlungen (prayer meetings). In Deutschland trat freilich bald die Schriftbetrachtung als der ausgedehntere Bestandteil der Stunden hinzu.[1]) Endlich aber fand in den letzteren die Mitteilung der von den Missionaren erstatteten Berichte ihre Stelle. Der Missionsbericht scheint mir das wichtigste Stück in der besondern Behandlung der Mission vor der christlichen Gemeinde. Der erste Missionsbericht zu Antiochien (Act. 14, 27) sollte in dieser Beziehung geradezu typisch sein.

[1]) Berichtigung siehe unten Nr. V, 3.

Die christliche Gemeinde, an welche die Missionssache herantritt, soll dieselbe kennen lernen. Haben wir auch keine solchen Missionsgemeinden wie in Antiochien, so haben doch (mit verschwindender Ausnahme) heutzutage alle unsre Gemeinden schon etwas für die Mission gethan, und wenn die geringen Anfänge der Missionsbeiträge noch so dürftig wären. Wo aber Beiträge gegeben werden, da haben die Geber auch das Recht, zu erfahren, was mit dem Gelde geschieht. Wo von der Missionssache immer nur ganz im allgemeinen geredet wird, darf man sich nicht wundern, wenn die Beteiligung an derselben wenig Fortschritte macht und die Beiträge nicht wachsen wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint der Missionsbericht vor der Gemeinde unerläßlich.

Was sonst in der Missionsstunde vorkam, das fehlt auch in der Kirche nicht. Es wird für die Mission gebetet — freilich nicht in der freien, individualisierten Form des Stundengebetes. Wenn sich auch Gelegenheiten finden, über die feste liturgische Form der Missionsfürbitte hinauszugehen und eine eingehende Erwähnung der Mission im freien Gebet nicht fehlt, so ist das Missionsgebet im kirchlichen Gemeindegottesdienst immerhin verschieden von den Gebeten in Versammlungen, namentlich nach englischem Muster. Auch in den Missionsstunden unsrer Provinz ist wohl schon lange das freie Beten von Mitgliedern der Versammlung (wie es z. B. in den württembergischen Stunden üblich ist) nicht mehr vorgekommen. Es war auch immer nur der Pastor, der da betete. Er kann dies gleichermaßen in der Kirche thun, ja er ist nach der Kirchenordnung gehalten es zu thun, wenigstens in kurzer Form.[1]) In diesem Stücke also bedarf es gar keines Ersatzes der Missionsstunde. Früher war sie die einzige Stelle, wo für die Mission gemeinsam gebetet wurde. Jetzt wird überall die ganze kirchliche Gemeinde dazu angeleitet.

Was die Schriftbetrachtung, die Darlegung der biblischen Missionsgedanken betrifft, so ist dazu in unsern Predigten

---

[1]) Wir bedauern, daß es die neue Agende in diesem Punkte mit ganz allgemeinen Erwähnungen bewenden läßt. (Vergl. S. 4 Z. 8 f., S. 6 Z. 13, S. 7 Z. 22 f.) Wir wären dankbar, wenn neben der allgemeinen Fürbitte die Nennung der Missionsgesellschaft, durch welche die Gemeinde an den Heiden mitarbeitet, oder des betreffenden Missionsgebietes gestattet würde.

ebenfalls die ausgedehnteste Gelegenheit gegeben. Selbst unsere Perikopen bieten zahlreiche Punkte, deren rechte Behandlung die Predigt ohne weiteres zur Missionspredigt macht. Wir brauchen gar nicht besondere Missionsstunden, um durch Auslegung des göttlichen Wortes die Missionssache bekannt zu machen und die Leute für dieselbe zu erwärmen. Wenn wir einfach in der Schriftauslegung unsere Schuldigkeit thun, treiben wir Mission vor der ganzen Gemeinde. Es ist ein schlimmes Mißverhältnis (wie es wirklich vorkommt), wenn auf der Kanzel jahraus, jahrein die Mission kaum erwähnt, dagegen immer nur in den (vielleicht spärlich besuchten) Missionsstunden in biblisch-erbaulicher Weise behandelt wird. Damit wird der kirchlichen Gemeinde ein bedeutsames Stück vorenthalten. Denn darüber kann doch kein Zweifel sein, daß die Mission ein wesentliches Stück des Christentums ist und nicht als ein opus supererogationis betrachtet werden darf. Wo ein Pastor in seinen Predigten treulich den Heilsrat Gottes für die Heiden bezeugt (vergl. den Epheserbrief) und die Verpflichtung aller Jünger Jesu zum Gehorsam gegen seinen letzten Befehl den Zuhörern ins Gewissen schiebt, da bedarf es keiner besondern Versammlungen, das Missionsleben zu wecken und zu pflegen.[1])

Ganz anders aber verhält es sich mit dem Missionsbericht. Unsre Gottesdienste haben nach ihrer derzeitigen Einrichtung keine Stelle für Erzählung von den Arbeiten, Leiden und Erfolgen der Missionare unter den Heiden. Auch in Antiochien war es eine besondere Gemeindeversammlung, in welcher Paulus und Barnabas ihren Bericht erstatteten. Es wäre ein pium desiderium, das an betreffender Stelle fleißig vorgetragen werden sollte, eine geordnete Stelle für Missionsberichterstattung vor der Gemeinde zu gewinnen. Manche begnügen sich mit der fakultativen Stelle ihres Missionsfestes, an der die Gemeinde einen Missionsbericht hört. Aber abgesehen davon, daß doch nur verhältnismäßig wenige Gemeinden ihr Missionsfest haben, wird der Bericht auf demselben meistens sehr occasionell behandelt, so daß er bei weitem nicht imstande ist, der Gemeinde die erforderliche Belehrung und anschauliche Bekanntmachung mit dem Missionswerke darzubieten.

---

[1]) Auch an die obligatorische Missionspredigt, die wir am Himmelfahrtsfeste zu halten haben, ist hier zu erinnern.

Regelmäßige kirchliche Missionsberichte können durch solche einmalige, fast meteorartig vorübergehende Erscheinungen, wie sie auch der geschickteste Bericht bei der Festfeier darbietet, nicht ersetzt werden. Vielmehr hat eine erfolgreiche Wirksamkeit des letzteren jene stille, stetige Arbeit, welche Missionskenntnis pflanzt und pflegt, zur Voraussetzung.

Aber wo soll solche Arbeit getrieben werden? Viele sehen in der hergebrachten Missionsstunde die einzige Gelegenheit für dieselbe und suchen sie um jeden Preis festzuhalten. Irre ich nicht, so gelingt das da am meisten, wo sie wirklich verkirchlicht wird. Wenn zur Missionsstunde die ganze Gemeinde vom Klange der Kirchenglocken zur Kirche eingeladen wird, wenn zur Orgel Choräle gesungen werden, und wenn der Pastor im Talar von der Kanzel aus seinen Vortrag hält, wenn von den Teilnehmern niemand mit Reden und Beten thätig auftritt, sondern alle stille Zuhörer bleiben, so haben wir in der That keine „Stunde,“ sondern einen kirchlichen Nebengottesdienst.

Man hat mir vorgeworfen, das sei Wortklauberei. Der Ausdruck Missionsstunde habe sich einmal eingebürgert und darum solle man ihn auch beibehalten. Ich meine aber, daß wir doch auch die Worte nicht gedankenlos wie ausgeprägte Münzen, die nun einmal gang und gäbe sind, gebrauchen sollen. Zumal wenn in der Währung eine Änderung eingetreten ist. Sind diese kirchlichen Versammlungen, in denen die Mission behandelt wird, keine „Stunden“ in der Bedeutung, welche dieses Wort in dieser Anwendung thatsächlich gewonnen hat, so sollten wir sie auch nicht mehr Missionsstunden nennen, sondern einfach nach ihrem Hauptinhalte: „Missionsberichte.“ Mehr als wir es vermuten, behält jene Bezeichnung von ihrer ursprünglichen Bedeutung und wirkt unbemerkt auf die Gestaltung und Behandlung ein. Ohne daß man sich recht klar darüber wird, meint man in der Missionsstunde die Auswahlgemeinde gläubiger Brüder und Schwestern vor sich zu haben — während die Versammlung sich in nichts von der unterscheidet, die man im gewöhnlichen Gemeindegottesdienste vor sich hat — nur daß meistens die Zahl bedeutend kleiner ist. Nur zu leicht entsteht auch in der Gemeinde das Gefühl, als wollten die Besucher der aparten Versammlung etwas Besonderes sein und sich einer höheren Stufe des Christentums rühmen, als andere gewöhnliche Christen, die bloß in die Kirche

gehen. Auch in dieser Beziehung thut der Name im Volke mehr, als wir meinen, wenn mit demselben auch nicht gerade ein klares Verständnis verknüpft ist. Warum wollen wir einen unzutreffenden Ausdruck festhalten, wenn wir einen treffenderen haben?

Ich bedaure, daß bei der Abfassung unsrer Statuten nicht bereits der Ausdruck Missionsstunde durch Missionsbericht ersetzt wurde. Die Sache wurde damals wohl noch nicht so klar durchschaut, wie es jetzt nach umfassender Beobachtung der vorhandenen Verhältnisse möglich ist. Auch hätte es einer Erklärung und Begründung der veränderten Bezeichnung bedurft, für welche die knappe Form der Statuten kaum den Raum geboten hätte. Andrerseits hätte die Veränderung leicht den Anschein gegeben, als kämen wir wie umstürzende Neuerer, während unser Streben in diesem Stücke doch lediglich darauf gerichtet ist, die geordnete, regelmäßige Missionsarbeit, wie sie sonst nur in den Missionsstunden getrieben wurde, zu fördern und dazu den Brüdern Handreichung zu thun. Diese besondere, geordnete Arbeit stellt sich immer mehr heraus als der vor der Gemeinde zu erstattende regelmäßige Missionsbericht.

Man wird mir einwerfen, daß der Missionsbericht im kirchlichen Nebengottesdienste denselben Hindernissen und Schwierigkeiten ausgesetzt sei wie die Missionsstunde. Gewiß macht mancher Amtsbruder die Erfahrung, daß für solche Missionsgottesdienste immer nur ein Bruchteil seiner Gemeinde zu haben ist. Es ist auch überall da, wo das Missionsleben noch unentwickelt ist, gar nicht anders zu erwarten. Zur Entwicklung desselben aber ist zunächst anhaltende, bestimmte Arbeit im Hauptgottesdienste unerläßlich. Die Gemeinde muß daran gewöhnt werden, die Mission als ein integrierendes Stück des Christentums zu betrachten, um das sich jeder, der ein Christ sein will, bekümmern muß. Es ist schon angedeutet worden, wie viel Gelegenheit zu dieser vorbereitenden Arbeit auf der Kanzel uns geboten wird. Dennoch wäre es zu wünschen, daß man auch hierbei schon unter bestimmten Gesichtspunkten eine möglichst geordnete Thätigkeit entfaltete. Viele versehen es in diesem Stücke selbst beim besten Willen. Bei jeder passenden Gelegenheit erwähnen sie die Mission, aber immer nur gelegentlich, nebenher, ohne irgendwie gründlicher auf die Sache einzugehen. Sie wird immer nur oberflächlich, mit allgemeinen Ausdrücken gestreift, ohne eingehendere Gedankenfolgen,

die den Zuhörer mit hineinziehen könnten. Es kommt in der That vor, daß in der Predigt oft von der Mission geredet wird, ohne daß im ganzen Jahre irgend etwas von wirklicher Missionspredigt der Gemeinde geboten würde. Diese Gefahr liegt nahe, wenn man die homiletische Behandlung der Mission eben nur an sich kommen läßt, ohne in diesem Stücke eine bestimmte, zielbewußte Arbeit zu thun. Mir scheint die letztere unerläßlich. Ich wünschte, daß ein jeder Prediger sich die planmäßige Behandlung der Mission auf der Kanzel zur Pflicht machte. Man kann dabei in verschiedener Weise verfahren. Wer sich seine Texte für das ganze Kirchenjahr überlegt, möge doch dabei sogleich diejenigen notieren, welche besondere Gelegenheit zur Besprechung der Mission bieten. Er möge die Missionsgedanken dieser Texte in Beziehung auf die vorliegenden praktischen Verhältnisse vorher besonders durcharbeiten und möglichst alles Wichtige, was der Gemeinde von der Mission zu sagen ist, so verteilen, daß es im Anschluß an diese Texte im Laufe des Jahres behandelt wird. Auch wäre es sehr ratsam, diejenigen Missionsgeschichten (nicht zweifelhafte Anekdoten!) und Züge aus dem Missionsleben, die man bei der Lektüre seines Missionsblattes gesammelt hat und zur Illustration seiner Predigten zu benutzen gedenkt, einigermaßen zu ordnen und ihre Verwendung nicht — sozusagen — dem Zufall zu überlassen. Diese Missionsillustration in der Predigt ist überhaupt sehr dankbar und kann gar nicht genug empfohlen werden.[1]) Aber sie läßt sich auch so einrichten, daß sie nicht bloß eine allgemeine christliche Wirkung, sondern eine speciell auf das Missionsleben zielende anstrebt.

Es können aber auch Einrichtungen mehr äußerer Art solch einer regelmäßigen Missionsarbeit in der Gemeinde dienen. Es empfiehlt sich, an einigen Sonntagen geradezu Missionspredigten zu halten. Die eine, am Himmelfahrtsfeste, ist für uns obligatorisch. Es steht aber nichts im Wege, dazu etwa noch drei weitere Sonntage im Jahre zu solchen Specialpredigten zu bestimmen, besonders wenn man, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen,

---

[1]) Daß auch hierbei alle Übertreibung zu vermeiden ist und daß eine Überfütterung der Gemeinde mit Missionsstoff vom Übel sein müßte, braucht kaum erwähnt zu werden.

über die Sache zuvor im Gemeinde-Kirchenrate verhandelt und einen gültigen Beschluß dieser Körperschaft herbeiführt. Eine derartige Ordnung und Regelmäßigkeit ist von großer Wichtigkeit, um in der Gemeinde eine bestimmte Gewöhnung herbeizuführen, die schließlich zur festen Sitte erstarkt. Und wenn ein Pastor in seiner Gemeinde durch treu anhaltende Arbeit nur das erreichte, daß man seinen Nachfolger, der etwa die Sache ignorieren wollte, fragen würde: „Herr Pastor, wo bleibt denn die Mission?" — so hätte er nicht vergeblich gearbeitet. Ohnehin würde diese Frage weit größere Früchte in sich schließen, wenn solche auch nicht immer vor Menschenaugen offenbar würden.

Worauf es mir vor allem bei diesen Bemühungen um das Missionsleben in den Gemeinden anzukommen scheint, ist dies: „Nicht bloß zufällig und gelegentlich, sondern bestimmte, geordnete, planmäßige Arbeit!"

Durch solche Vorarbeit wird allmählich auch für die Missionsberichte in der Gemeinde der Boden gewonnen. Ich zweifle nicht, daß, wo jahrelang in dem angegebenen Sinne gewirkt wurde, auch die Einladung zu besonderen Missionsgottesdiensten nicht erfolglos sein würde. Wenn vielleicht der Besuch derselben der Zahl nach noch ziemlich weit hinter dem der Hauptgottesdienste zurückstände, so würde sich doch eine Vertretung der Gemeinde einfinden und nicht bloß einige Personen, die wie vereinzelte Splitter derselben erscheinen müssen.

Dem Ziele, die Mission in specieller Behandlung vor die ganze Gemeinde zu bringen, kommt man aber ungleich näher, wenn man den Bericht geradezu in den Hauptgottesdienst verlegt. Ich habe dies Verfahren selber von einem alten Amtsbruder, einem bewährten Missionsarbeiter, gelernt und in der eignen Gemeinde sehr bewährt gefunden. Der Vorteil, daß man die ganze kirchliche Gemeinde zusammen hat, ist durch nichts anderes zu ersetzen. Nach meiner Erfahrung gewöhnt sich die Gemeinde sehr bald an die Erzählung, welche an die Predigt angeschlossen wird. Hier hat nie jemand gegen die neue Einführung durch Verlassen der Kirche protestiert. Nur zwei- oder dreimal ist es in siebzehn Jahren vorgekommen, daß eine kranke oder schwache Person nach Schluß der Predigt hinausging. Die Stille und Aufmerksamkeit bleibt bis zum letzten Satze des Berichtes tadellos. Die bei dieser Gelegenheit gesammelten Kollekten

(abgesehen von den freiwillig gebrachten Missionsbeiträgen) übersteigen die Summe der gesamten Kirchenkollekten beträchtlich, und wenn dabei neulich das in hiesiger, rein bäuerlicher Gemeinde geradezu unerhörte Ereignis vorkam, daß in der Kollektenbüchse ein Goldstück lag, so finde ich auch darin eine Bestätigung, daß diese regelmäßigen[1]) Berichte nicht vergeblich gewesen sind.

Viele meinen, die Schwierigkeiten seien zu groß. Der Gottesdienst erhalte dadurch eine Ausdehnung, die man nicht jeder Gemeinde zumuten könne. Das ist aber nicht der Fall. Natürlich darf man an solchem Sonntage nicht eine Predigt von dreiviertel Stunden halten. Sollte man nicht einmal um der Mission willen noch mehr Fleiß auf die Predigt verwenden und sie so kurz und bündig ausarbeiten, daß man alles Wesentliche, was man sonst in dreiviertel Stunden zu sagen pflegt, in 25 oder selbst 22 Minuten sage? Man braucht gar nicht einmal die Liturgie abzukürzen, läßt vielleicht nur ein paar Verse weniger singen und behält bei einer Gesamtdauer des Gottesdienstes von anderthalb Stunden noch eine gute halbe Stunde für den Bericht. Ich wüßte nicht, wer sich über einen anderthalbstündigen Gottesdienst beklagen dürfte. Dauert er doch manchmal auch unter gewöhnlichen Verhältnissen noch länger. Ich wünschte, daß recht viele Amtsbrüder einmal mit dieser Einrichtung einen Versuch machten, wobei natürlich aufs taktvollste alles zu vermeiden wäre, was so ausgedeutet werden könnte, als wolle der Pastor der Gemeinde ein neues Joch auflegen. Ohne irgend welche vorbereitende Arbeit für die Mission sollte man nicht gleich mit Berichten anfangen. Wo möglich sollte man bei andern Gelegenheiten (Hochzeiten, Taufmahlzeiten u. s. w.) Proben davon gegeben haben, daß man hübsch erzählen kann und irgend ein Verlangen, dergleichen aus der Mission zu hören, in der Gemeinde erweckt haben. Wo das geschehen ist, wird der Einführung dieser regelmäßigen Missionsberichte nichts im Wege stehen.

Sollte sie sich aber in einer oder der andern Gemeinde wirklich nicht ermöglichen lassen, so bleibt schließlich noch ein Ausweg offen. Ich erwähnte bereits einiger Missionspredigten, die an bestimmten Sonntagen zu halten sind.

---

[1]) Monatlich; doch fällt der Bericht in der Erntezeit und beim Zusammentreffen mit der Abendmahlsfeier aus.

Wenn der Prediger einmal das Wort hat, kann man es ihm nicht entziehen, und er treibt mit seiner Redefreiheit auch in der That keinen Mißbrauch, wenn er die Gemeinde auf 40 bis 45 Minuten in Anspruch nimmt — vorausgesetzt, daß er nicht langweilig wird! Nun wird ja bei manchem Missionsfeste, wo geeignete Redner knapp sind, der Bericht mit der Predigt verbunden. Weshalb sollte das nicht auch mit solch einer Missionspredigt im gewöhnlichen Gottesdienste geschehen können? Je geschickter die beiden Bestandteile miteinander verbunden oder ineinander gearbeitet werden, um so besser wird der Erfolg sein. So könnte man ohne Schwierigkeit wenigstens viermal im Jahre Gelegenheit finden, vor der kirchlichen Gemeinde einen Missionsbericht zu erstatten. Ich glaube, daß diese Einrichtung in mancher Gemeinde dazu führen wird, die Berichte in größerer Zahl, sei es in den Hauptgottesdiensten oder in besonderen Gottesdiensten einzuführen.

Damit ist der zeitgemäße Ersatz für die in unsern Kreisen, wie es scheint, nicht mehr lebensfähigen Missionsstunden angegeben, so wie er sich in jeder Gemeinde einrichten läßt. Kein Pastor, der diese Sache gründlich erwägt, hat das Recht, sich mit dem Mißlingen seiner Missionsstunden darüber zu entschuldigen, daß er in seiner Gemeinde keine geordnete, regelmäßige Missionsarbeit treibe.

Die vorstehenden Ausführungen haben allerdings zunächst Gemeinden im Auge, die noch kindlich sind. Mancher Pastor kann das leider von der seinigen nicht sagen. Vielleicht hat er durchschnittlich nur zwei bis drei Prozent seiner Gemeindeglieder im Gottesdienste. Da wäre denn die Treue im kleinen am Platze, die auch um fünf oder zehn Seelen sich der Arbeit unterzieht. Vielleicht — ich glaube wahrscheinlich — wird sie mit besonderer Frucht gekrönt werden, so daß die Mission in der Kirche ein Mittel wird, den gesunkenen Kirchenbesuch wieder zu heben.

Freilich, solange die Gemeinde noch christlich (wenn auch nur namenchristlich) ist, liegt uns die Fürsorge für sie ob, und sei sie auch noch so sehr entkirchlicht. Es werden ja jetzt mancherlei Versuche gemacht, Gemeinden, die sich von der Kirche entwöhnt hatten, irgendwie unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen, oder seien es auch nur erst Bestrebungen, die vom Materialismus

erfüllte Masse wieder einigermaßen für höhere geistige Interessen zugänglich zu machen. Das sind alles zeitgemäße Bemühungen. Gottes Segen über jeden Pastor, der, wenn er in der Kirche meist vor leeren Bänken zu predigen hat, es mit Geschick und Energie dazu bringt, daß wenigstens der sonst zum Tanzen benutzte Saal gefüllt ist, wenn er in fesselnder Rede von mancherlei höheren Dingen die armen an die Vergänglichkeit gebundenen Seelen wenigstens in den Vorhof des Gottesreiches wieder einzuführen sucht. An solchen Gemeindeabenden, oder wie man sonst diese Versammlungen nennt, sollte die Mission sicherlich nicht fehlen. In geschickter Behandlung kann sie ein wirksames Mittel werden, erstarrende Christen, indem man sie für die den Heiden gesendete Hülfe interessiert, selber mit neuer Lebenskraft zu erfüllen.

B. Missionsberichte. — Grundlegende Missionsberichte.

Der Missionsbericht hat vor allem die Aufgabe, die christliche Gemeinde mit der Mission bekannt zu machen. Für eine unbekannte Sache läßt sich kein gediegenes, nachhaltiges Interesse erzeugen. Wäre der wirkliche Jammer der Heidenwelt allen Christen genügend bekannt geworden, hätte jeder einmal an einer heidenchristlichen Gemeinde mit eignen Augen den Unterschied von Heiden und Heidenchristen beobachten können, so würde weit und breit in der alten Christenheit viel mehr als bisher für die Christianisierung der Heiden gethan werden. Es fehlt nicht an einer Fülle von Kenntnissen aus den verschiedensten Zweigen des Wissens in unserm Volke. Aber trotz aller berühmten Bildung (und selbst zum Teil bei ihren hervorragenden Vertretern) herrscht eine außerordentliche Unwissenheit in Bezug auf die Mission. Von den heidnischen Völkerschaften, ihrer Lebensweise, der Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten, ihres Kulturzustandes, von ihren Begriffen und Gebräuchen in Bezug auf Recht, Religion u. s. w. werden die verkehrtesten Vorstellungen gehegt trotz aller Forschungsreisen und der vielen durch die Presse verbreiteten Reisebeschreibungen. Aber wo möglich sind die Vorstellungen von einem Missionar, von seiner Arbeit, seinen Leiden, Erfolgen und den ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten noch verkehrter. Eine Erklärung

dieser Erscheinung ist jedenfalls darin zu suchen, daß unser Volk bis in die neueste Zeit kaum etwas von Beziehungen zu den außereuropäischen, heidnischen Ländern hatte: England mit seinen Kolonien ist in diesem Stücke ganz anders gestellt. Seit Jahrhunderten steht es in regem, praktischem Verkehr mit andern Weltteilen, während bei uns nur vom Hörensagen sich allerhand phantastische Vorstellungen bildeten von den Völkern „hinten weit in der Türkei" und vollends von den noch weiter hinten wohnenden. Etwas mehr richtige ethnographische Kenntnisse dürften wohl auch für die allgemeine Bildung bei uns wünschenswert sein. Doch davon handeln wir hier nicht. Aber ein Christ sollte wissen, wie es um die Millionen seiner Mitmenschen steht, die den Segen des Evangeliums noch nicht kennen, und wie dieser Segen auch ihnen mitgeteilt werden kann.

Das Wissen allein macht es freilich nicht. Die erbarmende Liebe ist und bleibt der Kern des Missionslebens. Aber ohne ein gewisses Maß von Kenntnissen wird dasselbe nie zu einer gesunden Entfaltung kommen. Diese Kenntnisse in den Gemeinden herbeizuführen, ist die Aufgabe der Missionsberichte.[1])

Die Aufgabe erscheint übermäßig groß bei all den Verschiedenheiten der mannigfaltigen Missionsgebiete. Sicherlich wäre es ganz verkehrt, wenn man sie in wissenschaftlich systematischer Weise zu lösen versuchte, indem man ein Kompendium der Missionskunde (etwa Gundert) wenn auch in populärerer Bearbeitung von Anfang

---

[1]) Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß der Missionsbericht sich ausschließlich an die intellektuelle Seite des Menschen zu wenden habe. Im Gegenteil; eine rein verstandesmäßig belehrende Darstellung würde hier ganz verfehlt sein. Es kommt ganz darauf an, die Thatsachen und Verhältnisse so darzulegen, daß sie auch auf das Herz und Gemüt wirken. Es wäre ein Mißgriff, wenn man (wie es vorkommt, und ich erinnere mich, als Anfänger selbst in diesen Fehler geraten zu sein) das Herz lediglich der Predigt als Feld zuweist und mit dem Bericht nur den Verstand beackert. Auch beim Bericht soll der ganze innere Mensch ergriffen werden. Dazu bedarf es nicht der Durchflechtung mit erbaulichen Erläuterungen und frommen Ermahnungen. Viel ergreifender wirkt die objektive Darstellung, in der die Thatsachen selbst ihre erbauende Kraft auf den Zuhörer üben. Damit bleibt es dann auch nicht bei einer kurzen vorübergehenden Rührung, sondern es kommt zu einem Wissen, das seine nachhaltigen Beziehungen auf das Herz und Gemüt hat.

an der Gemeinde in bestimmte Portionen eingeteilt beizubringen versuchte. Damit würde man nicht viel erreichen. Die Menge der mitgeteilten Thatsachen und beschriebenen Zustände würde den Zuhörern zuletzt wie ein Mühlrad im Kopfe herumgehen. In dieser überströmenden Fülle muß man sich beschränken. Alle unsre Gemeinden haben bereits eine Verbindung mit der Mission durch die für eine ganz bestimmte Gesellschaft gegebenen Beiträge. Es kommt darauf an, sie mit den Gebieten, den Missionaren und Arbeiten dieser Gesellschaft bekannt zu machen. Man hat ziemlich lange damit zu thun, bis die Zuhörer so weit kommen, daß alles dahin Gehörige ihnen nicht mehr ganz fremdartig erscheint. Nicht eine doktrinäre Kenntnis, sondern eine erfahrungsmäßige Bekanntschaft sollte das Ziel sein. Jeder Missionsbericht, soweit dies irgend möglich ist, sollte einem persönlichen Besuche nahe kommen. Der Zuhörer sollte auf eine halbe Stunde sich im Geiste auf die betreffende Station versetzt fühlen. Er sollte mit dem Missionar den Ausflug in ein Heidendorf machen und dabei das Heidenleben in charakteristischen Zügen beobachten, er sollte die Katechumenen im Unterricht sehen, die eingeborenen Gehilfen kennen lernen, die Gemeindeglieder in ihren Wohnungen, bei ihren täglichen Geschäften und besonders die in der Kirche versammelte Gemeinde so lebendig geschildert bekommen, als wäre er selbst mit unter ihnen und sänge und betete mit ihnen.

Das ist eine hohe, große Aufgabe für den Berichterstatter, vor der auch der geschickte und geübte Specialist noch immer wieder erzittern möchte. Aber giebt es nicht im Leben viele Aufgaben, die wir noch nicht völlig gelöst haben, und um deren Lösung wir uns immer aufs neue bemühen müssen? Dürfen wir doch nicht entmutigt werden, wenn wir noch immer den Gipfel christlicher Heiligung so hoch erhaben vor uns stehen sehen und uns selbst in tiefer Schwachheit noch weit von ihm entfernt erblicken! Täglich gilt es im Gebet und mit der von oben empfangenen Kraft weiter vorwärts dringen. So soll auch jeder Missionsbericht, den wir bei uns selbst mit der Censur „Noch sehr schwach" oder „Kaum mittelmäßig" beschließen, uns nur antreiben, daß es das nächste Mal besser wird. Und sicherlich: die Kraft und Weisheit, die dazu gehört, wird keinem, der von Berufs wegen Missionsberichte zu erstatten hat, versagt, wenn er darum recht betet und treu das Seinige dazu thut.

In letzterer Beziehung möchte ich zwei Hindernisse erwähnen.

1. Die eigne mangelhafte Kenntnis. Bist du selbst nicht in der Sache zuhaus, wirst du nie sie einem andern wirksam schildern können. Was du selbst nicht gesehen hast, wirst du einem andern nicht zeigen können. Das große Hindernis besteht in dem Mangel eigner Anschauung. Wer rein verstandesmäßig die Mission studiert, kann vielleicht eine Fülle des Wissens über dieselbe haben, ohne daß er in sich ein Bild gewonnen hat, in dem sich seine Kenntnisse zu konkreter Anschaulichkeit gestaltet hätten.

Viel öfter aber fehlen die Kenntnisse überhaupt. In den allermeisten Fällen wurzelt jener Mangel in der Versäumnis, die noch viele von uns einst recht anklagen wird. Verzeihen Sie, wenn ich wieder mein ceterum censeo bringe: Lesen Sie Ihre Missionsblätter. Sie haben es vielleicht versucht; vielleicht sind Sie mit Ernst daran gegangen. Aber die Blätter waren zu langweilig und ungenießbar; und dieser Eindruck hat so sehr die Oberhand behalten, daß schon wieder seit einer geraumen Zeit die Hefte im uneröffneten Postumschlage in der Ecke liegen. Liegt die Schuld wirklich nur an den armen Blättern? Wurde die Sache nicht vielleicht verkehrt angefangen? Der Schweizerreisende, der in seinen dreiwöchigen Ferien die ganze Schweiz sehen wollte vom Montblanc bis zur Bernina, kam sehr unbefriedigt zurück, da er trotz allen Abhetzens, bei dem er alles nur im Fluge sah und manches auch vor Nebel gar nicht sehen konnte, nur einen Teil seines Programms ausgeführt hatte. Ich ziehe den Hut vor dem, dem es gelingt auf den ersten Anlauf etwa in Jahresfrist eine angemessene Kenntnis des ganzen Gebietes und Werkes einer solchen Gesellschaft wie Berlin I zu gewinnen. Ich fürchte, bei solchem Unternehmen müßte fast jeder zu schanden werden. a) Weise Beschränkung ist auch hier das richtige. Wenn es einem nur erst gelingt, auf 4—5 Stationen sich heimisch zu fühlen, so hat er viel gewonnen. Dazu aber gehört b) die richtige Grundlage. Jeder Missionsblattleser, der es nicht seit 10—20 Jahren gewesen ist, braucht ein Fundament, auf dem er zunächst einen festen Stand gewinnt. Kratzensteins kurze Geschichte und Nottrotts zwei Bände über die Kolsmission sind sehr zu empfehlen und sollten viel mehr als bis jetzt zur Grundlage einer sorgfältigen Lektüre der Berliner Missions-Berichte oder der Biene

benutzt werden. Wer das treulich thut und dann alles, was in den letzten 4—5 Jahrgängen des betreffenden Blattes über einige ausgewählte Stationen zu finden ist, sich aneignet, der wird sehr bald mit denselben so vertraut sein, daß er im Geiste als cicerone auch andere dort umherführen kann.

Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß die Missionsblätter völlig ihrem Zweck entsprächen. Es giebt solche, die sogar dringend der Verbesserung bedürftig sind. Aber sie sind nun einmal die Quellen, auf die wir angewiesen bleiben. Wo diese Quellen Lücken haben, wäre es sehr zweckmäßig, daß möglichst viele Leser solche der Redaktion bemerklich machten und bäten, daß in einer der folgenden Nummern über die betreffenden Gegenstände eine möglichst genaue, anschauliche Beschreibung gegeben würde.

Auf die andern Quellen, die neben den Missionsblättern zu empfehlen sind, näher einzugehen, würde uns hier zu weit führen.

2. Ferner ist eine unrichtige Gewissenhaftigkeit oft ein Hindernis der Missionsberichte. Daß dieselben wahr sein sollen, steht unter allen Umständen fest. Aber oft wird „wahr“ und „wirklich“ verwechselt, und der Berichterstatter getraut sich eigentlich nichts anderes zu sagen, als was der betreffende Missionar ad hoc gerade geschrieben hat. Die Berichte der Missionare aber, so wie sie sind, sind großenteils (neben manchen rühmlichen Ausnahmen) gar nicht sehr geeignet, unsern Gemeinden eine anschauliche Bekanntschaft mit der Sache zu vermitteln. Der Missionar gewöhnt sich allmählich an vieles, was er täglich sieht und hört, so, daß er es ganz vergißt, wie unbekannt das alles in der Heimat ist. Bei vielem, was er schreibt, muß zu richtigem Verständnis mancherlei ergänzt werden. Ferner, der Missionar beschreibt ein einzelnes Ereignis, in dem sich das Leben auf der Station vielleicht nur in einem vorübergehenden Lichte spiegelt. Es ist wie mit der Photographie — dem Begriffe nach — der treusten Repräsentantin der sichtbaren Wirklichkeit. Weil sie nur einen Moment darstellt, giebt sie oft nichts weniger als die Wahrheit. Man photographiere einen frommen, sonst ganz gelassenen Menschen in dem Moment, wo er nach langer Reizung doch einmal aufbraust, und die Photographie wird ein falsches Bild geben. Das ist ein schroffes Beispiel. Aber in der That vermag die Darstellung eines einzelnen Moments nicht das innerste Wesen wiederzugeben. Nur die Zusammenfassung möglichst vieler Mo-

mente kann ein treffendes Bild liefern. Wollen wir von einer Station, von der Heidenpredigt oder irgend einem Stück der Mission unsrer Gemeinde solch ein treffendes, typisches Bild geben, so dürfen wir uns nicht begnügen mit einer einmaligen, zufälligen Darstellung, sondern müssen möglichst viele, die denselben Gegenstand betreffen, zusammenzufassen suchen. Dazu gehört dann, daß wir Lücken, die sich in dem einen Berichte finden, von andrer Seite ergänzen, Züge, die der Missionar kaum andeutet, oder ganz übergeht, vielleicht ganz eingehend ausführen, wenn wir in einem andern Berichte dazu erforderliche Angaben haben. Charakterzüge und ihre Äußerungen, die sich allgemein bei einem Volke finden, darf man unbedenklich zur näheren Schilderung einer bestimmten Person mit verwenden, wenn sie auch gerade in der betreffenden Quelle nicht erwähnt sind. Wollte man sich ängstlich nur an der einzelnen Quelle halten, so würde schwerlich ein lebensvolles Bild entstehen. Man muß viele Quellen und Bächlein zusammenleiten, und die gemeinsame Wirkung kommt dem Ziele nahe. Also nicht die einzelne vorübergehende Wirklichkeit, sondern die aus möglichst vielseitiger Beobachtung gewonnene typische Wahrheit darzustellen, sollte als Aufgabe des Missionsberichtes erkannt werden.

Da das vor allem anschaulich geschehen soll, so bleibt der Phantasie ein ziemlicher Spielraum. Daß der Berichterstatter dabei seine Phantasie durch Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit im Zaum zu halten hat, sollte der Erwähnung nicht bedürfen. Leider ist es vorgekommen, daß eine mangelhafte Kenntnis durch ein geradezu freches Spiel der Phantasie in Zusammentragung verschiedener Züge ersetzt wurde, wie z. B. in einem Berichte der sterbende König von Dahomey den heiligen Stier (Indien!) kommen ließ, um seinen Schweif festhaltend seine Seele im Tode zu erretten!! Man sucht vergeblich nach einem parlamentarischen Ausdruck, um eine derartige Berichterstattung zu kennzeichnen. Aber abusus non tollit usum. Lege deiner Phantasie den Zügel der Wahrhaftigkeit an, und stelle sie wohl ausgerüstet mit fleißig erarbeiteten Kenntnissen in den Dienst des Reiches Gottes. Und wenn dich dann große oder kleine Kinder fragen sollten: „Ist die Geschichte auch wahr?“ so kannst du getrost antworten: „Ja, sie ist ganz wahr!“

Es ist schon angedeutet, daß der Gegenstand des Berichtes mannigfaltiger Art sein kann. Erzählung und Schilderung wird dabei zu verbinden sein. Zur Norm aber mache man sich, immer ein abgerundetes Ganze zu geben.

Wenn ich bezüglich der Stoffwahl an die Missionsgesellschaft verwies, deren Arbeiten man durch Beiträge unterstützt, so ist damit das Nächstliegende und Wichtigste bezeichnet. Je mehr und je gründlicher es gelingt die Gemeinde mit dieser ihrer speciellen Arbeit bekannt zu machen, desto besser. Man sollte darauf Wert legen, daß die Mission nicht bloß als etwas Unbestimmtes, Allgemeines angesehen wird, sondern, daß die Gemeinde gerade in dem besonderen Werke ihre eigne Mission kennen lernt. Damit soll aber nicht ausgeschlossen sein, auch andre Stoffe in dem Missionsberichte zu behandeln. Wir können auch die großen Thaten Gottes, welche über aller empirischen Zersplitterung doch ein Ganzes bilden, den Zuhörern vorführen, z. B. wenn man einmal ein Gebiet, auf dem verschiedenartige Missionsgesellschaften thätig sind, in zusammenfassender Darstellung behandelt. Dabei ist dann eine Erwähnung der leider oft bis zur Rivalität zugespitzten konfessionellen Gegensätze nicht zu übergehen. Man betone aber das „Einige Notwendige", das ja bei allen Verschiedenheiten von allen Seiten immer als die Hauptsache anerkannt wird. Auch einzelne besonders gesegnete Gebiete andrer Gesellschaften mögen in specieller Darstellung vorgeführt werden. Gehören sie aber einer bei uns sektiererisch aufgetretenen Denomination an, so wird, um Anstoß und Verwirrung zu vermeiden, es geraten sein, von einer näheren Bezeichnung der Denomination abzusehen. Anstatt von der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft zu reden (z. B. bei den Anfängen am Kamerun), möge man einfach von englischen Christen sprechen. Daß die Missionen in den deutschen Schutzgebieten sich ebenfalls besonders zur Behandlung in Missionsberichten eignen, liegt auf der Hand.

Wenn nun auch nicht eine systematische Kenntnis, sondern eine erfahrungsmäßige Bekanntschaft das Ziel der Berichte ist, sollte man in denselben doch nicht planlos verfahren. Das geschieht leider zu leicht, wo der occasionelle Gesichtspunkt die Herrschaft hat. Leider ist im großen und ganzen die Missionskenntnis, welche unser Volk bis jetzt erlangt hat, nur eine bruchstückartig durcheinander gewürfelte, daß man eigentlich nie mit irgend welchen

Voraussetzungen da, wo man nicht schon selbst gearbeitet hat, einen Bericht beginnen kann. Namentlich bei den Festberichten muß man immer ab ovo anfangen. Will man von Südafrika erzählen, so muß man wo möglich in jedem Falle erst sagen, daß die Kaffern schwarzbraune, vorwiegend von Viehzucht lebende Völkerschaften sind, daß und wie lange schon unter ihnen Mission getrieben wird und dergl. Es ist ein pium desiderium von großer Wichtigkeit, daß in unsern Gemeinden eine gewisse fundamentale Missionskenntnis, wenn auch im bescheidensten Maße, verbreitet werden möge. Es müßte dahin kommen, daß man gewisse, die Mission betreffende Dinge und Verhältnisse einfach als bekannt voraussetzen dürfte. Damit könnte viel Zeit und Kraft erspart werden. Man könnte immer gleich in medias res gehen, während man sich jetzt bei der Einleitung oft so lange aufhalten muß, daß die Sache selbst darüber zu kurz kommt. Oder aber, wer sich über die Einleitung hinwegsetzt, setzt sich der Gefahr aus, daß seiner Erzählung und Beschreibung bei den Zuhörern die Unterlage fehlt und daß sie von dem Gehörten sich ganz verkehrte Vorstellungen machen. Man könnte zwar meinen, es schade nichts, wenn solche fundamentalen Sachen wieder und immer wieder traktiert würden. Aus den vielen gehörten Berichten würde sich doch zuletzt gleichsam ein Niederschlag fundamentalen Missionswissens bilden. Aber auch in dieser Beziehung dürfte die Manier des „Gehenlassens" nicht am Platze sein. Viel richtiger ist auch hier die direkte Thätigkeit, welche sich auf erkannte Bedürfnisse richtet.

Damit komme ich auf die grundlegenden Missionsberichte. Ich verstehe darunter Berichte, denen das bestimmte Ziel gesetzt ist, die einfachsten Vorkenntnisse, welche zum Verständnis aller weiteren Mitteilungen von einem gewissen Missionsgebiete erforderlich sind, den Zuhörern einzuprägen. Dies soll natürlich nicht wie durch schulmeisterlichen Elementarunterricht geschehen, sondern ebenfalls, wie oben angedeutet, im Sinne der erfahrungsmäßigen, anschaulichen, auch Herz und Gemüt ergreifenden Bekanntmachung. Es sind typische Gesamtbilder, die man der Gemeinde zeigt. Es würde sich gewiß empfehlen mit solchen zu beginnen, wo irgend ein neuer Anfang gemacht wird. Aber man darf nicht meinen, mit einem solchen Berichte diesen Teil der Aufgabe lösen zu können. Auch hier bedarf es der repetitio!

Man wird öfter derartige grundlegende Darlegungen zu geben haben, die dann anknüpfend an das früher Mitgeteilte immer wieder einige neue Züge dem Bilde hinzufügen und manche von den wiederholten weiter beleuchten und vervollständigen. Immer aber handelt es sich hier um Generalzüge, durch deren planmäßige Darstellung die specielleren Mitteilungen der andern Berichte entlastet werden.

Ich erlaube mir hier als Probe solch einen grundlegenden Missionsbericht vorzulegen, den ich je mit einigen Veränderungen in einer großstädtischen Fest-Gemeinde (Berlin), in einer kleinen Stadt und ein paarmal in ländlichen Gemeinden gehalten habe und der — soweit ich erfahren konnte — diesen verschiedenen Gemeinden ansprechend war. Hier gebe ich die Ausarbeitung etwas gekürzt. Ich wählte das ausgedehnte Missionsgebiet:

Indien.

1. Landschaft.

Liebe Missionsfreunde! Kommt mit im Geist in das Land, das ich vor zwei Jahren in Wirklichkeit besuchen durfte. Indien ist ein herrliches Land, besonders wenn man es gleich nach der Regenzeit sieht. Da sproßt und grünt und blüht und reift es überall. Prächtig begrüßen uns schon am Strande die Palmen mit ihren großen Blättern, die wie mächtige Federn im Winde wogen. Auch den erquickenden kühlen Trank ihrer Früchte, Nüsse, deren eine ein halb Schock größter Walnüsse aufwiegt, lernen wir bald schätzen. Wie gern ruht das Auge auf den weiten Flächen der maigrünen Reisfelder! Wir staunen, wenn man uns erzählt, daß sie in einigen Gegenden dreimal im Jahre eine Ernte geben. Schau dort: Felder mit Zuckerrohr. Kauf dir um ein paar Pfennige ein armlanges Stück des hohen Stengels und du kannst ohne weitere Zubereitung daraus den süßen Zuckersaft saugen. Wunderhübsch sehen die Kaffeegärten aus. Die Bäumchen, im Wuchs unsern Sauerkirschbäumen ähnlich, prangen mit den roten Beeren zwischen dem glänzenden dunkelgrünen Laube. Selbst im Walde, wo nicht des Menschen Hand ordnend waltet, sind mächtige Bäume und weithin kletternde Schlingpflanzen mit wunderbar leuchtenden Blüten geschmückt, so schön und schöner als in unsern besten Kunstgärten.

Ein herrliches Land! Ein Paradies möchte man es nennen; wenn nur nicht die Herrlichkeit auch ihre schlimme Kehrseite hätte. Nur kurze Zeit waltet die angenehme Frühlingsluft. Fast vier Monate lang herrscht eine unerträgliche Hitze. Weit und breit sind Gras und Kräuter verdorrt, und was noch grün bleibt von Pflanzen, ist dicht mit rotem Staube überzogen. Alle Kreaturen seufzen und leiden Pein unter der sengenden Sonnenglut, die einen Ausländer tötet, wenn er sich nur eine halbe Stunde ihr unbeschützt aussetzt. Dazu kommt die Gefahr von wilden Tieren. Trotzdem, daß hohe Prämien für jeden erlegten Tiger gezahlt werden, hausen sie noch viel in den Waldgebirgen, und manche Menschen werden zerrissen. Vollends den giftigen Schlangen fallen jährlich an 10 000 zum Opfer. Und die braunen Leute, die in dem schönen Lande wohnen, sind nichts weniger als glücklich. Sie sind arme Heiden, auch die, welche von vielem Glanz und Reichtum umgeben sind.

2. Der Götzendienst.

Trotz aller ihrer Bildung und Gelehrsamkeit beten sie noch Götzen an, häßliche, schreckliche Bilder. Man findet sie in Tempeln, die oft nur unscheinbare kleine Gebäude sind — zum Teil aber auch großartige Prachtbauten. Auch draußen im Schatten von Bäumen trifft man manche Götzen. Sieh dort unter dem alten, breitkronigen Feigenbaum, der an sich schon heilig gehalten wird, steht eine aus Holz geschnitzte Figur, ein Menschenleib mit vier Armen und einem Elefantenkopf mit langem Rüssel. Der Götze reitet auf einem sonderbaren Tier — eigentlich soll es eine Ratte sein; aber die Götterratten müssen doch anders sein, als die Erdenratten. Das ist G a n e s ch a, der Gott der Weisheit, der weit und breit in Indien verehrt wird, und dem schon die Schulkinder ihre Opfer bringen, um nicht dumm zu bleiben. Oft sieht man auch den H a n u m â n; das ist eigentlich ein Affe mit langem Schwanz, aber er ist mit königlichem Schmuck ausgestattet. Die beiden genannten werden für gute Götter gehalten, von denen man Glück und Segen erbittet. Man bringt ihnen Blumenkränze, auch Reis und Früchte, oft auch Schmuck von Gold und Edelstein als Opfer, beugt sich vor dem Bilde, so daß die Stirn den Erdboden berührt, und wiederholt hundert und aber hundert-

mal den Namen des Götzen und bildet sich ein mit solchem Plappern Erhörung seiner Wünsche zu finden.

Aber unter den 33 000 Göttern und Göttinnen, die es nach dem Glauben der Inder geben soll, sind auch viele, von denen man nichts Gutes erwartet, sondern nur Unglück fürchtet. Vor allen begegnet uns in Städten und Dörfern das scheußliche Bild der Kali. Sie ist auf einer Leiche stehend dargestellt, trägt einen Gürtel von abgehauenen Menschenarmen und ein Halsband von Totenköpfen, und hält in ihren sechs Händen schreckliche Mordwerkzeuge. Das ist die Göttin der Cholera. In Indien wütet diese Seuche häufig; und jedesmal, wo sie auftritt, bringen die erschrockenen Menschen Schafe und Ziegen zum Opfer. Oft werden Hunderte, von Tieren vor solchem Bilde geschlachtet, um mit dem Blute den Zorn der grimmigen Göttin zu besänftigen. Und doch kommen die armen Leute in ihrem Aberglauben mit allen Opfern nicht zur Ruhe.

3. Die heiligen Büßer.

Neben dem Aberglauben aber zeigt sich das Heidentum in furchtbaren Lastern. Vor allem machen sich die Zungensünden bemerklich. Gräßliche Redensarten, die ich nicht mal nachsprechen möchte, werden dort ganz gewöhnlich gebraucht. Wahrhaftigkeit scheint ihnen ganz unbekannt zu sein. Wenn man einen über einer Lüge ertappt, so schämt er sich nicht darüber, sondern lächelt, als wollte er sagen: „J sieh einmal an; ich hätte doch nicht gedacht, daß du noch schlauer bist, als ich selbst." Jeder sucht seinen Nächsten zu betrügen, wo er nur immer kann, und viel andre Sünden und Schanden gehen weit und breit im Schwange.

Wenn man das alles einem Inder vorhält, so sagt er wohl: „Ja freilich, in diesem armen verkommenen Leben ist das nun einmal so. Aber," sagt er, „wir haben bei uns auch Leute, die alles das abbüßen und mit ihrer großen Heiligkeit auch den andern Menschen zur Seligkeit helfen können." Nun wollen wir uns doch einmal solch einen Büßer ansehen! Da sitzt der ziemlich wohlgenährte Mann mit untergeschlagenen Beinen auf einem niedrigen Bänkchen. Er hat ganz und gar nichts an; aber sein Leib ist über und über grau beschmiert mit Asche aus verbranntem Kuhdünger, ein Stoff, der in Indien für sehr heilig gehalten wird. Was hat denn nun dieser Mensch für Verdienste? Nun

man rühmt ihn, daß er ganz und gar nichts thut. Da sitzt er Tag für Tag und redet nichts, sieht nichts und hört nichts, und wenn er es weit gebracht hat in der Heiligung, dann ißt und trinkt er auch nicht mehr und holt auch nicht mehr Luft. Aber die meisten sind von der eingebildeten Stufe der Vollkommenheit noch sehr weit entfernt. Es scheint ihnen noch zu schmecken; denn neben ihnen steht ein Gefäß, in welches die Vorübergehenden Speise legen. Ja man betet die Büßer geradezu an und hofft, daß man dadurch an dem Verdienst dieser sogenannten Welterlöser Teil bekommt, und trotz aller Sünden einmal selig werden kann.

4. Der Tod der Heiden.

Aber manchmal wird den braunen Leuten doch sehr bange: nämlich wenn irgendwie der Tod ihnen näher kommt. Das macht ihre Lehre von der Seelenwanderung. Sie meinen, wenn einer stirbt, so geht seine Seele in irgend ein anderes lebendes Wesen über, das in derselben Stunde geboren wird. Die frommen Büßer meinen, sie werden wiedergeboren als Brahmanen, das sind die Leute höchsten Standes, die man schon für halbe Götter ansieht. Aber wer in diesem Leben nicht seine Sünden abgebüßt und nicht solche Heiligkeit erlangt hat, der wird zur Strafe, wie sie denken, als irgend ein Tier wiedergeboren und davor fürchten sie sich. Je schwerer die Sünden sind, desto geringer und verachteter ist das Tier, in der die Seele nun ein Leben lang wohnen muß. Ja wenn einer gewiß wüßte, daß er als Elefant oder gar als Stier wiedergeboren würde, so wäre er sehr getröstet. Aber wer weiß, ob er nicht bald als ein junger Esel oder als ein wilder Hund umherlaufen wird und dann erst noch wieder hundertmal in andern immer höheren Tierleibern auf die Welt kommt, bis er endlich wieder ein Mensch wird und es ihm gelingt, so ein frommes, verdienstvolles Leben zu führen, daß er zuletzt als Brahmane geboren wird und dann zur ewigen Ruhe eingehen kann. Aber bei aller ernsten Besorgnis für das zukünftige Leben wandeln Tausende und aber Tausende in Sünden und Lastern ohne die Verkehrtheit ihrer Wege zu erkennen und bleiben ohne Trost und Frieden im Leben und im Sterben.

So steht es bei jenen Heiden. Aber die Hilfe ist auch zu ihnen gekommen, und wenn man durchs Land reist, bekommt man davon schon manche Spuren zu sehen.

5. Die Missionspredigt.

Dort auf dem Markt sehen wir einen großen Menschenhaufen. Nicht bloß Käufer drängen sich um die Händler, die am Boden sitzen und ihre mancherlei Waren vor sich auf Matten ausgebreitet haben. Dort hat ein weißer Mann die Aufmerksamkeit der Braunen auf sich gezogen. Er steht auf einem Bänkchen, so daß er den Volkshaufen etwas überragt. Neben ihm sieht man einige Eingeborne, die offenbar seine Freunde und Begleiter sind. Nun beginnt der Fremde zu reden in der Landessprache. Man staunt — man horcht. Er redet von der Liebe Gottes, der seinen Sohn zur Erlösung der Sünder in die Welt gesandt hat. Er verkündigt Jesum, den Gekreuzigten und den Auferstandenen als den Heiland aller Menschen. Viele hören andächtig zu. Aber da kommt von dem nahen Tempel ein Priester herzugelaufen, der ihn fluchend und lästernd unterbricht. Er sucht das Volk aufzustacheln, daß sie den fremden Mann verjagen, der die Götter ihrer Väter durch eine neue Lehre verdrängen wolle. Wirklich erheben einige schon Steine, um nach dem Missionar zu werfen. (Zuweilen kommt es vor, daß ein solcher in der That um des Evangeliums willen Mißhandlung erleidet.) Hier aber nimmt der braune Gehilfe seine Geige zur Hand und spielt eine indische Weise. Unsern Ohren klingt sie schrecklich; aber die Eingebornen lieben diese Töne und lauschen auf das christliche Lied, das nun der Missionar mit seinen Begleitern anstimmt. Darüber legt sich der Aufruhr. Mancher denkt: „Die Christen sind doch keine bösen Leute." Sie hören weiter zu, wenn der Missionar wieder redet, und mancher hat von solcher Predigt auf dem Markte ein Samenkorn ins Herz bekommen, das später aufging und ihn fragen lehrte: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?"

6. Die Missionsschule.

Ein andres Mittel, den Heiden das Heil zu bringen, ist die Schule. Nicht als ob die Inder sonst keinen Unterricht hätten. Sie sind ja auf ihre Art ganz gebildete Leute, es giebt viele Gelehrte, und die Knaben der Wohlhabenderen müssen alle Lesen und Schreiben lernen. Aber solche indische Schule ist eigentümlich eingerichtet. Der braune Lehrer sitzt unter einem schattigen Baum. Die Schüler hocken, wie er, am Boden und schreiben die Buchstaben, die er ihnen mit dem Stabe vormalt,

mit ihrem Finger in den Sand. Sie lernen auch Rechnen und allerlei dumme Geschichten von den Göttern. Dabei führt der Lehrer ein grausames Regiment, nicht bloß mit seinem Bambusstock; sondern es ist vorgekommen, daß so ein Schuljunge zur Strafe eine Zeit lang, den Kopf nach unten, an den Füßen aufgehängt wurde.

Da geht es in der Missionsschule doch anders zu. Es waltet christliche Liebe. Die Kinder werden freundlich behandelt. Sie lernen besser und schneller alles, was sie zu ihrem bürgerlichen Fortkommen brauchen und dazu die biblischen Geschichten und die wichtigsten Stücke der christlichen Lehre. Und wenn sie dann gar noch Englisch lernen, so haben sie Aussichten seiner Zeit ein einträgliches Amt zu erhalten, und darauf ist weit und breit im Volke Sehnen und Streben gerichtet. Daher schicken viele Heiden, auch solche, die dem Christentum noch recht feindlich gegenüber stehen, ihre Kinder doch in die Missionsschule. Freilich, viele ihrer Schüler werden noch keine Christen; aber so manche nehmen doch die Aussaat des Evangeliums mit ins Leben, und zuweilen läßt solch ein früherer Schüler nach langer Zeit sich taufen mit seinem ganzen Hause und bekennt, daß er durch die Schule den Weg zur Seligkeit gefunden hat.

7. Die Frauen.

Besonders traurig steht es in Indien mit den Frauen. Zwar sind sie reichlich mit Schmuck behangen. Selbst die armen schleppen viel schwere Ringe an den Armen und Füßen, an den Ohren und sogar an der Nase mit umher. Bei den Reichen ist alles von gediegenem Gold und mit kostbaren Steinen geschmückt. Auch tragen sie prächtige Gewänder, die sie in schönem Faltenwurf um den Körper legen. Aber jede Frau wird als ein Wesen niederer Art angesehen. Kühe und manche andre Tiere sollen weit über ihnen stehen. Man sieht es als eine Strafe an, wenn ein Mädchen geboren wird. Das, meint man, sei eine schuldige Seele, die im früheren Leben ihre Sünden nicht gebüßt hat, und darum zur Strafe noch einmal auf die Welt kommen muß. Die Frauen der Vornehmen werden in einer besonderen Abteilung des Hauses unter Schloß und Riegel gehalten. Ihr Leben lang kommen sie nicht heraus. Senana ist der Name dieses Frauengefängnisses. Die ärmeren dürfen sich zwar draußen frei bewegen. Aber sie

sind mit harter Arbeit schwer geplagt. Vollends wenn eine Frau Witwe wird, kommt sie in unsägliches Elend. Denn jeder verachtet sie als ein Scheusal, weil sie am Tode ihres Mannes schuld sein soll. Das Leben der indischen Frauen ist trostlos, auch dadurch, daß sie nach heidnischer Sitte nie lesen lernen dürfen und also aller Bildung ermangeln.

Nun kommen weiße Christenfrauen, verschaffen sich besonders Zugang zu den Senanas und unterweisen ihre elenden braunen Schwestern, die dort gefangen gehalten sind. Sie bringen ihnen die frohe Botschaft von dem Erlöser, der aus allen Fesseln frei machen kann. Viele Frauen lernen zuerst in der Fibel buchstabieren und dann in der Bibel lesen, und was mehr ist, lernen beten zu dem Heiland, der ihr Trost und ihre Hoffnung geworden ist.

8. Die christliche Gemeinde.

Der schönste Anblick für den reisenden Missionsfreund sind schließlich die Kirchen — deren es schon eine große Zahl in Indien giebt. Sie sind freilich oft nur recht unscheinbare, ärmliche Gebäude. Aber doch freut man sich, wenn die Klänge christlichen Geläutes durch die Palmen dringen und von allen Seiten braune Männer und Frauen in sauberen Sonntagsgewändern sich sammeln zu Gesang und Gebet und Erbauung aus Gottes Wort. Da geht es denn doch anders zu als einst in dem Götzentempel, der nun verfallen ist! Die Furcht vor dem Zorn der Götter und die Angst vor dem Tode ist von den Herzen genommen, die nun ihre volle Zuversicht auf ihren Heiland setzen und fröhlich sind, daß sie ihm angehören. In diesem kindlich-fröhlichen Glauben haben die braunen Christen ihr Gotteshaus lieb und kommen treulich und fleißig zu den Gottesdiensten. Schlicht und einfach sitzen sie meistens nach Landesart am Fußboden auf Matten, rechts die Männer, links die Frauen. Auch die Kinder, selbst die Säuglinge, werden mitgebracht. Aber das Kindergeschrei, das die Mütter bald auf einfachste Weise zu beschwichtigen suchen, stört eine indische Gemeinde nicht. Die Aufmerksamkeit ist meist musterhaft. Unverkennbar leuchtet die Andacht aus den schwarzen Augen. Bei den Festen ist die Kirche immer schön geschmückt mit Palmenzweigen und Blumenketten. Beim Erntefest aber zeigen sich die jungen Christen nicht bloß als fleißige Hörer, sondern auch als

willige Geber, indem sie von dem Ertrage ihrer Felder eine Garbe oder einen Korb Reis in die Kirche bringen.

Freilich darf man ja nicht erwarten, daß sie in allen Stücken schon eine besonders hohe Stufe christlichen Wandels erreicht hätten. Die verderbten Gewohnheiten des heidnischen Lebens lassen sich nicht plötzlich mit einem Male abstreifen. Oft müssen die Missionare noch viel Nachsicht haben mit allerlei Schwachheiten. Aber die Gemeinde steht unter der erziehenden Zucht des Wortes Gottes, und im ganzen und großen zeigt das christliche Leben ein stilles, allmähliches Wachstum, während einzelne gefördertere Christen oft bereits eine überraschende Reife des Glaubenslebens und des christlichen Wandels zeigen.

Fassen wir alles zusammen, so müssen wir Gottes große Thaten rühmen, die sich auch in Indien offenbaren. Nur gilt auch dort: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“

* * *

Ich habe den vorstehenden Bericht als Probe bezeichnet, nicht als ein Muster. Es sind einzelne der wichtigsten Züge des Heidenlebens, sowie der Mission und der christlichen Gemeinde hervorgehoben. Man könnte andre Züge wählen und hätte einen ziemlich weiten Spielraum zu anderweiter Gestaltung. Vielleicht wird es einem andern gelingen, ein noch viel treffenderes typisches Gesamtbild zu liefern. Solange ein solches noch nicht vorliegt, würde immerhin das hier gebotene seine guten Dienste thun, nachfolgenden speciellen Berichten eine Grundlage zu bereiten.

Vielleicht hat mancher Leser es bemerkt, daß ich weiter nichts gegeben habe, als eine angemessene Paraphrase der Verse zu den Missionsbildern für Kinder, Serie II. Sollten meine obigen Ausführungen über grundlegende Berichte Zustimmung finden, und meine Probe nicht mißlungen erscheinen, so würden sich damit auch die kleinen, von vielen Seiten schwer angefochtenen Heftchen dahin bewährt haben, daß sie geeignet sind, grundlegende Missionskenntnis in unserm Volke zu verbreiten und das um so mehr, als Bilder und Verse sich der Seele des Kindes ungleich tiefer einprägen als der vorgetragene Bericht dem Erwachsenen.

V. Die Missionsstunde.

1. Die Definition.

Definitio continet genus et differentiam specificam. Die Gültigkeit dieser alten, aristotelischen Regel dürfte kaum angefochten werden. Ihre Anwendung aber wird dadurch erschwert, daß die Begriffe, die festgestellt werden sollen, nicht a priori im menschlichen Erkennen vorhanden sind, sondern selber auf induktivem Wege gefunden werden müssen. Das Ergebnis der Induktion kann sehr verschieden sein nach den beobachteten einzelnen Exemplaren, aus denen man das einheitliche Wesen zu erkennen sucht. Ein Botaniker, der eine Pflanze nur an Exemplaren untersucht hat, welche deformierenden Einflüssen ausgesetzt waren, wird die artmachenden Unterschiede anders angeben als der, welcher seine Beobachtungen an normalen Exemplaren anstellen konnte. Eine streng wissenschaftliche Forschung wird immer auf die ursprüngliche Form zurückgehen und diese in möglichster Reinheit zu fassen suchen. Wechselnde Spielarten sind nur auf Grund dieser Originalform zu verstehen.

Neben derartigen physiologischen oder pathologischen Veränderungen giebt es auf allen Lebensgebieten auch solche, in denen eine ganz andere Sache an die Stelle einer früher allgemein gebräuchlichen tritt. Da handelt es sich nicht bloß um Verschiedenheit der Art, wie in der Varietät, sondern um ein ganz anderes Genus. Wir haben es dann mit Surrogaten zu thun.

In solchem Falle entsteht leicht eine Begriffsverwirrung, wenn sich trotz der sachlichen Veränderung der Name unverändert er-

halten hat. Tinte war jedenfalls bei unsern Großeltern etwas ganz anderes, als die Flüssigkeit, die heute auf den meisten Schreibtischen steht. Ich schreibe diese Zeilen z. B. mit einer einfachen Auflösung von Anilinfarbe. Schon mancher Freund hat meine schöne Tinte gerühmt. Nun findet sich in alten Kalendern ein Recept, das gegen Frost in den Händen die Anwendung von Tinte empfiehlt. Dort ist jedenfalls unter Tinte eine Abkochung von Galläpfeln verstanden, die vermöge ihres Gehalts an Gerbsäure recht wohl einen heilenden Einfluß auf frostkranke Glieder ausüben kann, obgleich das schwarze Mittel doch nur von einer ziemlich unverständigen Naturheilkunst empfohlen werden konnte. Aber Anilintinte für erfrorene Glieder anzuwenden wäre eine große Thorheit.

Die Verwirrung der Begriffe wird aber noch größer, wenn im Laufe der Zeit viele, ganz verschiedenartige Dinge als Ersatzmittel an die Stelle eines andern, mit dem gleichen Namen benannten getreten sind. Derartige Surrogate machen eine einheitliche Definition geradezu unmöglich, falls man sich nicht mit einer ganz allgemeinen Erklärung begnügen will, die leicht sehr oberflächlich bleibt und auf das Wesen der Sache wenig oder gar nicht eingeht. Surrogate verfallen leicht unter die Anklage der Verfälschung. Definieren wir den Begriff Kaffee „als dasjenige bräunliche Getränk, welches morgens und nachmittags aus Tassen getrunken zu werden pflegt“ — so kommen wir damit dem, was das eigentliche Wesen des Kaffees ausmacht, gar nicht nahe. Ein Getränk ohne Koffeïn ist für jede sachliche Betrachtung gar kein Kaffee. Eine solche wird nicht umhin können, dem Gesundheitskaffee, der aus gebrannter Gerste und ebensolchen Mohrrüben besteht, sowie dem ähnlichen „Kathreiners Malzkaffee“ oder dem „echten Feigenkaffee“ und wie die Surrogate alle heißen — den Krieg zu erklären und ihnen das Recht des angemaßten Namens zu bestreiten. Wohl hat die Wissenschaft sehr oft nicht die Macht, den Strom einer verfälschenden Benennung zu berichtigen, wenn er (oft geflissentlich getrieben durch eine großartige Reklame) bereits in das Volksleben eingedrungen ist. Aber sie wird sich nie dazu hergeben, eine solche Benennung anzunehmen und für berechtigt zu erklären. Ihre Aufgabe ist es das Wesen der Dinge zu erforschen und die betreffenden Begriffe festzustellen. Daher hat auch in solchen Fällen eine wissenschaftliche Definition

auf die ursprüngliche Gestalt der zu erklärenden Sache und zwar, nach den Beobachtungen an möglichst normalen Exemplaren einzugehen.

Ist im Laufe der Zeit eine Entwicklung erfolgt, so wird die Definition derselben in weiterer Ausführung über die artmachenden Unterschiede gerecht zu werden suchen. Sind Surrogate an die Stelle der Sache getreten, so hat sie den Unterschied derselben von der ursprünglichen Sache darzulegen.

Nicht alle Surrogate sind übrigens Fälschungen. Es kann vorkommen, daß eine Kulturpflanze sich in einer Gegend überlebt hat, und daß sie durch eine andre ersetzt wird. Von den „rübenmüden" Äckern der Börde ist die Rübe in weitem Umfange verschwunden. Selbst wenn man als Ersatz der Zuckerrübe eine andre Pflanze, die sich zur Zuckergewinnung eignet (etwa Sorghum saccharatum) eingeführt hätte, und die Zuckerfabriken ungestört weiter arbeiteten, würde es keinem Menschen einfallen, die neue Pflanze Rübe zu nennen — sicherlich wenigstens nicht die hochwachsenden Sorghum-Stengel. Die Verschiedenheit des genus liegt in diesem Falle zu offen am Tage. Ich glaube, es wird jetzt auf solchen Äckern meistens wieder Getreide gebaut, und der Name hat, unter Veränderung der Sache, weichen müssen. — Wir haben also zu unterscheiden zwischen solchen Surrogaten, welche sich den Anschein geben möchten, dasselbe zu sein wie die ursprüngliche Sache, und solchen, welche eine durch die veränderte Zeit unhaltbar gemachte Sache durch eine andere, in die vorliegenden Verhältnisse passende ersetzen. So kommt es, daß mancher Begriff sich nicht durch eine einheitliche Definition feststellen läßt, sondern eine vielleicht mehrfach erweiterte verlangt. In allen Fällen, wo die einfache Definition nicht zureicht, sollte solche genetische Begriffsbestimmung ihre Stelle haben.

2. Material für die Definition der Missionsstunde.

Auch für die Missionsstunde wird eine einheitliche Definition nicht ausreichen, ja überhaupt nicht einmal möglich sein. Selbst wenn wir uns sachgemäß auf unser Vaterland beschränken und von den entsprechenden Mission-prayer-meetings unsrer englischen Vettern und ähnlichen Einrichtungen in andern Ländern absehen, trifft unsre Beobachtung in verschiedenen Ge-

genden Deutschlands auf ganz verschiedene Veranstaltungen, für die ein und derselbe Name gebraucht wird.

Nr. I. In Süddeutschland, besonders in Württemberg finden wir noch in Dörfern und Städten Missionsstunden in ziemlich rein erhaltener Originalform. Sie werden in Privathäusern, oder in besonderen Lokalen gehalten. Es wird gesungen und gebetet, ein Schriftwort verlesen und kurz erklärt; nicht immer vom Stundenhalter, sondern oft von einem der Versammelten, der dazu aufgefordert wird. Dann werden Berichte von Missionaren — oder die zusammenfassende Bearbeitung aus den Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden — vorgelesen,[1]) es wird abermals in eingehender Fürbitte der betreffenden Sendboten, ihrer Arbeiten und der von ihnen gesammelten Heidenchristen gedacht, so wie für die Ausbreitung des Reiches Gottes gebetet, öfters von mehreren Teilnehmern. Nach dem Schlußvers legt jeder seine Gabe in die Missionsbüchse. Diese Versammlungen kehren so regelmäßig wieder, wie der Mond seinen Umlauf um die Erde wiederholt. Es sind immer dieselben Personen, die sich einfinden, und keiner fehlt, sofern er nicht durch Krankheit oder sonstige wichtige Gründe zurückgehalten wird. Der Leiter der Versammlung pflegt ein Laie zu sein. Es kommt vor, daß der Ortspfarrer selbst zu den Füßen des Stundenhalters sitzt. Vor allem aber wichtig ist die Beobachtung, daß alle Teilnehmer solche Christen sind, die nicht bloß vermöge ihrer Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde, sondern infolge einer persönlich erfahrenen Umänderung, ihres Christentums gewiß geworden sind. Vielleicht befinden sich etliche darunter, die unter Kämpfen auf dem Wege sind, diese Gewißheit zu erlangen.[2])

---

[1]) Kann ein Missionar der Versammlung beiwohnen, so werden die mündlichen Mitteilungen desselben vorgezogen.

[2]) Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß solche Missionsstunden nur im Bereiche des württembergischen Stundenwesens vorkommen. Meist kommen die Stundenleute wöchentlich zweimal zusammen. In früherer Zeit war es bei ihnen überall feststehend, daß die Stunde am ersten Montage im Monat, im Anschluß an die von England ausgegangene Welt-Missionsstunde, der Mission gewidmet wurde. Diese Ordnung wird jetzt nicht überall festgehalten. Immerhin hat sie in nicht wenigen Gemeinschaften immer noch ihre Stelle. Die übrigen Züge der Schilderung aber werden so ziemlich auf die Missionsstunden zutreffen, wie sie doch wohl bei allen Ge-

Nr. II. Ähnlich waren die Missionsstunden in der Mark Brandenburg, wie sie mir aus meiner Jugend noch recht deutlich vor der Erinnerung stehen. Hier wurden sie freilich vom Pastor, meinem seligen Vater, gehalten. In einer der Schulklassen des Städtchens versammelten sich die „Frommen“ aus der Gemeinde, dieselben, die sich sonst in den beiden Konventikeln beim Schneider P. und beim Schlächter D. einfanden. Andre, die sonst auch mehr oder weniger fleißig in die Kirche kamen, gingen nicht in die Missionsstunde, sondern blickten mit einem gewissen Achselzucken auf diese Versammlungen, ja es fehlte nicht an solchen, die über dieselben geradezu spotteten. Es mögen auch andre Personen, die nicht zu den Konventikeln gehörten, mit hineingekommen sein. Jedenfalls aber wurden sie von der öffentlichen Meinung infolge des Besuchs der Missionsstunde den Pietisten zugezählt. — Schriftauslegung, deren ich mich nicht mehr genau erinnere, nahm wahrscheinlich einen größeren Raum ein, als in der württembergischen Missionsstunde. Jedenfalls aber fehlten die Berichte nicht, die meistens aus dem Barmer Missionsblatt vorgelesen wurden. Versuchsweise wurden die Stunden eine Zeit lang in die Kirche verlegt; aber es schien, als könnten sie da nicht heimisch werden.

In einigen Teilen der Provinz Brandenburg finden sich auch jetzt noch ähnliche Missionsstunden. Allein sie sind sehr selten geworden. Häufiger dürften sie noch in Pommern vorkommen. Anstatt der gelesenen Berichte wird jetzt wohl die freie mündliche Wiedergabe getreten sein.

Nr. III. Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir in Ostpreußen unter den Litauern ein reges Missionsleben, das im Stundenwesen wurzelt. Dasselbe kommt dem württembergischen ziemlich nahe. Auch dort liegt die Sache ebenfalls ganz in den Händen von Laien. Der Pfarrer wird nur als geduldeter Teil-

meinschaften vorkommen, selbst an den Orten, wo kirchliche Missionsstunden auch auf die Stundenleute ihre Anziehungskraft haben.

Es giebt zur Zeit in Württemberg gegen 500 Gemeinschaften, welche die Rechte juristischer Personen erlangt haben. (Sie gehören zur Hälfte der altpietistischen und der Michael-Hahn'schen Richtung an.) Hiernach dürften sich dort die Missionsstunden in mehr oder weniger originaler Form noch in sehr beachtenswerter Ausdehnung vorfinden.

nehmer angesehen — oft stehen ihm die Stundenleute recht schroff gegenüber.

Indessen so eifrige Missionsfreunde die erweckten Litauer auch sein mögen und mit ihren Beiträgen die Christen andrer Provinzen beschämen — zu einer kräftigen Entwicklung besonderer Missionsstunden ist es bei ihnen nicht gekommen. In ihren Stunden wird viel mehr von der Bekehrung der Namenchristen als von Heidenbekehrung gehandelt. Freilich sind sie sehr erfreut, wenn einmal ein Missionsmann zu ihnen kommt. Der selige Wangemann hat wahre Triumphzüge durch Litauen gehalten. Zurückgekehrte Missionare gehen von Ort zu Ort und besuchen die Gemeinschaften. Da werden dann allerdings die Stunden zu Missionsstunden. Die Berichte werden mit gespannter Aufmerksamkeit gehört, mit bewundernswerter Wärme wird für die Mission gebetet und reichliche Missionsgaben werden gegeben, die viele andre beschämen können. Bis auf die Regelmäßigkeit haben wir hier ebenfalls die Merkmale der ursprünglichen Missionsstunde.

Nr. IV. Über die Missionsstunde im Ravensbergischen wird mir von zuständiger Seite berichtet, sie werde meistens regelmäßig alle Monate gehalten, zuweilen, im Anschluß an die Christenlehre sogar alle 14 Tage. „In der Regel ist jeder vierte Sonntag ein Missionstag, an welchem an manchen Orten beide Kollekten (aus dem Haupt- und dem Nachmittagsgottesdienst) für die Mission bestimmt sind. Die Missionsstunden werden gewöhnlich von den Pastoren der Gemeinde gehalten und zwar in der Kirche oder auf einem Bauernhofe. Sie tragen mehr oder weniger den Charakter einer biblischen Missionsstunde; doch wird auch reichlich aus der Mission berichtet. Wenn Briefe von einem Missionar draußen, der ein Ravensberger ist, vorliegen, werden dieselben vorgelesen, was die Leute besonders interessiert. Die Stunde wird mit Gesang und Gebet begonnen und die Fürbitte für die draußen stehenden Missionare und ihre jungen Gemeinden, für das Missionshaus und seine Zöglinge und die, welche an ihnen arbeiten, bildet den Schluß.“

Ein andrer Gewährsmann, selbst ein alter Ravensberger, betont, daß es früher in seiner Heimat solche monatliche Missionsstunden wie in Württemberg gab, die von Laien geleitet wurden. „Wenn sich Geistliche dazu fanden, so hatten sie doch nicht den Vorsitz. Die Männer, die hier zusammenkamen, waren aus-

schließlich solche, die mit dem Christentum Ernst machen wollten. Die Zugehörigkeit zu den Stunden war ein Bekenntnis zum Herrn. Die Stundenleute trugen die Schmach Christi, den Spott der Mitwelt. Es waren unter ihnen Gott geweihte, ausgereifte, wahrhaft christliche Persönlichkeiten, Männer mit weitem Herzen und weitem Blick, mit Zeugenkraft und Zeugenberedsamkeit, wiewohl durchweg Bauern und Handwerker. (Sie sprachen plattdeutsch.) Sie hatten ein lebendiges Bewußtsein von der Einheit und Zusammengehörigkeit des Leibes Christi, ebensowohl zu Hause in den Hütten der Armen und Witwen, wie in denen der Eskimos und der Kaffern. Sie opferten in den Stunden nicht nur Gebete, sondern auch reichliche Gaben. — — — — Viele dieser Männer haben auch ihre Söhne und Töchter in den Dienst der Mission hingegeben." Des weiteren legt der Bericht dar, wie diese Stunden in neuerer Zeit zurückgegangen sind und an Bedeutung verloren haben. Das Zeugnis der Laien ist verstummt. Sie werden von den Pastoren gehalten.

Nr. V. In der originalen Form bestehen Missionsstunden noch jetzt im Sieger Lande. An sechs Orten werden sie gehalten und von den Gläubigen der Umgegend fleißig besucht. Der Leiter ist ein Laie. Auch einige Pfarrer halten in ihren Gemeinden in derselben Weise monatliche Missionsstunden. Auch sonst versammeln sich Missionsfreunde monatlich in Privathäusern, um nach Verlesung eines Schriftwortes fürbittend der einzelnen Missionare und ihrer Arbeit zu gedenken. Am Schlusse der Stunde wird für die Heidenmission gesammelt.

Nr. VI. Last, not least ist hier die sogenannte Allgemeine Gebetsversammlung in der Brüdergemeinde zu erwähnen, die am Ersten jedes Monats in jeder Gemeinde gehalten wird. Sie ist wohl die Missionsstunde, welche am treusten die ursprüngliche Form bewahrt hat, obwohl sie nicht diesen Namen trägt. Der Gang ist folgender: Gesang eines Liederverses. Berichterstattende Ansprache. Ganz kurzer Segensvers (meist vierzeilig). Gebet auf den Knieen. Gesang eines kurzen Schlußverses. Sammlung der Kollekte. Bei der Berichterstattung werden nicht bloß die Arbeiten der Brüdermission, sondern auch die andrer Missionsgesellschaften berücksichtigt, damit die Idee des Reiches Gottes zum Ausdruck kommt.

Alle bisher angeführten Schilderungen lassen, bei mehrfachen

Abweichungen, durch die wir verschiedene Varietäten charakterisiert sehen, sehr wohl eine einheitliche Definition zu. Es giebt aber ganz andre Formen der Missionsstunde, die wir uns durch einige typische Skizzen zu vergegenwärtigen suchen.

Nr. VII. In X . . . (Provinz Brandenburg) wurden früher auch richtige Stunden gehalten. Aber die Zeiten sind anders geworden. Schon vor Jahren drangen die Baptisten ein und haben die besten Konventikelchristen zu sich herübergezogen. Einige blieben treu. Der alte Stundenhalter hat ausgehalten mit seinem zusammengeschmolzenen Häuflein. Sie bildeten noch jahrelang auch in den Missionsstunden einen festen Stamm. Aber sie sind nach und nach hinweggestorben, und niemand ist an ihre Stelle getreten. Der alte Pastor sieht es mit Betrübnis. Er läßt nicht von der alten Einrichtung, die einst so gesegnet war. Aber er kann es sich nicht verhehlen, daß die Missionsstunden etwas anderes geworden sind, als was sie einst waren. Sonst war die Schulstube so gefüllt, daß zuletzt die Lichter trüber brannten; jetzt sind viele Bänke leer. Dem zwar wird abgeholfen. Die Schüler der oberen Klassen werden herangezogen. Auch ihre Lehrer sind dabei. Aber sieh nur, wie der eine dort mit seiner Uhrkette spielt, obwohl er seine Pflicht, zerstreute Kinder mit seinem Blicke zur Ordnung zu weisen, nicht versäumt. Ich glaube nicht, daß er sehr bei der Sache ist; aus eignem Antriebe möchte er wohl kaum gekommen sein. — Aber es sind wirklich noch ein paar Dutzend Erwachsene in der Versammlung. Etliche von ihnen haben schon in ihrer Jugend diese Stunden fleißig besucht, ohne daß sie zu den Konventikelchristen gehörten. Bei ihnen sind wohl etliche Samenkörner mit der Zeit aufgegangen, wenn auch in andrer Weise als die Stundenleute es hofften. Aber es sind andre da, die nur sehr wenig dem entsprechen, was man einst von einem Missionsstundenbesucher erwartete. Einige thun es dem Pastor zuliebe; er hat ihnen auch manche Gutthat erwiesen. Da sind ein paar alte Mütterchen, denen es sehr erwünscht ist, in der noch warmen Schulstube singen und beten zu können, und daß sie nicht sich erst das Sonntagszeug anzuziehen brauchen. Sie benutzen die Missionstunde als Ersatz für den Gottesdienst. Männer kommen nur sehr wenige. Die meisten der erwachsenen Besucher sind nicht regelmäßige Gäste. Auch die Stunden selbst werden nicht mehr mit der früheren Regelmäßigkeit gehalten. In einigen Monaten

sind sie ausgefallen — der alte Pastor, dessen Kräfte schon beträchtlich wanken, war durch Unwohlsein verhindert. Der Besuch aber nimmt fortwährend weiter ab. — Das sind altersschwache, verkrüppelte Missionsstunden. Es soll vorkommen, daß solche vor einem halben Dutzend alter Mütterchen gehalten werden.

Nr. VIII. Ein anderes Bild zeigt uns einen jungen Pastor, der von Missionsliebe erfüllt, sofort mit allem Eifer daran geht für die Mission zu arbeiten. Ob das auch in andrer Form, als in Missionsstunden geschehen könne, kommt ihm nicht in Frage. Aber offenbar müssen die letzteren umgestaltet werden. Die Zeitverhältnisse erzwingen es, daß die Mission nicht bloß von einem erwählten Häuflein behandelt werde. Sie ist allgemeine Christenpflicht, darum gehört sie vor die Gemeinde. So geht es aus der Schule hinüber in die Kirche. Das macht zwar einige recht verdrießliche Umstände. Die königliche Regierung muß um die Genehmigung angegangen werden, daß die Kosten für Beleuchtung und die Remuneration für den Organisten, Balgentreter und Kirchendiener aus der Kirchenkasse gezahlt werde. Nach mehrfachen Hin- und Herschreiben hat das Gutachten des königlichen Konsistoriums über diesen Fall den Ausschlag gegeben. Es werden regelmäßige monatliche Missionsgottesdienste eingerichtet. Alles Neue hat eine gewisse Zugkraft. Der junge Pastor hat die Sache auch nicht ungeschickt angefangen. Er liest nicht etwa aus gedruckten Blättern vor, sondern giebt nach einer kräftigen biblischen Missionsbetrachtung eine anschauliche Schilderung und Erzählung aus der Mission, die alle Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit anhören. Das nächste Mal ist die Kirche ziemlich gefüllt. Selbst die Honoratioren sind stark vertreten, von denen sich sonst nur sehr selten einer bei den alten Missionsstunden einmal sehen ließ. Die Missionsbeiträge mehren sich. Es sprießt ein frisches fröhliches Missionsleben. — Freilich diese Missionsgottesdienste sind in manchen Beziehungen sehr verschieden von den alten Stunden. Die Missionsgemeinde ist eine andre geworden: damals eine geschlossene Schar erweckter Christen — jetzt ein wenn auch beträchtlicher Bruchteil — doch immer nur ein Bruchteil der volkskirchlichen Gemeinde mit sehr starken Flecken und Runzeln. Ist es doch sogar vorgekommen, daß sich junge Leute bei dieser Gelegenheit ein Stelldichein gegeben haben und trotz der ernsten, kräftigen Mahnungen, die aus dem Missionsberichte sich für die

heimische Gemeinde ergaben und dringend an die Herzen gelegt wurden, ließ sich so ein junges Mädchen die nicht ungefährliche Begleitung wohl gefallen. Auch sind jetzt viele von den Besuchern des Missionsgottesdienstes ebenso sehr Besucher der weltlichen Vergnügungen auf dem Tanzboden u. s. w. — was einst bei den alten Stunden ganz unerhört gewesen wäre. Immerhin sind diese kirchlichen Gottesdienste, die nunmehr den Namen der verflossenen Missionsstunden geerbt haben, ein treffliches Surrogat. Wir wollen nur hoffen, daß der brave Pastor auf dem beschrittenen Wege weiter geht. Vor allem, daß er in taktvoller Freundlichkeit Geduld und Langmut mit seiner Gemeinde, trotz aller ihrer Schwachheiten, immer fester zusammenwächst. Jede Taktlosigkeit, welche das Vertrauen der Gemeinde zu ihm erschüttern würde, dürfte wahrscheinlich ihre nachteiligen Wirkungen zuerst an der „Missionsstunde" zeigen, selbst wenn der Hauptgottesdienst infolge der althergebrachten Kirchlichkeit dieser Gemeinde wenig oder keinen Abbruch erlitte. Sodann aber ist eine weitere Bedingung für das Gedeihen dieser Missionsgottesdienste, daß der Pastor treulich in der Sache weiter arbeitet. Würde er es mit der Vorbereitung seiner Berichte nach und nach leicht nehmen, seine bisherigen Quellen vernachlässigen und sich mit der Reproduzierung fremder Arbeiten begnügen, so würde selbst nach jahrelangem Bestande die Einrichtung bald zurückgehen und verkümmern.

Leider giebt es Beispiele, daß auch solche verkirchlichten Missionsstunden, ebenso wie die alten, dahin schwanden und eingingen. Hoffen wir, daß in diesem Falle der Pastor mit aller Weisheit und treuer Arbeit das Seinige dazu thut, um solchen Ausgang zu verhüten. Freilich steht es nicht in seiner Macht. Wenn unter veränderten Zeiteinflüssen die Kirchlichkeit der Gemeinde nachließe, so würde jedenfalls auch der Besuch der Missionsgottesdienste geringer werden. Ob sein Wunsch und Gebet erfüllt wird, aus seiner Gemeinde ein Häuflein erweckter Christen zu sammeln — das dann sicherlich auch einen festen Stamm der Missionsgemeinde bilden würde — das steht bei Gott.

Es wäre herrlich, wenn wir an vielen Orten solche Surrogate für die alten Missionsstunden hätten! Leider sind vielfach ganz anders gestaltete Surrogate an ihre Stelle getreten.

Nr. IX. Y . . . ist keine kirchliche Gemeinde. Mit dem verstorbenen Pfarrer haben sie allerlei Streitigkeiten gehabt. Seine durch dieselben beeinflußten Moralpredigten hatten wenig Anziehungskraft. So war der Kirchenbesuch geradezu jämmerlich. Der Nachfolger, ein sehr eifriger Mann, schien sehr bald Wandel zu schaffen. Menschenseelen hungern im Grunde allerwärts nach dem Evangelium. Wie der dürre Acker, wenn endlich der Regen kommt, die ersten großen Tropfen zwar abstößt, bald aber begierig die Feuchtigkeit einsaugt, so ging es in jenem Dorfe, wo unter den Predigten des neuen Pfarrers der Kirchenbesuch in ungeahnter Weise wuchs. — Natürlich sollte nun auch etwas für die Mission geschehen. Leider ging es dem Pastor so wie vielen Theologen. Er hatte hier und da mancherlei Anregungen zur Mission bekommen und war von der Notwendigkeit derselben fest überzeugt — aber seine Kenntnisse von der großen Sache waren äußerst dürftig — man könnte sagen gleich Null. Vorläufig verfügte er nur über die Missionsanekdoten, die er auf etlichen Missionsfesten gehört hatte. Ein Missionsblatt hatte er nie gelesen. Auch jetzt nicht einmal hielt er es der Mühe wert, ein solches zu bestellen. Vielmehr entlehnte er von einem Amtsbruder Material für den neuen Zweig der Arbeit: Hoffmanns Missionsstunden und Leonardis Nacht und Morgen. Das erste Buch legte er bald beiseite. Solche Erzählungen schienen ihm nicht seiner Aufgabe zu entsprechen. Die Heidenmission sollte ihm das Mittel sein, die Heiden seiner eignen Gemeinde zu erwecken. Er machte daher nur von der an zweiter Stelle genannten Anekdotensammlung Gebrauch. Seine Missionsstunden wurden nichts anderes als Erweckungspredigten, reichlich illustriert mit solchen Anekdoten. Leider gestaltete sich das erst so erfreuliche Verhältnis zwischen Pastor und Gemeinde bald ungünstiger. Selber aus der Großstadt stammend und dem Vorstellungskreise der Landleute ferne stehend, deren alltägliche Sprache ihm großenteils unverständlich war, geriet jener bald in allerlei Mißverständnisse, die ihm Anlaß zu scharfen Strafpredigten gaben. Das verstimmte. Am meisten zeigte sich diese Schärfe in den Missionsstunden, in denen immer wieder die Schäden der Gemeinde, durch heidnische Laster illustriert, gerügt wurden. Der Besuch der Stunden wurde sehr gering. Um sie nicht ganz eingehen zu lassen, verlegte sie der Pastor in die Kirche. Zu besonderen Gottesdiensten hätte sich wohl kaum

jemand eingefunden. Aber da waren die matrikelmäßig zu haltenden Wochengottesdienste in der Advents- und Passionszeit. Trotz des äußerst schwachen Besuches sind dieselben im Bewußtsein der Gemeinde noch nicht ganz abgestorben. Jetzt sind die sogenannten Missionsstunden zu Y . . . . zwei Advents- und zwei Passionsgottesdienste, in denen nach wie vor eine Missionsarbeit derart getrieben wird, daß die Zuhörer, unter denen sich durchschnittlich 10—12 Erwachsene befinden mögen, selber als das zu bekehrende Objekt behandelt werden. Der Boden aber scheint hier nicht weniger hart als auf irgend einem Felde unter den Heiden. Bisher hat der Pastor noch die Decke vor den Augen. Zu ernsterer Beschäftigung mit der Mission ist er noch immer nicht gekommen und obgleich er nun die Missionsblätter hält, liest er sie nicht, weil sie angeblich zu langweilig sind. Auch den Vorrat seiner Anekdoten scheint er nicht weiter zu vermehren, so daß wahrscheinlich selbst die wenigen Zuhörer manchmal schon bekannte Geschichten zu hören bekommen.

Dieses Surrogat der Missionsstunde ist wohl nicht empfehlenswert; doch scheint es ziemlich weit verbreitet zu sein, wenn auch nicht in allen Stücken mit obigem Beispiele übereinstimmend. Doch die Form kirchlicher Nebengottesdienste scheint ziemlich oft für die Mission verwendet zu werden. Wenn in 36 Diöcesen der Provinz Brandenburg unter 334 Gemeinden, in denen „Missionsstunden" gehalten werden, 96 sind, die jährlich vier, und 83, die jährlich drei solche haben, so liegt die Vermutung nahe, daß zu denselben meist derartige kirchliche Nebengottesdienste verwendet sind. Bei richtiger Behandlung kann das recht fruchtbar werden. Ich kenne eine Parochie, in der bei geschickt gehaltenen Missionsberichten sich der Besuch der betreffenden Gottesdienste gegen früher außerordentlich gehoben hat und dem der gut besuchten Hauptgottesdienste fast gleich kommt. Von andern Orten höre ich sogar, daß er die letzteren übertrifft. Aber das sind Ausnahmen. Es giebt auch Fälle, in denen der Besuch durch die Einführung der Mission sich gar nicht gehoben hat. Solche „Missionsstunden" tragen dann allerdings nur ein kümmerliches Gepräge.

Nr. X. Überhaupt steht es mit denselben vielfach recht traurig. Es giebt eine ganze Anzahl von Orten, in denen früher Missionsstunden gehalten wurden, jetzt aber keine; sie sind

erloschen. Auch ist keinerlei Surrogat dafür eingeführt. Ich könnte Namen von berühmten Geistlichen nennen, die, nachdem sie eine Reihe von Jahren sich Mühe gegeben haben, die Missionsstunden lebenskräftig zu gestalten, schließlich die erfolglosen Bemühungen aufgegeben haben. Sie haben das Ergebnis gewonnen, daß die Zeit der Missionsstunden vorüber sei. Thatsache ist, daß unter 1048 Gemeinden in der Provinz Brandenburg 710 im Jahre 1897 überhaupt keine Missionsstunden hatten.

Es läßt sich nach meinem Material allerdings nicht entscheiden, ob jene viermaligen und dreimaligen „Stunden" alle oder auch nur in überwiegender Zahl in Wochengottesdienste gelegt sind. Zum Teil mögen sie auch noch in der alten Form gehalten werden, so daß nicht alle unter den Begriff Surrogat fallen. Daß solche Stunden aber bereits sehr deformierenden Einflüssen ausgesetzt sind, ergiebt sich aus der mangelnden Regelmäßigkeit. Eine drei- bis viermalige Versammlung im Jahre würde ein richtiger Stundenhalter wahrscheinlich gar nicht als echte Missionsstunde anerkennen. Dasselbe gilt auch von der Stundengemeinde, die in den angedeuteten Fällen jetzt fast durchgehends nur ein zufälliger Ausschnitt aus der volkskirchlichen Gemeinde ist.

Nr. XI. Eine andere Veränderung ist da, wo bei Beibehaltung des außerkirchlichen Lokals oder bei der Verlegung in die Kirche der behandelte Gegenstand teilweise — oder großenteils — ein andrer geworden ist. Ich habe gehört von Orten, wo in den Stunden vom Gustav-Adolfsverein, dem Diakonissenwerke, und andern Zweigen der sogenannten innern Mission berichtet wird und daneben auch die Heidenmission gelegentlich ihren Platz findet. Ich will die Gründe nicht untersuchen, die zu solcher Abänderung geführt haben mögen. Aber das steht fest, daß richtige Missionsstunden es nur mit der Heidenmission zu thun haben sollten, und daß jenes Surrogat also eine die Echtheit beeinträchtigende Mischung bildet.

Nr. XII. Als weitere Surrogate dürfen Vereine nicht unerwähnt bleiben, besonders Nähvereine, in denen zum Besten der Mission gearbeitet wird, wobei auch Gesang, Gebet und Bericht aus der Mission eine Stelle finden. So löblich die ganze Einrichtung ist, scheint sie mir doch nicht dazu angethan, die Missionsstunden zu ersetzen. Ich kenne mehrere solche Nähvereine, deren Mitglieder bei weitem nicht den alten Stundenbesuchern entsprechen.

Nicht bloß, daß nicht wenige der beteiligten jüngeren Damen auch ebenso gern (und vielleicht noch viel lieber) sich an weltlichen Vergnügungen beteiligen und den Tanzsaal besuchen, sondern bei den Versammlungen selbst geht es manchmal recht gemütlich und vergnügt zu und gar nicht so erbaulich, wie man es einst von den Missionsfreunden und -Freundinnen allewege erwartete. Darüber will ich nun nicht ein scharfes Urteil fällen. Die Zeiten haben sich geändert und von dem christlichen Leben hat sich in regelrechter Entwicklung hier und da etwas von der kleinlichen, pietistischen Engherzigkeit, wie die abgestorbene Rinde eines Baumes, abgeschält. Wir verstehen es, daß Frohsinn und selbst ein gesunder Humor (falls die richtigen Zügel nicht fehlen) mit aufrichtiger Frömmigkeit sehr wohl verträglich sind. Aber wir sollen uns dann auch nicht vorreden, daß wir uns noch in demselben Rahmen befinden, wie die Missionsfreunde der alten Zeit.

Gewiß giebt es in Deutschland heutzutage manche Vereine, in denen sich noch ganz die alte Art erhalten hat. Aber im großen und ganzen wird man die Missionsnähvereine nicht ohne weiteres als Missionsstunden aufzählen dürfen. Sie sind und bleiben ein anders geartetes Surrogat, das je nach der Behandlung an einer Stelle in recht empfehlenswerter Gestalt erscheinen, während es an einer andern vielleicht sogar zweifelhafter Art werden kann. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß da, wo dies das einzige Ersatzmittel der Missionsstunde in einer Gemeinde bleibt, der Pastor entweder unter entmutigenden Erfahrungen auf eine Fortführung derselben verzichtet hat — oder überhaupt nicht mit dem richtigen Ernst und Eifer an diesen Zweig der heimatlichen Missionsarbeit gegangen ist. Der Nähverein ist immer vorwiegend Sache der Frau Pastorin, selbst wenn der Pastor sich dabei mit einer Vorlesung, Ansprache und Bericht beteiligt und etwa zum Gesang das Harmonium spielt. In vielen Gemeinden ist die Frau nicht bloß diejenige, welche die Mitglieder wirbt, die Arbeiten leitet und den ganzen Verein zusammenhält, sondern hat auch eine nicht geringe Mühe mit Ausräumung der großen Stube, nachfolgender Reinigung und Sorge etwa für eine Tasse Thee. Oft auch beim Schluß, oder Jahresfest mit Pfannkuchen oder gar ausgedehnterer Bewirtung. Alle Achtung vor den Pfarrfrauen, die aus herzlicher Liebe zur Mission sich alle dem unterziehen! Aber auch im günstigsten Falle bleibt ein Missionsnähverein, der

eben nur Frauen und Jungfrauen für die Mission zu interessieren vermag, doch ein sehr einseitig beschränktes Surrogat gegenüber den Stunden, die allen Missionsfreunden ohne Unterschied offenstanden.[1])

Das Gefühl, daß die Mission der ganzen Gemeinde nahe gebracht werden sollte, hat zu einem andern Ersatzmittel geführt. In unkirchlichen Gemeinden wird in neuerer Zeit der Familienabend, oder richtiger der Gemeindeabend, als ein sehr wirkungsvolles Mittel angewendet, um den Leuten nahe zu kommen, die man nun einmal nicht mehr in die Kirche bekommt. Geschickte, taktvolle Behandlung bildet unter allen Umständen die Vorbedingung. Das Mittel kann unter den angedeuteten Verhältnissen nicht dringend genug empfohlen werden. Ich erinnere mich in einem Vororte Berlins, in dem über den geringen Kirchenbesuch (50 Erwachsene) sehr geklagt wurde, vor 300 mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschenden Zuhörern gesprochen zu haben. Wie früher unter den wöchentlichen Bibelstunden monatlich eine Missionsstunde gehalten wurde, so wird jetzt sehr leicht unter die Gemeindeabende

(Nr. XIII) ein Missionsabend eingefügt, der der ganzen Einrichtung nur förderlich sein kann. Hier giebt es Mittel, die man weder in einer außerkirchlichen Erbauungsstunde, noch in einer kirchlichen Versammlung (wenigstens nicht ohne weiteres) anwenden darf. Vor allen scheint das Skioptikon in dieser Einrichtung eine große Bedeutung gewinnen zu sollen. Vielleicht ist es dazu bestimmt, die Unterlassungssünden in Bezug auf volkstümliche Anschaulichkeit, die wir uns nicht bloß in Bezug auf die Mission, sondern überhaupt in unsrer homiletischen Thätigkeit haben zu schulden kommen lassen, einigermaßen wieder gut zu machen — vielleicht eine mit innerer Notwendigkeit hervorbrechende Reaktion — die ihrer Natur nach einer weisen Leitung und sachgemäßen Ausgestaltung bedarf, und des Zügels nicht entbehren kann.

Jedem Pastor, der in einer entkirchlichten Gemeinde vor größtenteils leeren Bänken predigen muß, rufe ich ein freudiges „Glückauf" zu, wenn er sich kühn entschließt, seine Kraft nicht

---

[1]) Die Bewertung dieser Vereine nach ihren Leistungen für die betreffende Missionsgesellschaft, die vielleicht von manchen in den Vordergrund gestellt wird, gehört hier nicht her, sondern ist da zu beleuchten, wo von den Missionsbeiträgen gehandelt wird.

zum geringsten Teile auf Gemeindeabende zu verwenden und auch anstatt der verkümmerten Missionsstunden, die nur noch mit künstlichen Mitteln vor dem Aussterben bewahrt wurden — regelmäßige Missionsabende setzt.[1])

Bei den Missionsabenden bürgert sich übrigens augenscheinlich der neue Name ganz leicht ein, und das entspricht einer sachlichen Auffassung. Nichtsdestoweniger werden sie hier und da als Missionsstunden gerechnet und bei statistischen Angaben unter dieser Rubrik aufgeführt. Aber auch dem blödesten Auge sollte es klar sein, daß wir es hier nicht etwa mit einer Umbildung derselben Sache, sondern mit einem verschiedengearteten Surrogat zu thun haben. Vorher erwähnten wir Surrogate, in denen sich eine Verkirchlichung der Missionsbehandlung zeigte. Hier aber haben wir unbestreitbar eine Verweltlichung, wenn ich auch dringend bitten muß, den Ausdruck cum grano salis zu nehmen. Wenn wir uns in der Kirche im Heiligtum des Herrn befinden, wenn die „Stunde" ihre Teilnehmer wo möglich immer in das Allerheiligste führen möchte, so kann eine Versammlung an derselben Stätte, die sonst der weltlichen Lustbarkeit dient, nur als der Vorhof gelten. Die Gesellschaft im Tabaksrauch bei den Biergläsern, in der zuweilen lautes Gelächter zu hören ist, darf doch sicherlich nicht als eine Stundengemeinde gefaßt werden. Auch selbst solch ein Abend im Saale eines Vereinshauses und im Rahmen des Vereinslebens darf schwerlich so, oder als gottesdienstliche Versammlung bezeichnet werden. Von echten Stundenleuten wird gegen solche neumodischen Einrichtungen protestiert. Ich halte sie unter den angedeuteten Verhältnissen für segensreich. Aber ich kann sie der Hauptsache nach nicht in das Gebiet der

---

[1]) Ob man auch denen, die noch einen guten alten Kirchenbesuch (wie z. B. hier von ca. 30 % der Seelenzahl) haben, dazu raten darf, ist sehr fraglich. Ich würde es für ebenso gefährlich halten, wie der wohlgemeinte Versuch einiger Amtsbrüder, welche, nachdem sie sich einige Jahre scheinbar vergeblich bemüht hatten, einen Erweckungsprediger im Sinne der Evangelisationsbewegung kommen ließen, damit er die schlafenden Gewohnheitschristen aufwecken sollte. Vielleicht finden wir noch eine kirchliche Anwendung des Skioptikons, die dann in der angedeuteten Richtung sehr segensreich wirken könnte. Aber sehr gefährlich wäre es, einer Gemeinde, die noch fest in kirchlicher Gewohnheit steht, eine viel angenehmere geistige Speise im Saale des Gasthofs anzubieten, durch welche jene Gewohnheit leichtlich sehr erschüttert werden könnte.

Erbauung rechnen, sondern nur in das der Unterhaltung, wenn auch Gesang und Gebet dabei nicht fehlen.

Ganz andrer Art ist der Ersatz, der wenigstens in einigen Gemeinden für die Missionsstunden vorzukommen scheint und noch unter dem alten Namen geht, nämlich (Nr. XIV) Evangelisationsversammlungen. Diese geraten in die bereits oben erwähnte Verwechselung des Subjekts und des Objekts der Mission.

Nach einer neulichen Rundfrage in der Provinz Brandenburg waren unter 1048 (von denen sichere Berichte vorlagen) 338, welche Missionsstunden hatten. Aber darunter (Nr. XV) befanden sich nicht weniger als 41, die sich jährlich nur einer einzigen erfreuen konnten. Mir ist klar, daß sich die seltene Wiederholung mit dem Begriff der Missionsstunde nicht verträgt. Hier gilt sicherlich: **Eine** Stunde ist keine Stunde. Es ist nicht genau ersichtlich, wie diese eine Stunde sich gestaltete. Ein paar Fälle liegen vor, in denen man fast vermuten möchte, daß bei Ausfüllung der Tabellen der Begriff Missionsstunde so weit gefaßt wurde, daß die obligatorische Missionspredigt am Himmelfahrtstage als eine solche gezählt wurde. Im übrigen will ich gern annehmen, daß es sich um abgelegene Filialgemeinden handelt, denen der Pastor wenigstens einmal die Mission nahe bringen wollte und also einen außerordentlichen Gottesdienst veranstaltete. Von einer Diöcese liegt die Erklärung vor, daß die betreffenden Brüder Bibelstunden halten und einmal im Jahre eine solche zur Missionsstunde machten. Aber auch bei diesem Verfahren dürfte der Name kaum zutreffend sein.

Nr. XVI. Schließlich dürfen wir nicht die Missionsstunde ohne Gabensammlung übersehen. Ihr fehlt eines der wesentlichsten Stücke. Sie ist wie ein Zierstrauch, von dem man keine Früchte erwartet. Dennoch befanden sich unter 416 Ortschaften unsrer Provinz, in denen 1897 Missionsstunden gehalten wurden, nicht weniger als 227 — also 54 %, in denen keine Sammlung für die Mission stattfand. Ich will mit dieser Bemerkung keinen Stein auf die Amtsbrüder werfen, welche die Schwachheit ihrer Gemeinden kennend, die Mission vor ihnen behandeln, ohne daß gesammelt würde. Ich habe das auch etwa zehn Jahre lang so gemacht. Aber solch eine Behandlung der

Mission vor einer volkskirchlichen Gemeinde, von der man noch nicht eine kleine regelmäßige Gabe für die Mission erwarten darf, ist in der That keine richtige Missionsstunde.

3. Zur Geschichte der Missionsstunde.

Ehe es Missionsstunden gab, hatte es längst Stunden gegeben, aus denen jene unstreitig erwachsen sind. Können wir auch nicht die Abstammung in gerader Linie allzuweit zurückführen, so gelangen wir doch, wenn wir bei Beachtung mehrmaliger Umbildung schließlich den Wurzeln folgen, zurück bis in das graue Altertum. Gebetsstunden waren zur Zeit Daniels eine festgewurzelte Einrichtung (Dan. 6, 10. 13. — Vergl. Ps. 55, 18). Die Apostel behielten die alten Stunden bei, da man pflegt zu beten (Act. 3, 1; 10, 9), und weiter wurde die Einrichtung in der christlichen Kirche sanktioniert, wie die von Cyprian erwähnten „tria statuta et legitima tempora precum“ zeigen. Zur Zeit des Hieronymus war die Schriftvorlesung als ein ständiger Teil dieser Stunden in Gebrauch. Eine ausgedehnte Entfaltung erfuhren sie weiter im Mönchswesen, bis sich das System der kanonischen Stunden ausbildete, wie es im römischen Brevier festgelegt ist. Auch die griechische Kirche hat ihr „Horologion“. Die Reformation hat diese Stunden nicht ganz beseitigt. Luther behielt die Matutine und Vesper bei, die sich bei einigen Festen lebenskräftig erhalten haben, während in manchen lutherischen Ländern die auf 1 Uhr nachmittags verlegte sonntägliche Vesper, als „die Betstunde“ bekannt nur noch ein verkümmertes Dasein hat, zu dessen Neubelebung auch ich in meiner Gemeinde vergebliche Versuche gemacht habe. Es ist interessant, daß die im vorigen Kapitel erwähnten Nebengottesdienste, in welche jetzt mehrfach die Missionsstunden verlegt werden, im Grunde auch Stunden sind, nämlich Vespern und verschobene Matutinen, die freilich trotz der nachweisbaren Verwandtschaft weder geschichtliche noch begriffliche Verbindung mit jenen haben und einander so fern stehen, wie ein deutscher Bauer einem Amerikaner, dessen Großvater der Bruder von dem Großvater des Bauern war.

Eine direkte Abstammung der Missionsstunden aus den mittelalterlichen Horen ist nur auf der andern Linie, der reformierten Kirche nachzuweisen, obgleich auch nur unter tiefgreifender Umbildung. Hier tritt an die Stelle der kanonischen Stunden die

„sogeheißene Prophezey“ wie sie 1525 im Groß-Münster zu Zürich unter Zwinglis Leitung eingeführt wurde. (Vergleiche Stähelin, Zwinglis Leben Bd. 2, S. 87—91.) Sie stellt die Schriftlesung und Erklärung ganz in den Vordergrund. Ähnliche Bibelstunden wurden später in Basel, ferner in Hessen und der Pfalz durch Kirchenordnungen unter Beibehaltung des obigen Namens eingeführt. In Zürich war die Schriftverlesung anfänglich in der Kirche erfolgt. Dort entwickelte sie sich nach fast zehnjährigem Bestande zu akademischer Bibelinterpretation, wie denn von Anfang an die Verlesung in den Ursprachen nebst lateinischer Besprechung einen Teil der Züricher Prophezey gebildet hatte. Die Bibelstunde für die Gemeinde aber wurde aufgehoben. In andern reformierten Gemeinden aber, wie namentlich in Holland und in der englischen Flüchtlingsgemeinde zu Frankfurt a. M. entwickelte sich die Prophezey immer mehr zur privaten Erbauungsstunde, einer erweiterten Hausandacht. Die Vertiefung in die Schrift war das Ziel. Das Recht zu solchen exercitiis pietatis wurde mehrfach erörtert. Ein besonderer Beförderer dieser Stunden war Labadie, von dessen Wirksamkeit in Genf auch Spener nachhaltige Eindrücke empfing.[1])

Daß unser Stundenwesen von Speners collegiis pietatis herstammt, kann nicht zweifelhaft sein. Durch ihn wurde diese Einrichtung in das lutherische Kirchengebiet eingeführt. Im Kampfe der alten Orthodoxie gegen den Pietismus wurde ihr der reformierte Ursprung schwer zum Vorwurf gemacht, während sie „von Luthero und andern rein evangelischen Theologen für verdächtig, donatistisch und chiliastisch“ erklärt sein sollte. Dem Herrn aber hat es gefallen, dieses Gefäß anderthalb Jahrhunderte hindurch als das wichtigste Mittel zu gebrauchen, um der evangelischen Kirche, da sie der Gefahr der Erstarrung hart ausgesetzt war, neue Lebenskräfte einzuflößen.

Nach dem bisher Gesagten waren die Stunden nur Bibel- und Gebetstunden. Erst in der weiteren Entwicklung sollten

---

[1]) Über die weitere Entwicklung jener Form der Stunden habe ich in der mir zugänglichen Litteratur nichts gefunden. Es scheint jedoch, daß selbst Zschokkes Stunden der Andacht noch als ein degenerierter Sproß derselben anzusehen sind. Ich dachte dieselben als eine nur fossile Art anführen zu dürfen; finde aber, daß sogar 1890 noch eine Ausgabe derselben erschienen ist.

Missionsstunden entstehen. Die Erforschung einzelner Fälle in neuerer Zeit (wenigstens in Norddeutschland) zeigt öfters, daß zuerst die Missionsstunden eingeführt wurden und sich daran weiter auch Bibelstunden anschlossen. Im großen mußte die geschichtliche Entwicklung den umgekehrten Gang haben; denn der Missionsgedanke schlummerte noch lange Zeit, als jene Stunden trotz aller Anfeindungen und Verfolgungen zu hoher Blüte gelangten.

Soviel ich habe finden können, ist das Keimen des Missions-Samenkorns im Stundenwesen zu Herrnhut erfolgt. Der 10. Februar 1728 ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der Brüdergemeinde. In der ersten Bet- und Gemeindeversammlung wurde der Heiden in entfernten Ländern (Türkei, Mohrenland, Grönland und Lappland) gedacht. Obgleich es unmöglich schien, dahin zu gelangen, wurde die Gemeinde ihres Missionsberufs so sicher, daß sofort am andern Tage mit der Vorbildung von Sendboten der Anfang gemacht wurde.[1]) Seitdem wird in Herrnhut und den andern Gemeinden regelmäßig, gemeinsam um die Bekehrung der Heiden gebetet. Bald finden wir die feste Form der monatlichen Missionsstunde. Als erst Briefe der Missionare von ihren Arbeitsfeldern in die Heimat gelangten, kam ein neues Moment in die Stunden, das ihnen ein eigenartiges Gepräge gab: die Mitteilung der Missionsberichte. Ich habe nichts darüber gefunden, ob auch schon in den mit Francke verbundenen Pietistenkreisen ähnliche, besondere Missionsbetstunden eingeführt waren, oder ob sie dazu erst von Herrnhut den Anstoß erhielten. Jedenfalls reiften sehr bald die Samenkörner der neuen Einrichtung, die gleichsam vom Winde getragen zu den zerstreuten Konventikeln kamen, wo sie aufgingen und zu ähnlichen Pflanzen erwuchsen. Im wesentlichen erhielten sie wohl überall die gleiche Gestalt. Im einzelnen mag es Abweichungen gegeben haben. Eine eingehende, vergleichende Geschichte der Missionsstunde in den verschiedenen Teilen unsres Vaterlands wäre eine sehr dankenswerte Arbeit. Sie würde uns zeigen, unter welchen Verhältnissen die Einführung des Missionsgedankens in die Bibel-Erbauungsstunden der reformierten Gebiete erfolgten. Ich vermute, daß englische Einflüsse dabei mitwirkten. Wahrscheinlich behielt dort die Schriftbetrachtung eine weitere Ausdehnung, während sie anderwärts

---

[1]) Rückblick auf unsre 150jährige Missionsarbeit. S. 9.

hinter Gesang, Gebet und Mitteilung der Berichte sehr zurücktrat. Jenes waren jedenfalls in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts die Hauptbestandteile der Missionsstunde, neben denen noch die Darreichung von Gaben zu betonen wären.

In jener Zeit standen die Missionsstunden unter schwerem Drucke. Von der öffentlichen Meinung und von den Kirchenbehörden wurden sie oft geradezu verfolgt oder höchstens mit argwöhnischen Blicken geduldet. Dennoch breiteten sie sich weiter und weiter aus und standen in voller Blüte. Von England war ein Moment dazugekommen. Auch früher schon hatte der Gedanke der Zusammengehörigkeit aller gläubigen Christen auf der ganzen Erde in den Stunden seine Stelle gehabt. Zu Anfang unsres Jahrhunderts aber wurde eine in England erwachsene Form, die demselben zum Ausdruck dient, auch bei uns eingeführt und scheint bald ziemlich allgemein zur Herrschaft gelangt zu sein. Jenseits des Kanals war die 1784 bei den Baptisten in Nottingham aufgekommene Einrichtung, an jedem ersten Montag im Monate eine Missions-Betversammlung zu halten, allgemein geworden. Diese Regel wurde auch auf unsre Missionsstunden angewendet und blieb wohl bis über die Mitte des Jahrhunderts in fester Übung. Ich erinnre mich noch aus den Sechziger Jahren, daß man sich entschuldigte, wenn die Stunden zu andrer Zeit gehalten wurden. In Württemberg scheint die alte Sitte noch ziemlich festzustehen. In der Brüdergemeinde ist sie vollends unversehrt geblieben. Bei uns ist sie dagegen fast völlig verschwunden.

Der Umschwung, den die Missionssache erfahren hat, ist bekannt. Wenn man erst eine eingehende Geschichte des deutschen Missionslebens schreiben wird, dürfte es sich herausstellen, daß die Signatur der nun folgenden Periode seiner Entwicklung eine allmähliche, aber stetig fortschreitende Verkirchlichung ist. Das zeigt sich besonders an der Missionsstunde. Früher war sie scharf geschieden von der Kirche, ja im Gegensatz gegen dieselbe. Selten wagte es ein Pastor, offen mit den Pietisten zusammenzugehen.

Mein Großvater, Prediger Waßerführer in Schaumburg bei Küstrin († 1826), war mit seinen Missionsstunden, zu denen (wie mir noch ein altes Mütterchen einmal erzählte) Besucher von ferne her zusammenkamen, eine ganz vereinzelte Erscheinung. Mein Vater,

obgleich er anfangs auch noch die Schmach der Mission hatte tragen müssen, stand zuletzt mit seinen Stunden († 1859) gar nicht mehr vereinzelt da. Eine ganze Anzahl von Amtsbrüdern hielten sie auch. Etwa 20 Jahre später setzt bereits die Kirchenbehörde von jedem Pastor voraus, daß er (wenn nicht besondere Hindernisse vorliegen) Bibel- und Missionsstunden halte, und seither wird bei jeder Visitation danach gefragt. Schon um die Mitte des Jahrhunderts wurden dieselben an vielen Orten in der Kirche abgehalten.

Man sollte meinen, bei dieser Entwicklung müßte die Missionsstunde immer weiter erstarkt sein. Aber gerade das Gegenteil! Sie ist unverkennbar — milde gesagt — in starkem Rückgange begriffen. Schon im Jahre 1878 sagt Warneck,[1]) daß kaum im achten Teile aller Gemeinden der Provinz Sachsen Missionsstunden stattfinden. In seinem 1896 auf der Provinzalsynode zu Merseburg gehaltenen Berichte heißt es: „Die früher so gesegnete Missionsstunde scheint ihre Anziehungskraft immer mehr zu verlieren, denn die Klage über den dürftigen Besuch ist eine ziemlich allgemeine. Nur in einer kleinen Anzahl von Gemeinden finden überhaupt regelmäßige monatliche Missionsstunden statt. In etwa zwei Drittel der Gemeinden unsrer Provinz werden sie einigemal im Jahre gehalten und in einem beträchtlichen Reste gar nicht.“ — Bei einer Rundfrage durch die Provinz Brandenburg bezüglich der Missionsstunden liefen überhaupt nur von der größeren Hälfte der Diöcesen Antworten ein. Man darf wohl annehmen, daß in den übrigen die Missionsstunden nicht gerade in Blüte stehen. Die eingegangenen statistischen Angaben beziehen sich auf 1048 Gemeinden. Darunter sind nur acht, die 1897 regelmäßige, monatliche Missionsstunden hatten. Damit man mir aber nicht vorwerfe, daß ich mich zu engherzig an die Zwölfzahl halte, will ich annehmen, daß in einigen Monaten dringende Abhaltungen einen Ausfall rechtfertigen. Bei wirklichen Stunden freilich kann das gar nicht vorkommen, so wenig wie in einem Monate der Mond ausbleiben kann. Aber selbst, wenn ich noch die Gemeinden, in denen achtmal im Jahre solche Stunde gehalten wird, mitrechne, bekomme ich nur neunundzwanzig Gemeinden mit Missionsstunden, das ist ein

---

[1]) Allg. Miss.-Zeitschr. 79, 194.

Sechsunddreißigstel aller hier in Betracht kommenden Gemeinden. Wollte man noch weiter gehen und auch noch die doch schon ziemlich zurückgegangene zweimonatliche Missionsstunde als voll mitrechnen, so kommen wir auch nur auf 52 — d. i. noch nicht ganz ein Zwanzigstel von der Gesamtzahl.[1])

Auch der Besuch der Stunden ist vielfach nicht befriedigend. In einigen Gemeinden beschränkt sich derselbe auf 5% von der Durchschnittszahl der Kirchgänger.

Auch aus andern Teilen Deutschlands hört man Klagen über den Rückgang des Besuchs. Vor allem aber ist es eine beachtenswerte Erscheinung, daß an Stelle der alten Missionsstunden, wie wir oben sahen, eine große Anzahl von Surrogaten getreten ist, die auf den Neuling geradezu verwirrend wirken muß. Was soll der junge Pfarrer, dem durch die Visitationsfrage die Pflicht Missionsstunden zu halten ins Gewissen geschoben ist, sagen, wenn er sich bei den Amtsbrüdern seiner Diöcese nach Vorbildern umsieht?[2]) Da tritt ihm eine bunte Musterkarte entgegen, nach der er wählen kann. Nebengottesdienste, Familienabende, Nähvereine, Kinderstunden in der Sonntagsschule, Missionsvorträge für Gebildete, Evangelisationsversammlungen — oder auch nur eine jährliche Missionspredigt — das alles geht jetzt unter dem Namen Missionsstunde. Diese Zersplitterung ist ein sicheres Zeichen von dem Hinschwinden der Lebenskraft.

Mancher schilt wohl auf die Theorie, die solche traurigen Zustände scharf ins Auge faßt. Wir werden gemahnt: „Nur

---

[1]) Nachträglich sind noch die Angaben aus einer Diöcese eingelaufen, in der von 28 Gemeinden 16 Missionsstunden haben, darunter drei monatlich. Wären diese Zahlen bei obiger Berechnung mit berücksichtigt, so würde sich das Ergebnis etwas weniger ungünstig stellen. Dagegen würde dasselbe jedenfalls noch viel weiter herabgehen, wenn von den fehlenden Diöcesen ebenfalls die betreffenden Zahlen zur Verrechnung gekommen wären.

Man pflegt bei statistischen Berechnungen die beiden geringsten und die beiden höchsten Positionen wegzulassen, um den Procentsatz im Durchschnitt zu finden. Wenn ich alles vorliegende Material in dieser Weise berechne, so bekomme ich unter 948 Gemeinden sieben mit monatlichen Missionsstunden = 0,73%; 24 mit 8—12 Stunden im Jahre = 2,53% und 60 mit 6—12 = 6,32%.

[2]) Seltsamerweise hat unsre Kirchenbehörde, die seit etwa 30 Jahren Missionsstunden verlangt, soviel mir bekannt ist, noch nichts darüber gesagt, was Missionsstunden sind und wie sie gehalten werden.

arbeiten! thun! thun! Auf die Form kommt es nicht an." Jeder muß selbst darangehen und aus der Erfahrung finden, welche Form in seiner Gemeinde gerade die passende ist: Es kommt auf den Trost hinaus:

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Ich erlaube mir zu erwidern:

In der Erscheinungen Gewirre
Mit offnem Blick zu suchen nach dem Einen,
Das „Wesen" heißt, und aus der Irre
Nach festem Weg zu streben — mir will scheinen
Dies Eine schickt sich dennoch wohl für alle!
Und willst du's nicht — so kommst du leicht zu Falle!

4. Der Begriff der Missionsstunde.

Als ich im Jahre 1888 einen Band Missionsstunden herausgab, behauptete ich, daß eine Definition des betreffenden Begriffes noch nicht vorhanden sei. Es ist darauf nichts Gegenteiliges vorgebracht worden. Die Missionsstunde kannte man nur aus dem Leben. Die Wissenschaft hatte sich mit dieser Sache noch nicht abgegeben. Zwar war bereits mancherlei über dieselbe geschrieben worden. Ihre Notwendigkeit und Wichtigkeit war nachdrücklich betont, ihr Segen bezeugt und gerühmt worden. Dazu kam eine Fülle von praktischen Ratschlägen über Zeit und Ort der Abhaltung, über die Mittel ihren Besuch zu sichern und zu mehren, über die Einrichtung und die zu behandelnden Gegenstände, sowie die Art ihrer Behandlung. Aber für alle diese Besprechungen fehlte eine scharfe, begriffliche Unterlage. Daher konnten diese Arbeiten wenig zu einer einheitlichen Entwicklung der Sache beitragen. Wir besitzen auch eine nicht geringe Zahl von Proben und Mustersammlungen, die zum Teil nach sehr verschiedenen Grundsätzen gearbeitet sind. Manche derselben sind viel benutzt worden. Andre sind zwar bald in den Hintergrund getreten und jetzt ganz vergessen. Aber auch die, welche sich zu bewähren schienen, haben es nicht vermocht, eine einheitliche Gestaltung der Missionsstunde anzubahnen. Wie wir sahen, ist die

Praxis eine sehr geteilte, ja sogar eine zersplitterte. So geht es öfters auf Gebieten, wo lediglich die Praxis waltet. Sie ist vielfach. Sie versucht bald dies, bald das. Sie vermag nicht innerlich verpflichtende Normen zu geben, sondern jeder hat die Wahl und kann sehen, wo er bleibt und wie er's treibt. Erst wenn das Wesen einer Sache erkannt ist, wird dadurch die Praxis immer mehr auf feste sichere Bahnen gebracht, und nur so können der Willkür und der Zersplitterung Schranken gesetzt werden.

Auch in Bezug auf andre Zweige des Missionswesens war der Mangel einer wissenschaftlichen Behandlung sehr fühlbar. Abgesehen von einzelnen zerstreuten Specialforschungen und -Arbeiten, ist erst neuerlichst von D. Warneck in seiner Missionslehre die dringende Aufgabe in Angriff genommen worden. Das Erscheinen dieses Werkes ist jedenfalls so bedeutungsvoll, daß es, wenn nach langer Zeit eine Geschichte des deutschen Missionslebens geliefert werden wird, sicherlich als der Anfangspunkt einer neuen Entwicklungsperiode bezeichnet werden wird. Der Verfasser nennt sein Werk einen Versuch. Es wäre auch unbillig, wenn man verlangen wollte, daß solch eine Arbeit sofort die Sache in abschließender Weise erledigen und eine jede der mit ihr verknüpften, oft so schwierigen Fragen zu endgültiger Lösung bringen sollte. Es ist ein großes dankenswertes Werk, daß D. Warneck die wissenschaftliche Bearbeitung der Mission in Fluß gebracht und sie in vielen Stücken auch bereits bis zu dem Punkte gefördert hat, den sie unter heutigen Verhältnissen erreichen kann. In Bezug auf andere aber bleibt noch das Feld zu weiterer Arbeit offen. Dahin gehört namentlich das Gebiet des heimatlichen Missionswesens und nicht zum geringsten Teile die Missionsstunde. Der betreffende Abschnitt der Missionslehre macht doch noch zum Teil mehr den Eindruck des praktischen Ratgebers, als des Forschers, der die gewonnenen Ergebnisse feststellt und dann es der Praxis überläßt, sich danach zu richten.

Freilich fehlt eine Definition nicht. Sie ist die erste in streng wissenschaftlicher Form, welche — so viel ich weiß — gedruckt worden ist.[1]) Früher hatte D. Warneck „den Terminus

---

[1]) Was ich 1888 in dem Vorwort zu meinen Missionsstunden darüber schrieb, war keine formelle Definition, sondern nur ein paar Bausteine zu einer solchen. Dagegen finde ich nachträglich, daß auch schon Hesse, in der

Missionsstunde nur in seinem weitesten Sinne" genommen und sich nicht an die traditionsmäßige Gestalt derselben gebunden. Sie war ihm vorläufig nur ein Raum für specielle Missionsvorträge.[1]) Diese weite Fassung ist sehr bequem und wird noch heute von vielen festgehalten. Aber man kann dann alles Mögliche darin unterbringen. Auch die am Himmelfahrtsfest gehaltene Predigt könnte danach in der Statistik mit vollem Rechte als Missionsstunde angegeben werden. Ebenso hätte ein Pastor, der ein Missionsfest veranstaltet, auf dem mehrere Ansprachen gehalten werden, damit die Erfüllung seiner Verpflichtung zu Missionsstunden wenigstens begonnen.

Jetzt sind die Grenzen enger gezogen worden. „Wir verstehen unter Missionsstunde einen außerordentlichen, gemeindlichen Gottesdienst, in welchem mit oder ohne Zugrundelegung eines Bibelwortes zusammenhängende missionsgeschichtliche Mitteilungen gemacht werden, und in denen man sich zur Fürbitte vereinigt."[2])

„Die Definition einer in verändernder Entwicklung begriffenen Sache hat auf die ursprüngliche Form derselben zurückzugehen." So lautete oben unsre Forderung. Wer derselben zustimmt, wird an der in Rede stehenden Definition dieses Zurückgehen vermissen. Man könnte freilich sagen, daß an jener Stelle überhaupt keine allgemeine Definition gegeben werden sollte, da kurz vorher von der gemeindlichen Missionsstunde die Rede ist. Überhaupt hat die Darstellung den idealen Zustand vor Augen, in dem die Mission durch „organisch gesunde Verbindung mit der geordneten Predigt und Lehrthätigkeit" zur eingegliederten Gemeindesache geworden ist. Somit hätten wir hier nur eine Special-Definition der gemeindlichen Missionsstunde, die der von uns unter Nr. VIII charakterisierten Form ziemlich nahe kommen würde.

Es ist aber nicht wohl anzunehmen, daß eine wissenschaftliche Erörterung sich so auf eine einzelne abgeleitete Form beschränken könnte. Dazu ist in dem obigen Ausdruck nur das Hauptwort

---

ersten Auflage seiner Mission auf der Kanzel eine wirkliche Definition gegeben hat. Da mir dieselbe zunächst in der II. Aufl. von 1897 vorlag, habe ich sie an zweiter Stelle behandelt. Der Leser wolle diese Verschiebung entschuldigen.

[1]) Allg. Miss.-Zeitschr. 1875, S. 38.

[2]) Missionslehre II, S. 129.

gesperrt gedruckt; das Eigenschaftswort „gemeindliche" erscheint in gewöhnlicher Schrift. Auch giebt sich der Wortlaut als Definition der Missionsstunde ohne Beschränkung. Gerade die dicht davor stehende Bemerkung, daß die hergebrachte Form nicht kanonisiert werden solle, läßt es vermissen, daß die letztere, die doch noch vorhanden ist, in den Rahmen der Definition nicht hineinpaßt. Wenn irgendwo die ursprünglichste Form einer Art nur noch in einigen fossilen Exemplaren vorhanden wäre, so würde man es dem Forscher verzeihen, wenn er diese außer Betracht ließe und sich auf die noch im Leben vorhandenen Formen beschränkte, obwohl die Wissenschaft solche Beschränkung nicht billigt. Hier aber haben wir die ursprüngliche Form in mehreren Varietäten nicht bloß in voller Lebenskraft, sondern auch in dem einen oder dem andern Gebiete als die wichtigste Trägerin des Missionslebens. Die Missionsstunden der württembergischen Stundenleute und ebenso in Norddeutschland diejenigen, um die sich noch regelmäßig ein Häuflein Erweckter sammelt, das in der volkskirchlichen Gemeinde deutlich zu unterscheiden ist — alle diese Fälle sind durch die Definition ausgeschlossen, was doch nicht zulässig erscheint. Daß dadurch auch eine Reihe der oben angeführten Surrogate wie z. B. Nr. XI—XIII ausgeschieden wird, ist als zutreffend anzuerkennen. Eine andere Einschränkung dagegen ist um der Sache willen recht zu bedauern. Die Missionsstunde soll ein außerordentlicher gemeindlicher Gottesdienst sein. Wenn die ideale Verkirchlichung,[1]) die der ganzen Betrachtung zu Grunde liegt, aufs beste durchgeführt wäre, würde es eine unerträgliche Stieftochter-Stellung der Mission sein, wenn ihre hauptsächlichste Behandlung sich auf außerordentliche Veranstaltungen beschränken sollte. Auf alle Fälle soll doch die Mission eine ganz ordentliche Behandlung finden, eben wie jedes andre Stück unsres christlichen Glaubens und Lebens. Es darf unmöglich besonderen Gelegenheiten überlassen bleiben, ob und wann Mission getrieben wird. Dieselbe ist vielmehr ganz in die Ordnung des christlichen Gemeindelebens einzufügen.[2]) Nun

[1]) Ich kann mich nicht entschließen, das an dieser Stelle durch den Gedankengang erforderte Wort: „Vergemeindlichung" zu bilden. Die Bemerkung wird zum richtigen Verständnis des obigen Ausdrucks genügen.

[2]) Nach obiger Definition könnte übrigens selbst ein bei einer Missionspredigtreise gehaltener Gottesdienst als Missionsstunde genommen werden.

mag ja unter vorliegenden mangelhaften Verhältnissen viel Nachsicht berechtigt sein, und sicherlich wird man eine außerordentliche Behandlung der Mission lieber sehen als gar keine. Das aber ist doch ein unvollkommener Ausnahme-Zustand, der nicht von vornherein durch eine Definition legalisiert werden dürfte. Hier sollte das Ordnungsmäßige und Regelmäßige gesichert sein.

Hiernach kann ich mich nicht entschließen, die Missionsstunde in die Kategorie der außerordentlichen, gemeindlichen Gottesdienste zu verweisen.

In der „differentia specifica“ ist sachlich ganz treffend die Zugrundelegung eines Bibelwortes als fakultativ bezeichnet. An dieser Stelle aber scheint das mit dem angegebenen „genus“ nicht zu stimmen. Ein gemeindlicher Gottesdienst ist doch ohne ein grundlegendes Bibelwort gar nicht zu denken. Selbst wenn keine Auslegung gefordert wird (wie wir z. B. in liturgischen Gottesdiensten bloße Schriftverlesung haben), so darf die letztere selber nicht fehlen. Wenigstens als Motto sollte das Schriftwort unerläßlich sein.

Die Formulierung des zweiten Momentes der artmachenden Unterscheidung, „zusammenhängende missionsgeschichtliche Mitteilungen“, wird wohl im Durchschnitt zutreffend sein. Bei tieferem Eingehen auf die geschichtlichen Ursprünge der Missionsstunde wird sich aber eine etwas andere Fassung herausstellen, nämlich die des Berichtes vor der missionierenden Gemeinde.

Man könnte übrigens nach der Formulierung: „zusammenhängende, missionsgeschichtliche Mitteilungen“ annehmen, daß hier der Verfasser seine Auffassung gegen früher etwas geändert habe. Im Vorwort zu seinen Missionsstunden Band I ist besonderes Gewicht gelegt auf die Fundamentierung der Mission aus der Schrift. So wichtig dieselbe auch ist, muß man hier doch sagen, daß sie ihre eigentliche Stelle in der Predigt und nicht in der Missionsstunde hat. Gelegentlich mag sie mit herangezogen werden, aber den Hauptinhalt, die missionsgeschichtliche Mitteilung vermag sie nicht zu ersetzen. Mir war dieser Unterschied der Missionspredigt (bezw. der Predigt überhaupt) von der Missionsstunde seit

---

Solche außerordentliche Anregung kann unter manchen Verhältnissen sehr erwünscht sein, aber sie kann die regelmäßige Thätigkeit nicht ersetzen.

langer Zeit klar, und ich konnte nicht umhin, die ganz vortrefflichen Ausführungen meines lieben Freundes Warneck im ersten Bande seiner Missionsstunden als Missionspredigten anzusehen. Sie geben eine meisterhafte Behandlung der Mission auf der Kanzel. Auch wird jede Stundengemeinde diese Vorträge auf jeden Fall dankbar hinnehmen. Aber dem Wesen der Missionsstunde, wie es die Definition zeigt, entsprechen sie nicht. Ich freute mich daher, daß mit letzterer eine zutreffende Grenzlinie zwischen Missionspredigt und Missionsstunde gegeben sei — um so mehr, als ich kürzlich eine sehr umfassende Arbeit eines Amtsbruders über die Missionsstunde durchzuarbeiten hatte, in der er jene Grenze so sehr übersieht, daß er eine eingehende Behandlung sämtlicher auf die Mission bezüglichen Bibelabschnitte beigiebt — eine mühsame, dankenswerte Arbeit, die bei weiterem Ausbau der Missionshomiletik noch gute Dienste leisten kann. Auch sonst hatte ich mich überzeugen können, daß über die beiden genannten Mittel der heimatlichen Missionsarbeit eine weitgehende Unklarheit herrscht. Daher mußte die Definition mit ihrer scharfen, klaren Bezeichnung der Grenzlinie sehr willkommen sein.[1])

Leider tritt die weitere Ausführung (S. 131) zu diesem Stücke der Definition geradezu in Widerspruch. Dort sind doch wieder biblische und geschichtliche Missionsstunden nebeneinander genannt. Die erstere paßt nicht in den Rahmen der Definition. Diese verlangt zusammenhängende missionsgeschichtliche Mitteilung als wesentlichen Inhalt, während die biblische Missionsstunde die missionsmäßige Auslegung eines biblischen Textes sein soll, unter lebensvoller Illustrierung durch charakteristische Züge und Einzelgeschichten. Hier also werden die missionsgeschichtlichen Mitteilungen vereinzelt und in die dienende Stelle gerückt, während die Definition sie zusammenhängend und als Hauptsache fordert.

Was endlich das letzte Stück der differentia specifica betrifft, so kann darüber kein Zweifel sein, daß die Fürbitte mit zu den wesentlichen Bestandteilen der Missionsstunde gehört.

---

[1]) Man vergleiche auch, was schon W. Hoffmann in der Vorrede zu seinen Missionsstunden (Stuttgart 1848) gesagt hat. Er läßt der Missionspredigt in der Kirche ihr volles Recht. Aber vor nichts glaubt er die Amtsbrüder mehr warnen zu sollen, als vor predigenden Missionsstunden. „Ich bin," sagt er, „schon hundertmal Zeuge des Unwillens der Zuhörer über solche Mißgriffe gewesen und, ich glaube, eines nicht unberechtigten Unwillens."

Eine andre Definition (vergl. oben S. 159 die Fußnote) hat J. Hesse gegeben in seinem ausführlichen Werke: „Die Mission auf der Kanzel“ II. Aufl. Calw und Stuttgart 1897, S. 30 f. Es ist freilich keine scharf wissenschaftliche Begriffsbestimmung, sondern eine Sacherklärung nach dem herrschenden Sprachgebrauch. Doch finden wir in derselben ein paar bisher nicht erwähnte und wichtige Momente hervorgehoben. Hesse versteht unter Missionsstunden eine Versammlung von Missionsfreunden, in welcher eingehend aus dem praktischen Missionsleben erzählt, sowie für die Mission gebetet und geopfert, mitunter auch gearbeitet wird.

Diese Erklärung führt uns auf ein anderes Gebiet als die vorige. Sie stellt die Missionsstunden nicht unter das genus „gemeindlicher Gottesdienst,“ sondern verweist sie ihrer ursprünglichen Form gemäß in das christliche Gemeinschaftswesen. Zum richtigen Verständnis bedürfen wir zunächst einer Erklärung des Begriffs Missionsfreund. Der Verfasser kann mit diesem Ausdrucke kaum etwas anderes gemeint haben, als pietistisch gerichtete Leute, erweckte Christen, die mit der persönlich erfahrenen Gnade auch den innern Drang gewonnen haben, an der Ausbreitung des Reiches Gottes mit zu arbeiten. Die Glieder einer volkskirchlichen Gemeinde, selbst wenn man sie durch Überredung und Gewöhnung dazu bringt, daß sie sich für die Mission interessieren und ihre Beiträge geben, gehören nicht unter den Begriff Missionsfreunde, wie er sich geschichtlich im deutschen Missionsleben ausgebildet hat. Wo irgendwie eine Erweckung in der Schar der schlafenden Gewohnheitschristen eine Scheidung brachte, sonderten sich die Erweckten als Missionsfreunde von den andern gegen die Mission Gleichgültigen oder Feindlichen. In Knaks und Görckes Zeiten war die Bethätigung der Missionsliebe manchmal geradezu das Haupterkennungszeichen der erweckten Christen. In Württemberg sind die Stundenleute bis auf den heutigen Tag die hauptsächlichsten Träger des Missionslebens.

Eine genetische Definition der Missionsstunde darf diese Beziehungen der Mission zu erwecktem christlichen Leben nicht unberücksichtigt lassen. Echte Missionsstunden sind nur da möglich, wo erweckte Christen vorhanden sind. Im Bereiche einer volkskirchlichen Gemeinde haben sie nur insofern ihre Stelle, als sich innerhalb derselben ein Kreis, eine Gemeinschaft von Erweckten vorfindet. Wenn Warneck die Gemeinde im gewöhnlichen Sinne

als Besucher der Missionsstunde denkt, so hat er übersehen, daß ein anderes Moment seiner Definition nach seinen eignen Ausführungen damit in Widerspruch gerät: nämlich die geforderte Fürbitte. In seinen Missionsstunden (Bd. I, S. 148) nämlich betont er auf das nachdrücklichste, daß nur die „Brüder", „Leute, die als Kinder Gottes beten können, wie es vor Gott im Himmel gebetet heißt," — für die Mission beten können. „Wo eine solche Gemeinschaft aber nicht ist, da ist auch die Aufforderung zur Fürbitte in den Wind geredet. Und wie oft ist das doch der Fall. Ich kann mir nicht helfen, aber es kommt mir oft wie eine gedankenlose Phrase vor, wenn große, zumeist nicht aus Brüdern bestehende Versammlungen, noch dazu mit gewaltigem Pathos, aufgefordert werden: Betet für die Missionare. Man kann sich mit Bestimmtheit voraus sagen, es thut's doch keiner, und der Redner thut's vielleicht selbst auch nicht."

Sollen mit Leuten solcher Art Missionsstunden gehalten werden, in denen die Fürbitte eines der wichtigsten Stücke bildet, so kann nur heuchlerisches Lippenwerk dabei herauskommen. Bei dieser Auffassung des Missionsgebets geht es nicht an, die Missionsstunden mit gemeindlichen Gottesdiensten zu identifizieren, ohne die Sicherheit, daß vielleicht auch nur eine Seele unter den Beteiligten zum Missionsgebet überhaupt befähigt ist.[1])

Hesses Erklärung vermeidet solchen Widerspruch. Stunden als Versammlungen von Brüdern können in der That Betstunden sein, ja sie werden es mit innerer Notwendigkeit. — Freilich hat er sich selbst in seinen weiteren Ausführungen nicht an diese Feststellung der Stundengemeinde gebunden. Neben den Missionsstunden, die „ein specielles Verbundensein mit der Mission im engeren Sinne" bedingen, spricht er mit demselben Ausdrucke auch von entsprechenden gemeindlichen Veranstaltungen, in denen nicht alle Zuhörer, oder selbst vielleicht die meisten nicht, sich zu solchen Brüdern und Missionsfreunden zählen lassen. Hesse hat in erster Linie die wirklichen Verhältnisse vor Augen und folgt dem Sprachgebrauch, wie er sich nun einmal herausgebildet hat.

---

[1]) Ich will hier nur kurz bemerken, daß ich die Befähigung zum Missionsgebet allerdings weiter fasse und gönne ihm seinen Platz in der volkskirchlichen Gemeinde, worüber an einer andern Stelle die Rede sein wird. Faßt man dasselbe aber als die Fürbitte wahrhaft gläubiger Christen, so kann es nur in entsprechenden Gemeinschaften seine Stelle haben.

Sein Buch ist vor allem ein praktisches Rat- und Hilfsbuch, und auch in diesem Stücke dürfen wir von ihm keine streng wissenschaftliche Unterscheidung verlangen. Ebenso wie wir uns im alltäglichen Leben die Benennung „Kaffee“ gefallen lassen für etwas, das kein echter Kaffee ist — während der Chemiker die Benennung sorgfältig ablehnt. Ebenso sollte es die Missionswissenschaft genau nehmen. Eine bestimmte, zutreffende Erklärung des Begriffs Missionsstunde ist nicht möglich, wenn man nicht scharf die originale Form ins Auge faßt und sie in das genus der Versammlungen erweckter Christen verweist. Die Berücksichtigung der Geschichte erfordert, daß diese Versammlungen als außerkirchlich bezeichnet werden.

Hesse stimmt mit Warneck darin überein, daß er das referierende Moment unter dem Inhalt der Missionsstunden an erster Stelle betont. Wenn dieser den Ausdruck zusammenhängende missionsgeschichtliche Mitteilungen gebraucht, jener aber von eingehender Erzählung aus dem praktischen Missionsleben spricht, so zeigt sich darin eine verschiedene sachliche Nüancierung, in der der Württemberger wieder der Originalform der Missionsstunde etwas näher steht, als der Norddeutsche. Dieser hat sofort die Missionsgeschichte vor Augen als das Gebiet, aus dem die Missionsstunde ihre Stoffe entnimmt. Treffend hat er den Ausdruck Mitteilung gewählt und dadurch verhindert, daß man diesem Stücke der Missionsstunde einen vorwiegend belehrenden Charakter zuschreibe. In diesen Fehler sind manche verfallen, so daß sogar die Stunde als Lektion gefaßt worden ist. So häufig nun auch sprachlich die Anwendung des Wortes in diesem Sinne sein mag, so ist sie der Sache nach in diesem Falle ganz unzulässig. Ich gestehe gern zu, daß ich früher ein gut Stück auf diesen Abweg geraten bin und dachte mir die Bekanntschaft mit der Mission, die man von der Gemeinde, die ihrer Missionspflicht genügen will, erwarten sollte, als vermittelt durch eine mehr oder weniger systematische Belehrung in der Missionsstunde. Von diesem Irrtum bin ich zurückgekommen. Es ist nicht überflüssig vor demselben zu warnen, denn manche sehen es als die Aufgabe der Missionsstunden an, der Gemeinde möglichst viel Wissen beizubringen, vielleicht sogar einen popularisierten Auszug aus Gunderts Handbuch. Über das Maß des Wissens, das in einer heimatlichen Christengemeinde zu fordern wäre, ist an einer andern

Stelle S. 62 f. bereits die Rede gewesen. Aber auch die dort bezeichneten mäßigen Kenntnisse lassen sich nicht durch die Missionsstunde pflanzen. Dazu bedarf es andrer Mittel.

Die Missionsstunde wirkt nicht belehrend, sondern sie führt eine Bekanntschaft mit der Mission herbei durch die lebendige Verbindung, welche sie zwischen den draußen arbeitenden Missionaren und den Freunden in der Heimat herstellt. Das Mittel dazu bildeten zunächst die Briefe der ersteren; so ist's in einigen Gemeinschaften bis auf den heutigen Tag geblieben. Eine weitere Entwicklung geht dahin, daß die Briefe verarbeitet werden zu möglichst anschaulicher Erzählung. Immer aber erwarten die Stundenleute „die neusten Nachrichten aus dem Reiche Gottes," die ihnen Veranlassung geben zum Loben und Danken, zu Gebet und Fürbitte, die sie antreiben zum Geben, aber ebenso auch ihnen die Früchte ihrer früher ausgestreuten Saaten zurückbringen. Sie haben ein Recht auf solche Nachrichten, welche die lebendige Quittung auf ihre Mitarbeit bringen, und sie bedürfen derselben zu neuen weiteren Arbeiten. Diese Verbindung, der Heimat mit dem Missionsfelde, ist in Hesses Ausdruck „eingehende Erzählung aus dem praktischen Missionsleben" treffend angedeutet. Warnecks missionsgeschichtliche Mitteilungen sind bereits einer veränderten Form der Missionsstunde angepaßt. Wenn er auch nicht die Missionsgeschichte als Lehrdisciplin auffaßt, sondern die S. 132 angedeuteten Gegenstände, wie man annehmen muß, mehr in der Form volkstümlicher Geschichten behandelt wissen will und dabei die Erzählungen aus den neusten Ereignissen nicht ausschließt, so fehlt dabei das für die Originalmissionsstunde so wichtige Moment der Zusammengehörigkeit der heimatlichen Gemeinde mit der praktischen Arbeit auf dem Missionsfelde. Im wesentlichen sollte es sich um einen Bericht vor der missionierenden Gemeinde handeln. Nicht als ob die Erzählung sich beschränken sollte auf die speciell mit Gaben unterstützten Gebiete. Der umfassende Reichsgottesgedanke verlangt sogar Erzählungen aus allen Teilen der Erde. Aber auch die Berichte von den Arbeitsfeldern fremder Gesellschaften werden nach 1. Kor. 12, 26 als Angelegenheiten der gesamten Missionsgemeinde in jeder einzelnen Stundengemeinde auch als eigne Angelegenheiten empfunden. Diese Beziehung hat wohl Raum in den „missionsgeschichtlichen Mitteilungen," ist aber im Ausdruck nicht angedeutet.

Wenn in vielen praktischen Darlegungen über Missionsstunden sehr mit Recht die anschauliche Darstellung und interessante, volkstümliche Erzählung betont wird, so trifft das auch nicht auf die ursprünglichen Stunden zu. Bei den alten Berichten kommt wenig oder gar nichts auf die Form der Darstellung an, sondern alles nur auf die berichteten Thatsachen selbst.

Von dem Missionsgebet ist oben schon die Rede gewesen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei den Stundenleuten freies, individualisiertes Gebet gemeint ist, daß nicht bloß der Leiter das Gebet verrichtet, sonderrn daß auch von den Brüdern gebetet wird. Eine mehr liturgische Fassung des Gebetes würde abgelehnt werden.

Sehr wichtig ist weiter das von Hesse hinzugefügte Moment des Opfers. Man kann darüber streiten, ob dieser Ausdruck für die Missions-Gaben angemessen ist. Jedenfalls wurde und wird er in den Stundengemeinden gebraucht. Ohne Darreichung von Gaben für die heilige Sache könnten sie eine Missionsstunde nicht denken. Das Fehlen dieses Stückes in Warnecks Definition zeigt auch, daß sie auf die ursprünglichen Missionsstunden nicht zutrifft.

Wenn endlich auch noch das Arbeiten in Missionsstunden erwähnt wird, so bezieht sich das doch nur auf Vereinsversammlungen, die ja in Stundenkreisen mit den Stunden selbst vieles gemeinsam haben mögen, aber doch nicht zur Definierung der letzteren mit herangezogen werden dürfen.

Ein Moment hat Hesse nicht in die Definition mit aufgenommen und erwähnt es nur nachträglich, nämlich die gute alte Sitte, der regelmäßigen, monatlichen Versammlung. Mag sie jetzt auch an vielen Orten abgekommen sein, so hat sie sich doch an manchen noch erhalten. Sie gehört so sehr zur Charakteristik der originalen Missionsstunde, daß eine Definition, welche diese ins Auge faßt, sie nicht übersehen darf.

Als Ergebnis dieser kritischen Beleuchtung der beiden Definitionen finde ich folgendes:

Missionsstunden sind in ihrer ursprünglichen Form

A. diejenigen regelmäßigen, außerkirchlichen Versammlungen erweckter Christen (im Unterschiede von der volkskirchlichen Gemeinde),

B. 1. in welchen Berichte über die Missionsarbeit unter den Heiden mitgeteilt werden,

2. von Teilnehmern der Versammlung frei für die Mission gebetet wird, und

3. Gaben für die Missionsarbeit dargereicht werden.

Zu bemerken ist zu Lit. A daß mit der persönlichen Gnadenerfahrung das Interesse und die Beteiligung an der Heidenmission unmittelbar gegeben ist.

Zu B 1 und 2, daß neben den direkt von der Versammlung unterstützten Missionsgesellschaften und Missionaren, von denen specielle Berichte erwünscht sind, und derer in specieller Fürbitte gedacht wird, auch unter dem Reichsgottesgedanken die gesamte Mission in Betracht kommt.

Zu Nr. 3, daß die Darreichung der Gaben in vollster Freiwilligkeit durch Einlegen in die Missionsbüchse erfolgt, aber jedes Mitglied der Versammlung sich dazu innerlich verpflichtet fühlt.

5. Die Entwicklung der Missionsstunde.

Varietäten und Surrogate.

Auch die Missionsstunde ist dem Wechsel der Zeiten unterworfen. Klein hat sie angefangen. Als vor anderthalb Jahrhunderten die verachteten Häuflein der Gläubigen zu gemeinsamem Missionsgebet zusammenkamen, hätte wohl niemand geahnt, welche Ausdehnung diese Einrichtung gewinnen würde. Später, als Gottes Winde durch das Land wehten, sproßten weit und breit die Missionsstunden fröhlich auf. Um die Mitte unsres Jahrhunderts gelangten sie zu ihrer größten Blüte. Von da ab tritt jedoch mehr und mehr eine Wandelung hervor. Schön wäre es, wenn das Welken der Blüte nur den Übergang zum Reifen der Frucht darstellte. Ich für mein Teil bin optimistisch genug, das zu glauben. Darauf muß man freilich gefaßt sein, daß die ansetzenden Früchtchen nicht den Farbenglanz und den Duft der Blüten haben, ebenso wie darauf, daß Tausende solcher Früchtchen noch im ersten Stadium ihres Wachstums abfallen — wie wir das in jedem Frühjahr in unsern Gärten auch erleben — aber trotzdem schenkt uns Gottes Güte oft noch eine reiche Ernte, die weit über unsre Erwartungen hinausgeht.

In einigen Gegenden stehen die Missionsstunden noch in der Blüte. Trotzdem erscheinen daneben bereits veränderte Formen. Selbst in Württemberg, wo die ursprüngliche Stunde noch ihre Lebenskraft bewahrt hat, ist daneben eine entsprechende Behandlung der Mission in der kirchlichen Gemeinde aufgekommen. Diese neue Bildung, die mit dem gleichen Namen benannt wird, dürfte an Ausdehnung, wenn auch nicht an innerer Kraft und an Leistung bereits die alten Stunden übertreffen. Aber in andern Gegenden, die nur eine kürzere Periode der Erweckungen hatten, und wo die Wurzeln der Missionsstunde weniger tief gingen, sehen wir die letzteren, wenn nicht bereits ganz verschwunden, doch sehr verkümmert. Die neuen Bildungen erscheinen überall noch in sehr unfertigem Zustande. In einem andern Gleichnis möchte ich sagen, sie befinden sich noch in Gärung. Es ist noch vielerlei unruhiges Hin- und Herfahren, Versuchen und Probieren, aber noch nichts Einheitliches und Sicheres.

Die Tendenz des Entwicklungsprozesses ist unverkennbar die Verkirchlichung. Die Anfänge derselben gehen ziemlich weit zurück. Was wir unter Nr. II unsrer Beobachtungen sahen, war noch eine richtige Missionsstunde. Aber die Leitung derselben durch den Pastor ist bereits ein Abweichen von der alten Form. Damals prüften freilich die Besucher der Stunde auch den Pastor auf seine innere Stellung, und er ließ es sich gefallen. Jetzt würden manche Pastoren sehr erstaunt sein, wenn ihnen Ähnliches widerführe. Mehr und mehr wird es als selbstverständlich angesehen, daß der Pastor die Missionsstunde hält, die geradezu zu den Amtsbefugnissen mitgerechnet wird, wie die betreffende Visitationsfrage beweist. Schon W. Hoffmann unterscheidet in der Vorrede zu seinen Missionsstunden (1847) diese von den „kirchlichen Missionsvorträgen." Ahlfeld im Vorwort zu Florey, Züge am Missionsnetze (1854) nimmt die Gemeinde als Zuhörerschaft, und Schlier legt sogar allen Nachdruck darauf, daß seine Missionsstunden (1870) der landeskirchlichen Gemeinde gelten. Schlunks verunglückter Versuch, die Missionsstunden zu Perikopenpredigten zu machen (1865), zeigt dieselbe Tendenz.

Wie weit diese Verkirchlichung bereits fortgeschritten ist, beweist der Umstand, daß die Missionsstunde in der angeführten Definition geradezu als ein gemeindlicher Gottesdienst gefaßt wird.

Wie sich der Übergang allmählich vollzogen hat, beschreibt

einer meiner Gewährsmänner aus Ostpreußen in einem als typisch bezeichneten Beispiele folgendermaßen: „Vor 50—60 Jahren lud der Pfarrer in T. . . die Freunde des Heilandes ein, in seine Amtsstube zu kommen. Unter Gebet, nach Anhörung einer Schriftauslegung und Bericht wird ein Verein gegründet. Er versammelt sich monatlich zum Gebet, Entgegennahme des Berichts und Besprechung, wie das Werk weiter zu fördern ist, sowie zur Abführung der eigenen und gesammelten Gaben. — Später werden die andern Vereinsglieder immer mehr passiv; aber die Zahl der Neugierigen wird größer. Man geht in die Schule. Man singt und betet; der Pfarrer erzählt. Diese Missionsstunde wird noch an einem Wochentage gehalten. Weiter weht der Wind so, daß sie aus der Schule in die Kirche verlegt wird. Zuletzt kommt sie auf den Sonntag und wird als kirchlicher Nebengottesdienst gehalten. Nicht in jeder Gemeinde hat die Sache alle diese Stadien durchlaufen; aber noch kommen alle Zwischenformen vor. Die Regel ist jetzt, daß die Pastoren in den Visitationsreces neben die Frage nach Missionsstunden gern ein Ja schreiben und der Gemeindekirchenrat es für seine Pflicht hält, auch die Beleuchtung zu bewilligen, so daß faktisch die Missionsstunde jetzt ein regelmäßiger Nebengottesdienst ist. Sie ist verkirchlicht." — Dieselbe Quelle aber fügt hinzu, daß diese Missionsstunden mit wenigen Ausnahmen nicht von der Gemeinde besucht werden, sondern von „alten Weiblein", Konfirmanden und den Stillen im Lande.

Aus Westfalen (Ravensberg) wird geklagt, daß die Missionsstunden ihren volkstümlichen Charakter — wohl auch ihre Tiefe und darum ihre Bedeutung verloren haben, da einerseits die alten Zeugen aussterben, andrerseits aber das Amt es verstanden habe, die Stundenelemente gewissermaßen aufzusaugen und durch die Amtsthätigkeit zu befriedigen.

Unter solchen Verhältnissen kann es ja vorkommen, und kommt es sicherlich oft vor, daß ein Bestand von erweckten Christen innerhalb einer Gemeinde sich um den Träger des geistlichen Amtes sammelt und daß die Missionsstunden auch jetzt noch, selbst wenn sie in aller Form kirchliche Nebengottesdienste geworden sind, ihrem Wesen nach den alten Stunden entsprechen. Sehr oft freilich wird der breite Rand von andern Elementen, der sich darum setzt (vergl. oben: Konfirmanden und alte Weiblein), ihr doch ein ganz andres Gepräge geben. Noch auffallender aber wird

der Unterschied da, wo die letzteren vorherrschen, oder vielleicht gar die ganze Zuhörerschaft ausmachen. Wo keine Stundenleute oder deren Nachkommen vorhanden sind, wo vielleicht überhaupt noch nie Erweckung zu spüren war, da sind eben die Stunden nach ihrem ursprünglichen Begriffe unmöglich. Mögen auch die verschiedenen Momente der differentia specifica in einer der neuen Gestaltungen ziemlich übereinstimmen mit den entsprechenden Zügen der alten Stunde, so ist doch das genus ein andres geworden. Sehen wir von den Übergangs- und Mischformen ab, so müssen wir begrifflich gegenüberstellen: dort eine Versammlung solcher Leute, die eine persönliche Lebensumwandlung erfahren haben und das nachdrücklich bekennen — hier dagegen Mitglieder einer landeskirchlichen Gemeinde, die auf die Frage nach ihrer Bekehrung nur den Kopf schütteln, oder deren Antwort im Grunde auf das hinauskommt, was Act. 19, 2 die Johannesjünger sagten: Wir haben auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sei. Man braucht aber gar nicht einmal auf so eine innerliche Prüfung einzugehen. Auf den ersten Blick unterscheiden sich schon im äußeren Wandel die pietistischen Stundenleute von den weltlich gerichteten Mitgliedern der landeskirchlichen Gemeinde. Stunden, in denen von Mission erzählt und für die Mission gebetet wird, sind doch etwas anderes, wenn in denselben pietistische Missionsfreunde beten, und etwas anderes wenn der Pastor vor Leuten betet, die bei andrer Gelegenheit auch wieder auf dem Tanzboden zu finden sind, oder im Wirtshause beim Trinken und Kartenspiel. Früher wäre es ganz unmöglich gewesen, eine Versammlung letzterer Art als Missionsgemeinde zu fassen. Jetzt geschieht es, indem solche Versammlungen auch als Missionsstunden bezeichnet werden.

Nun ist es freilich eine sonderbare Erscheinung, wie verschieden das Urteil über unsre landeskirchlichen Gemeinden ausfällt, wenn sie von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Oft werden uns recht trübe und düstere Bilder von dem Stande des Christentums unsrer Gemeinden gezeichnet. In vielen Beziehungen sind die Klagen leider nur zu berechtigt; besonders in solchen Gegenden, wo die herkömmliche Kirchlichkeit verschwunden ist und ein Geschlecht heranwächst, dem man kaum noch den christlichen Namen zubilligen möchte. Aber auch in Gegenden, wo sich ein guter Kirchenbesuch erhalten hat,

klagt mancher Pastor, daß alle seine Bemühungen um Erweckung der Seelen durch Gottes Wort vergeblich gewesen seien. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gründe dieser Erscheinung einzugehen. Die Thatsachen sind einfach zu konstatieren.

Handelt es sich aber um den heimatlichen Missionsbetrieb, so werden jene Zustände öfters sehr gemildert, und die Sache so dargestellt, als seien doch überall Christen der Art vorhanden, mit denen man nach alter, pietistischer Weise die Mission treiben könne — richtige Missionsstunden halten u. s. w. Man tröstet sich: „der Herr siehet das Herz an.“ Freilich auch unter unsern landeskirchlichen, weltlichen Namenchristen werden manche sein, in deren Herzen Gottes Augen ein gut Teil christliches Leben erschauen. Aber man übersieht dabei, daß zu alten pietistischen Missionsgemeinden Christen gehören, die sich einer Erneuerung bewußt geworden sind und von einer solchen Zeugnis geben können. Es handelt sich hier in der That um Christen verschiedener Qualität. Als ich nach diesem Gesichtspunkte früher die heidenchristlichen Gemeinden zu beleuchten versuchte, begegnete ich meistenteils einer großen Entrüstung. Man ist zu sehr gewohnt, die Früchte unsrer Arbeit unter den Heiden als gläubige Gemeinden im pietistischen Sinne zu betrachten. Jetzt aber wiederum, als ich in den Vorbereitungen zu dieser Arbeit die heimatliche Missionsgemeinde nach denselben Gesichtspunkten näher erforschen wollte, ist mir ebenfalls eine sehr starke Abneigung entgegengetreten. Freunde warnten mich, in der Rundfrage danach zu fragen. Ein Pastor könne doch nicht von seiner Gemeinde sagen, daß sie bloß aus Namenchristen bestehe und dergleichen.

Trotz der Warnungen habe ich eine dahin gehende Frage gestellt, nämlich: ob sich die Missionsstundenbesucher von den Gemeindegliedern, die sich nicht dabei beteiligen, unterscheiden? Oder ob unter jenen wenigstens ein stetiger Stamm Erweckter sei? Von den 38 Diöcesen, von denen Antworten vorliegen, sind 15, aus denen rund und klar zugegeben wird: „Es ist kein Unterschied.“ Also auch die Besucher der Missionsstunden sind nichts anderes, als die Mitglieder der Landeskirchlichen Gemeinde. Ein Bericht bemerkt ausdrücklich: „Erweckte kennt man hier nicht.“ Sechs haben die Frage umgangen (z. B. meist Frauen und Kinder — oder: die besseren Kirchenbesucher u. s. w.). Zwölf sprechen von

einem Stamm erweckter Christen, den aber mehrere ausdrücklich nur bezüglich einzelner Gemeinden in der Diöcese angaben. Zwei berichten von einigen wenigen Erweckten unter den Besuchern der Missionsstunden, und nur aus einer Diöcese wird bezeugt, daß die letztern meistens erweckte Christen sind.

Hiernach können wir uns wohl nicht verhehlen, daß auf dem in Rede stehenden Gebiete in ganz überwiegendem Maße die heutige Missionsstundengemeinde nicht aus Missionsfreunden der alten Art, sondern aus volkskirchlichen Christen besteht, die doch durchschnittlich als Namenchristen betrachtet werden.

Freilich, die richtigen Missionsstunden sind auch jetzt noch nicht ausgestorben, wie uns die obigen Beobachtungen Nr. I—VI zeigen. Aber auf verschiedenen Gebieten mußten wir allerlei Abweichungen und Veränderungen wahrnehmen. In der reinen Originalform sind sie sehr selten geworden. Selbst in Württemberg, wo sie noch in größter Ausdehnung bestehen, beginnen Abweichungen einzudringen. Bis in die Stundengemeinde hinein macht sich an manchen Orten der Einfluß gut gehaltener kirchlicher Missionsversammlungen geltend. Noch in weiterem Maße scheint im Ravensbergischen die Verkirchlichung fortgeschritten zu sein. Bei den Litauern fehlt die Regelmäßigkeit, obgleich das christliche Leben in hohem Maße mit Missionssinn erfüllt ist. Diese sporadischen Missionsstunden, obgleich sehr lebenskräftig, weichen doch bedeutend von den festen, monatlichen ab.

Andre Formen entstehen da, wo das Missionsgebet nicht mehr frei von den Teilnehmern verrichtet wird, sondern von dem Leiter — und wenn dieser der Pastor ist, der die Stunde in die Kirche verlegt, wohl gar in feststehender liturgischer Form. Auch die Beschränkung des referierenden Teils zu Gunsten biblischer Missionsbetrachtung kann eine merkliche Veränderung herbeiführen.

Alle diese veränderten Gestaltungen gehören aber doch in den einen Rahmen: Versammlungen erweckter Missionsfreunde. Es sind Varietäten des genus Missionsstunde. In jeder Spielart lebt das Geschlecht fort, mag sie auch beträchtlich von der Urform abweichen. In diesem Sinne kann man auch jetzt noch alle die Versammlungen, in denen Missionsfreunde des alten Schlages sich von der Mission berichten lassen und für die Mission im Herzen beten und ihre Gaben für dieselbe dar-

reichen, als richtige Missionsstunden bezeichnen, selbst wenn um solch ein Häuflein sich ein breiter Rand anders gearteter Leute schart, und an die Stelle des Stundenlokals die Kirche getreten ist.

Wo aber auch nicht ein einziger Besucher in dem Drange der Liebe Christi kommt, die um des für die eigne Seele erlangten Heiles willen dem Heilande an den Heiden dienen möchte — oder (um dem Herzenskündiger nicht vorzugreifen) nicht ein einziger von solchem Drange ein Zeugnis zu geben vermag, da haben wir Versammlungen, auf welche unsre Definition der Originalmissionsstunde nicht mehr zutrifft. Da haben wir Surrogate, die von dem, was ihr Name sagt, ebenso verschieden sind wie heutzutage manche Tinte und mancher Kaffee von dem, was diese Worte ursprünglich meinten.

In unsern Beobachtungen (Abschn. 2) haben wir eine Reihe solcher Surrogate kennen gelernt, die jetzt alle unter dem alten Namen gehen. Es waren:

Der besondere kirchliche Missionsgottesdienst in lebenskräftiger Gestaltung (Nr. VIII).

Die Mission im traditionellen Nebengottesdienste (Nr. IX).

Die Mission als Kostgängerin der Diakonie (Nr. XI).

Der Missionsnähverein (Nr. XII).

Der Missionsabend (Nr. XIII).

Die Evangelisationsversammlung (Nr. XIV).

Die vereinzelte Missionsstunde (Nr. XV).

Die Missionsstunde ohne Gabensammlung (Nr. XVI).

Wenn ich am Eingang sagte, daß Surrogate unter die Anklage der Verfälschung geraten, so trifft dies mehr oder weniger auch auf die eben genannten zu. Denken wir uns, einer von den württembergischen Stundenleuten käme in so einen schwach besuchten märkischen Wochengottesdienst, oder in einen Nähverein, wo es recht munter zugeht, oder gar in einen Missionsabend, wo geraucht und Bier getrunken wird — er würde den Nerv der Mission in solchen Versammlungen vermissen. Selbst ein trefflicher Bericht seitens des Pastors in anschaulicher Erzählung und Schilderung würde ihn unbefriedigt lassen. Das vielleicht aus der Agende verlesene Gebet — oder gar der Mangel eines solchen, würde ihn sehr unangenehm berühren; ebenso auch der Mangel der Gabensammlung. Er würde es schwer empfinden, wie der Pulsschlag des Missionslebens fehlt, der ihm in seinen heimischen

Stunden so kräftig entgegentritt. Es ist geradeso, wie wenn der verständnisvolle Kaffeetrinker in den Surrogaten das Koffeïn vermißt.

Nr. XIV. Die Evangelisationsversammlung gleicht zwar einem Tranke, der ein noch stärkeres Alkaloid enthält, aber nicht gerade das, welches den Kaffee zum Kaffee macht. Eine Richtung, die mit dem organisierten Missionsbetriebe gar nicht zufrieden ist, dringt auch bei uns ein. In England und Amerika ist sie stark vertreten und hat es dort zuwege gebracht, daß sich Tausende von den bestehenden Gesellschaften zurückgezogen haben und nur Freimissionare unterstützen, dabei aber zum Teil als viel wichtigere Aufgabe die Bekehrung der Namenchristen im Auge haben. Jene Unzufriedenheit ist auch bei uns zu spüren, z. B. in den Bestrebungen neue Organisationen herbeizuführen. Es giebt Leute, denen unsre in Verbindung mit der volkskirchlichen Gemeinde arbeitenden Missionsleute nicht fromm genug sind. Sie möchten vor allem erst wieder Häuflein Erweckter hier bei uns sammeln. Diesen wäre das Moment der originalen Stunden sehr recht. Aber das andre Moment vertauschen sie. Doch Mission ist und bleibt nach Matth. 28 die Christianisierung der heidnischen Völker. Wo dies Moment zurücktritt, sind die Stunden keine Missionsstunden, mögen sie auch geisterfüllte Gebet- und Gebestunden sein.

Aber nicht alle Surrogate sind verwerflich. Das folgende Gleichnis hinkt allerdings sehr stark; aber ich möchte doch daran erinnern, daß der Arzt nicht selten den Kaffeegenuß verbietet, und ein Surrogat empfiehlt, das der Gesundheit viel zuträglicher ist.[1]) Aber eigentlich sollte man es solchem Patienten auch nicht vorreden, es sei Kaffee, was er trinke. Ein berühmter Arzt schrieb seiner Zeit: „Wenn es denn doch einmal eine braune Brühe sein soll . . .“ Er hätte viel lieber die ganz prosaische Mehlsuppe oder Hafergrütze empfohlen. Das wären keine Surrogate gewesen, die sich den Anschein des Originals geben. Gelingt es irgendwo, besondere kirchliche Missionsgottesdienste (Nr. VIII) in einer Gemeinde lebenskräftig einzubürgern, so hat man ein Nahrungs-

---

[1]) Die Nervosität in unsrer Zeit dürfte zum guten Teile auf schleichende Koffeïnvergiftung zurückzuführen sein. Könnte der Zustand gehoben werden, so möchte man gern auf den Kaffeegenuß verzichten.

mittel für das Missionsleben, das jedenfalls viel besser ist, als die altersschwache, verkümmerte Missionsstunde (Nr. VII) obgleich in letzterer — im Gleichnis geredet — noch Spuren von Koffeïn nachzuweisen sind. Wenn wir dann auch nicht imstande sind, die alte Benennung aus dem alltäglichen Sprachgebrauche zu verdrängen, so sollte doch jede wissenschaftliche Betrachtung die völlig verkirchlichte Missionsbehandlung, die nicht ihre Wurzeln in einer Gemeinschaft pietistisch gerichteter Missionsfreunde hat, klar auseinander halten von dem, was sachlich unter jenem Namen zu verstehen ist.

Daß Varietäten und Surrogate der Missionsstunde klar auseinander gehalten werden, ist für das Verständnis des heutigen Standes der Missionsstunde durchaus erforderlich. Ebenso wichtig aber ist dies für die Praxis. Darüber möchte ich zum Schluß noch einige Fingerzeige folgen lassen.

6. Was sollen wir thun.

Diese Frage würde gar nicht auftauchen können, wenn die Missionsstunde in voller Lebenskraft stände, wie vor 50 Jahren. Damals hatte der junge Pastor bei seinem Amtsantritt, falls er ein Herz voll Liebe zur Mission mitbrachte, gar keine Wahl: er mußte Missionsstunden halten.[1]) Das Häuflein, welches den Kern der Stundengemeinde bilden konnte, fand er oft schon vor. Wo

[1]) Jetzt kommt mancher junge Amtsbruder in Gewissensnot dadurch, daß die kirchliche Behörde von ihm Missionsstunden erwartet, während dieselben unter den betreffenden Verhältnissen nur noch ein verkümmertes Dasein haben, oder ganz abgestorben sind. Möchte die Behörde die Visitationsfrage nach den Missionsstunden bald einer gründlichen Prüfung unterziehen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf den Beschluß der Generalsynode vom 26. Nov. 1897 aufmerksam machen, durch den alle Organe der Kirche ebenso herzlich, wie dringend gebeten werden „durch anhaltende Förderung der Missionskenntnis und durch Entzündung einer wärmeren Liebe zur Mission auf eine reichere Zunahme der Opferwilligkeit hinzuwirken.“ Es wäre sehr dankenswert, wenn die kirchlichen Behörden, welche diesen Beschluß unter warmer Zustimmung bekannt gemacht haben, angeben wollten, wie die anhaltende Förderung im Rahmen des kirchlichen Lebens auszuführen ist. Bei den zahlreichen, verschiedenen Versuchen, der Gemeinde die Mission nahe zu bringen, steht man der obigen Forderung ratlos gegenüber und bedarf einer Direktive.

nicht, gelang es meistens der lebenskräftigen Verkündigung des Evangeliums etliche Seelen zur Erkenntnis ihres Heils zu führen, und bald fand sich eine kleine Gemeinschaft zusammen, mit der die Bedingungen echter Missionsstunden gegeben waren.

Die Zeiten sind anders geworden. Trotzdem die lebenskräftige Predigt des Evangeliums keineswegs uns gegen früher abhanden gekommen ist, will in weiten Gebieten es gar nicht mehr so, wie in jener Zeit, zu Erweckungen kommen, und die pietistischen Häuflein sind zum großen Teile ausgestorben, oder ihrem Ende nahe. Damit sind die Bedingungen der Missionsstunde geschwunden. Diese Erscheinungen sind betrübend; aber leugnen lassen sie sich nicht. Es giebt nur einen trügerischen Trost, wenn man diejenigen Kreise, in denen sich noch pietistisch erweckte Christen finden (die noch nicht den Sektierern in die Hände gefallen sind), ins Auge faßt — und darüber die andern ungleich größeren Gebiete übersieht, auf denen es ganz anders steht.[1]) Wenn man im Oktober noch hier und da an geschützten Stellen blühende Rosensträucher sieht, während die meisten längst vom Sturm entblättert sind, so hat man es eben mit Ausnahmen zu thun, die uns nicht verleiten dürfen, uns so einzurichten, als wäre die Rosenzeit noch in vollem Gange. Wenn auf die mangelhafte statistische Nachweisung hingewiesen worden ist, so haben die Ergebnisse der erwähnten Rundfrage (S. 173 f.) so lückenhaft sie auch noch sein mögen, manches zur Bestätigung des dargelegten Sachverhalts beigetragen. Aber wer die Entwicklung der Missionsstunde in den letzten Jahrzehnten richtig erkennt, bedarf kaum des statistischen Nachweises. In der Zersplitterung — auch in der Bildung von Varietäten, die zum Teil nur kurzlebig sind, vor allen aber in den vielen Surrogaten liegt das deutliche Zeugnis vor, daß ihre Zeit dahin geht — und auf manchen Gebieten schon verschwunden ist.

Es ist mir vorgeworfen, ich wollte die alte Form zerschlagen. Das ist ein Irrtum. Ich habe nur darauf aufmerksam gemacht, daß die alte Form von selbst verfällt. Ich werde dem Freund, in dessen Garten noch im Spätherbst Rosen in Blüte stehen, nicht raten, sie zu entblättern, da doch ihre Zeit vorüber sei. Ich werde mich vielmehr mit ihm freuen

---

[1]) Vergl. Gensichen, Missionsarbeit hüben und drüben. S. 22.

und ihm raten, sie so lange als möglich vor Frost und Sturm zu schützen. Dem entspricht der Rat, den ich 1895 im Jahrbüchlein der Brandenburgischen Missionskonferenz gab (vergl. oben S. 108), nämlich, wo sich noch eine Gemeinschaft gläubiger Christen findet, die Missionsstunde beizubehalten.

Wo aber das nicht der Fall ist, sondern eine bloße landeskirchliche Gemeinde vorliegt, wird es ein vergebliches Bemühen sein, eine Pflanze einzuwurzeln, für die sie durchaus nicht den geeigneten Boden bildet. Daß auch solche Gemeinden der Missionsverpflichtung unterliegen, wird heute nicht mehr bezweifelt. Früher war die Mission überhaupt nur Sache der pietistischen Häuflein. In unsrer Zeit aber erleben wir die sonderbare Erscheinung, daß trotz des Rückganges der pietistischen Missionsgemeinde (der sich in Verfall der Missionsstunden offenbart) die Leistungen für die Mission fortwährend im Wachsen sind. Es läßt sich z. B. aus den Jahresberichten der Hilfsvereine in unsrer Provinz ganz deutlich nachweisen (vergl. unten Nr. VI), daß ein ganz beträchtlicher Teil der Missionsgelder aus solchen Gemeinden kommt, in denen man vergeblich nach Missionsfreunden der alten Art sucht. Jedenfalls hängt diese Erscheinung zusammen mit der oben besprochenen, daß die Missionsstunde unaufhaltsam der Verkirchlichung entgegentreibt. Auch gehört dazu die theoretische Auffassung, nach der ein jeder Getaufte, der noch Christ sein will, als Jünger Jesu an dem Werke der Ausbreitung seines Reiches mitzuarbeiten hat. Die Mission ist aus ihrer Winkelstellung herausgetreten. Nicht abgesonderte kleine Häuflein bilden die Missionsgemeinde — sondern die letztere wird von der kirchlichen Gemeinde selbst gebildet.

Daher gehört die Mission mitten in das kirchliche Leben hinein. Man darf sie nicht abfinden mit einer nebensächlichen Behandlung, mit der nur ein ganz unzureichender Ausschnitt der kirchlichen Gemeinde erreicht wird. Stunden, oder die betreffenden Surrogate, die nur eine kleine Zahl von Zuhörern sammeln, sind da völlig verfehlt, wo überhaupt keine Missionsfreunde alten Schlages vorhanden sind. Mit ihnen wird die Mission, die vor die ganze Gemeinde gehört, nur vor einen kleinen Teil derselben gebracht, und den übrigen Mitgliedern bleibt sie vorbehalten. Man sagt wohl, daß ja der Zutritt zu den Missions-

stunden jedem Gemeindegliede offen stehe. Wenn sich aber herausstellt, daß sich bei vielen Missionsstunden nur 5 oder 10 % der gewöhnlichen Kirchgängerzahl beteiligen, so kann man doch nicht bestreiten, daß auf diese Weise nur ein ganz ungenügender Bruchteil der Gemeinde von der Mission berührt wird. Man darf es nicht in das Belieben der Gemeinde stellen. Ist die Mission ein integrierender Teil des Christentums, so muß sie auch an der Hauptstelle, im Hauptgottesdienste behandelt werden. Für die Predigt ist das nicht mehr zweifelhaft, wie die obligatorischen Missionspredigten beweisen, die von den Kirchenbehörden angeordnet sind. Aber die lehrhafte Behandlung der Mission in der Predigt bleibt einseitig, wenn sie nicht ergänzt wird durch den Bericht, welcher die lebendige Verbindung zwischen den Sendboten und der heimischen Missionsgemeinde vermittelt. Ohne Bericht keine Bekanntschaft, ohne Bekanntschaft keine Liebe, ohne Liebe keine richtige Mitarbeit. Daher der Bericht, der die ganze kirchliche Gemeinde erreicht, ist unter den veränderten Verhältnissen der richtige Ersatz für die Missionsstunde, die ihre Aufgabe nur an einer besonderen Stundengemeinde erfüllen kann. Weder die Stunde, noch eines ihrer Surrogate kann der kirchlichen Gemeinde gerecht werden, selbst nicht der unter Nr. VIII charakterisierte besondere kirchliche Missionsgottesdienst, so sehr er auch vor andern den Vorzug verdient. Er würde seine Aufgabe nur dann erfüllen, wenn seine Besucherzahl der des Hauptgottesdienstes gleichkäme. Das zu erreichen wird sehr schwierig, meist sogar unmöglich sein. Zum mindesten hat man keine Garantie für den Besuch. Nur da, wo man alle die hat, die noch Christen sein wollen, ist der rechte Platz, welcher der Mission gebührt.

Wie ich diesen Gedanken zu verwirklichen suche, habe ich an einer andern Stelle dargelegt (S. 116).[1] J. Hesse, in seinem Buche „Die Mission auf der Kanzel" S. 42 ff. hat die Sache freundlich zustimmend aufgenommen. Er hat sie als ein Novum bezeichnet. Darauf hat Herr Generalsuperintendent Hörschelmann in Reval geantwortet, daß solche Missionsberichterstattung im Anschluß an den Hauptgottesdienst in seinem

---

[1]) Mein Vorschlag betrifft nicht ein Surrogat der Missionsstunde, sondern einen unter veränderten Bedingungen notwendig gewordenen sachgemäßen Ersatz.

Sprengel längst an vielen Orten üblich sei. Es freut mich, daß ich dadurch geschützt bin vor dem Gedanken, als wolle ich für eine eigne Erfindung Propaganda machen. Ich habe diese Einrichtung übrigens auch nie für meine Erfindung ausgegeben, da ich sie einem alten, nun längst heimgegangenen Amtsbruder abgelernt habe. — Hesse bemerkt nur, daß dieser kirchliche Bericht und die Missionsstunde einander nicht ausschließen sollten. Er hat damit von seinem württembergischen Standpunkte vollkommen recht. Hätte ich in meiner Gemeinde ein Häuflein pietistischer Christen, so würde ich mich verpflichtet halten, für sie etwas Besonderes zu thun — auch in Bezug auf die Mission. Wo aber solche Leute fehlen, kann es bei dem kirchlichen Bericht sein Bewenden haben.

Auch in Württemberg hat man den Vorschlag probiert. Ein Amtsbruder schrieb darüber:

„Nachmittags bekommt man — wenigstens in meinen beiden sonst nicht unkirchlichen Gemeinden — keinen Mann in die Kirche, selbst am Erscheinungsfeste nicht, auch wenn man eine Missionserzählung ankündigt, nicht. Darum hab ich's am letzten Erscheinungsfeste (1896) versucht, nachdem ich es den Sonntag zuvor so verkündigt, nach Abschluß des Hauptgottesdienstes einen Bericht über den Stand der Baseler Mission zu geben. Die ganze Gemeinde blieb in der Kirche und hörte mit Aufmerksamkeit und innerer Teilnahme zu. Da war es eine Freude zu reden. Nachmittags im Mutterort hatte ich eben nur weibliche und jugendliche Zuhörer — und man mag sagen was man will, das wirkt entmutigend (nicht bloß auf den Redner, sondern auch auf die Zuhörer). Ob man nicht gerade auf die vorgeschlagene Weise in unsern Landgemeinden etwas mehr Missionskenntnis und Verständnis, Missionsliebe und Arbeit erzielen könnte?"

Hesse setzt hinzu: Ja gewiß! Man probiere es nur.

Übrigens lege ich keinen Wert darauf, daß mein Vorschlag genau befolgt werde. Von vielen Seiten wird die mangelnde Zeit dagegen zu Felde geführt. Darauf möchte ich hier nochmals betonen, was oben S. 118 bereits ausgeführt wurde: Es steht dem nichts im Wege, daß man in einem Sonntags=t Hauptgottesdienste Predigt und Bericht verbinde, wie dies öfters auf Missionsfesten geschieht. Dann ist die äußere Schwierigkei beseitigt.

Möchten die vorstehenden Darlegungen beitragen zu einer

eingehenden Beachtung der Thatsache, daß die Missionsstunden mehr und mehr ihren Boden verlieren, sowie zur Beachtung des Bedürfnisses einer entsprechenden Behandlung der Mission vor der ganzen Gemeinde. Nur das wird uns unter den vorliegenden Verhältnissen über das Hinschwinden der alten reich gesegneten Einrichtung trösten können, daß wir wissen, wir dürfen daran mitarbeiten, daß die ganze Gemeinde mehr und mehr ihrer Missionspflicht nachzukommen lernt. Wenn die geworbenen Arbeiterscharen zunächst auch noch recht wenig tüchtig und geschickt erscheinen mögen, so dürfen wir wohl erwarten, daß gerade die Behandlung der Mission und das Gebet für dieselbe an ihnen nicht unwirksam bleiben werden und daß gerade die Verkirchlichung der Mission der ganzen Kirche reichlich rückwirkenden Missionssegen bringen wird.

So kann ich mir Früchte denken, die uns das Welken der Blüte verschmerzen lassen.

VI. Über Missionsgaben.

(Mit Beschränkung auf unsre heutige evangelische Mission.)

Die Missionsgaben scheinen so sehr dem praktischen Gebiete anzugehören, daß sie einer wissenschaftlichen Behandlung nicht bedürfen. In unserm bedeutendsten missionswissenschaftlichen Werke[1]) sind dieselben nur ganz kurz, auf noch nicht zwei Seiten, erwähnt ohne irgend eine theoretische Erörterung; es werden dort nur in Bezug auf die Sammlung von Missionsbeiträgen Winke und praktische Ratschläge gegeben. Alles, was wir da lesen, ist sehr treffend und empfehlenswert. Aber viele werden die Erfahrung machen, daß einige der Ratschläge nur sehr schwer auszuführen sind. „Unsre Gemeinden zu einer ihnen jetzt noch ziemlich unbekannten Noblesse im Geben zu erziehen," wäre jedenfalls eine sehr schöne Sache. Aber ich fürchte, daß die meisten Missionsarbeiter nur darüber seufzen können, daß selbst ihre eifrigen Bemühungen in dieser Beziehung sehr wenig oder gar keinen Erfolg haben. Auch in andern Stücken, z. B. dem Einsammeln von Missionskollekten, stehen die Erfahrungen vieler, selbst eifriger Missionsleute nicht in Einklang mit den gegebenen Ratschlägen. Die methodische Anweisung stimmt nicht mit diesen und jenen vorhandenen Verhältnissen. Es giebt bisher eine Reihe von Schablonen in Bezug auf die Missionsgaben. Aber sie sind nicht überall gleicherweise anwendbar; ja sie können der Sache sogar nachteilig werden. Wo findet man den richtigen Weg, wenn man so von der Praxis und praktischen Ratschlägen im Stiche gelassen wird?

---

[1]) Warneck, Missionslehre II, S 137—139.

Ich glaube, es bleibt auch hier nichts weiter übrig, als der Sache mit theoretischer Erörterung auf den Grund zu gehen. Wer den Begriff der Missionsgaben immer klar und deutlich vor Augen hat und auf Grund derselben seine betreffende Thätigkeit zu regulieren bestrebt ist, wird weiter kommen als der, welcher nur die anderwärts erhaltene Schablone unter allen Umständen anzuwenden sich bemüht.

Ich bin mir nun freilich auch in diesem Stücke bewußt, daß ich mit meinem Unternehmen bei denjenigen Missionsfreunden Anstoß erregen werde, welche die menschlich-schwache Seite unsres Missionswesens zu übersehen pflegen und dasselbe so, wie es ist, für eine heilige, unantastbare Gottessache halten. Sie drängen und treiben nur: „Immer vorwärts!" Aber daß auch in manchen der angewendeten Mittel selbst Hindernisse des Wachstums liegen, werden sie nie zugeben. Denn diese Mittel sind ja aus der großen Zeit der Missionserweckungen von den Vätern überliefert. — Es ist sehr schwer, der Pietät, die darin liegt, scheinbar entgegenzutreten, besonders, wenn man nicht gleich etwas Besseres bereit hat, wodurch alle Schäden geheilt werden können.

Aber diese ablehnende Haltung, welche gar viele gegen eine Kritik auch des vorhandenen Missionsgabenwesens einnehmen, sollte uns doch nicht hindern, dasselbe zum Gegenstande eingehenderer Forschung zu machen. Es ist, so weit ich sehen kann, dies der erste Versuch. Darum möge man mich nicht schelten, wenn ich nicht gleich ein großes, einheitliches Ergebnis an den Tag bringe. In solchem Falle wird man sich begnügen müssen, wenn einige Gesichtspunkte aufgezeigt und einige Bausteine für die weitern Arbeiten herbeigebracht werden.

Eine Definition der Missionsgaben ist mir bisher noch nicht vorgekommen. Meine Versuche, eine solche aufzustellen, haben zu folgendem Ergebnis geführt:

> Missionsgaben sind die zur Christianisierung heidnischer Völker erforderlichen, irdischen Mittel, welche aus der christlichen Gemeinde in evangelischer Freiwilligkeit dargereicht, und von zuständigen Organen angenommen und ihrer Bestimmung gemäß verwendet werden.

Der Gegenstand unsrer Erörterung gehört der neuen Zeit an. Weder die apostolische Mission, noch (soweit mir bekannt ist)

die mittelalterliche kennt das, was wir heute unter Missionsgaben verstehen. Unter allen Umständen deckt sich damit nicht die Sammlung, welche Paulus veranstalten ließ. Wohl mögen in den Kollektenkapiteln (2. Kor. 8 und 9) beherzigenswerte Winke sein, die sich auch auf Missionsgaben anwenden lassen. Aber dort handelt es sich, wie schon die Überschrift des Kapitels sagt, um eine „milde Steuer für die armen Christen in Jerusalem," also im Grunde um das Gegenteil dessen, wovon wir reden. Viel eher könnten die Unterstützungen der philippischen Gemeinde (Phil. 4, 10 f.; 15) hier herangezogen werden. Aber auch dort handelt es sich um Gaben mit Bezug auf die persönlichen Bedürfnisse des Apostels, aber nicht um Mittel, welche zum Betrieb der Mission dargereicht werden.[1]) Paulus bezeugt, daß er solcher Missionsmittel nicht bedurft hat (Act. 20, 33. 34). Schwerlich dürften die andern Apostel die Kosten ihrer Reisen und ihres Unterhalts auf ihren Missionsgebieten von den schon bestehenden Christengemeinden haben aufbringen lassen.

Ebensowenig lassen sich, wie mir scheint, Missionsgaben in der mittelalterlichen Kirche nachweisen. Im wesentlichen lag ihre Mission in den Händen der Mönchsorden. Eine missionierende Gemeinde gab es nicht. Wohl mögen die mittelalterlichen Missionare für ihren Arbeitsbetrieb weit mehr irdische Mittel gebraucht haben, als die der apostolischen Zeit. Aber sie empfingen, was sie brauchten, aus den Gütern ihrer Klöster. Auch die Bettelorden, die freilich Gaben einsammeln ließen, scheinen doch nicht, auch wenn sie Mission trieben, für diese ihre Arbeiten besonders die Mittel gesammelt zu haben. Ihre Sammlungen bezogen sich auf die Bedürfnisse des Ordens überhaupt.

So sehr auch das Geben zu allen Zeiten der christlichen Gemeinde als Verpflichtung auflag, so ist doch von einem Geben zum Zweck der Bekehrung der Heiden erst die Rede seit dem Beginn der modernen Mission in den pietistischen Konventikeln. Jetzt gehören die Geldmittel zu den wesentlichsten Bedingungen des Missionswerkes. Sie sind unumgänglich erforderlich.

---

[1]) Wenn jetzt einem Missionar von Freunden in der Heimat etwa ein Harmonium geschenkt wird, oder sie schicken ihm Geld zur Deckung eines außergewöhnlichen, persönlichen Verlustes, so halte ich das auch nicht für Missionsgaben.

Es ist nicht überflüssig, die Missionsgaben unter diesem Gesichtspunkte eingehend zu beleuchten. Wir handeln

1. von der Notwendigkeit und Wichtigkeit der Missionsgaben.

Wir stehen vor einem Paradoxon, wie uns manche derart im Reiche Gottes und besonders in der Mission begegnen. Der Herr hat seine Jünger völlig ohne Geldmittel ausgesandt. Die Bestimmung Matth. 10, 9, obgleich zunächst auf die Probesendung unter Israel bezüglich, gilt doch jedenfalls auch für die Sendung unter die Heiden. Die ersten Missionare waren lediglich auf die Fürsorge des himmlischen Vaters angewiesen, aber nicht auf irgend welche menschliche Versorgung. Die innere Rüstung mit dem Geist, der durch sie redete, tritt so sehr in den Vordergrund, daß dagegen die irdischen Bedürfnisse ganz zurücktreten und unerwähnt bleiben. So sehen wir Paulus und Barnabas zu der ersten Missionsreise ausgesendet vom heiligen Geist (Act. 13, 4). Die Gemeinde hatte weiter nichts dazu gethan, als gefastet und gebetet. Wollen wir uns diesen Vorgang näher vorstellen, so hält es schwer, unsrer ausmalenden Phantasie Zügel anzulegen. Es ist uns, als müßten wir den Bericht ganz selbstverständlich dahin ergänzen, daß die Christen zu Antiochien ihre Sendboten wohlgerüstet zur Reise verabschiedeten. Doch das sind moderne Gedanken. „Sie legten die Hände auf sie und ließen sie gehen." Wir haben keine Veranlassung, dem Segen noch eine Ausstattung mit irdischen Gütern hinzuzufügen. Arm wie der Meister zogen auch seine Jünger aus. Durch solche Boten sollte das Reich gepflanzt und ausgebreitet werden, vor dem alle Weltreiche in Trümmer sinken müssen.

In ihren Anfängen sehen wir die christliche Kirche als das Reich des Herrn, das nicht von dieser Welt ist, in voller Reinheit, eine nur geistliche Macht. Ebenso zeigt der aus dem Samenkorn hervorbrechende Keim das reine ungetrübte, gesunde Pflanzenleben. Wächst die Pflanze weiter, so wird an ihr bald neben dem Leben auch Sterben offenbar. Erst fallen verdorrte Blätter ab, später ist der Stamm des Baumes mit einer dicken Schicht abgestorbener Rinde umgeben, von unzähligen Schmarotzern bedeckt, die auf den Leichen früherer Generationen ihrer Art gewachsen

sind. Der innere Teil des Stammes ist erstarrt und verholzt. Nur im Splint regt sich das Leben im aufsteigenden und absteigenden Safte. Kein Menschenauge sieht es. Aber oben in der Krone, wo die Knospen schwellen, Blätter und Blüten sprießen, und danach Früchte reifen, wird das Leben offenbar.

Sollte uns Gottes Schöpfung nicht als Spiegel dienen, in dem wir auch sein Wirken und Walten im Geiste verstehen lernen? Wie in der Pflanze (und in jedem Geschöpfe) Leben und Sterben gemischt ist, so zeigt die christliche Kirche in ihrer sichtbaren Erscheinung eine Mischung von Geistlichem und Weltlichem. Erschreckend tritt uns die Verweltlichung im Mittelalter entgegen. Wie im Winter der Baum mit seinen dürren Zweigen alles Leben verloren zu haben scheint, so möchte man die veräußerlichte, namenchristliche Kirche des Geistes bar halten. — Der Winter ist vergangen. In der Reformation regte sich das Frühlingsleben und manche Wirkungen desselben in der Kraft des Geistes werden seitdem offenbar — wenn auch hie und da aufs neue Winterstarre eingetreten ist, ja manche Äste ganz abgestorben sind. Aber bis auf den heutigen Tag ist die sichtbare Kirche ein Gemisch von Geistlichem und Weltlichem. Diese Thatsache muß man anerkennen, und zwar als etwas, das unter Gottes Zulassung in seinem Reichsplan geordnet ist. Es ist eine trostlose Anschauung, die in der Entwicklung der Kirche so viel Mißlungenes sieht, als wäre es hier und da anders gekommen, als wie der Herr es beabsichtigt habe.

Bei einer solchen Auffassung entsteht dann leicht das Streben, die Mißstände zu beseitigen. Tausende von ernsten Christen ringen danach, eine reine geistliche Kirche, eine Gemeinschaft von lauter wahrhaft Gläubigen herzustellen. Besonders findet sich dies Bestreben in der Mission, wo man von vornherein unter Ausschluß bloßer Namenchristen eine Gemeinde der Heiligen sammeln möchte. Das gelingt auch hier und da, wo gleichsam aus einem echt christlichen Samenkorn in einem Heidenlande ein neuer Keim der Kirche sprießt. Da kommen auch heute noch in den Anfängen zum Teil ähnliche Erscheinungen vor, wie in der Urkirche. Aber sobald der Keim zur Pflanze erwächst, tritt jene Mischung zu Tage. Schon in der zweiten Generation pflegt das Namenchristentum auch in solche heidenchristlichen Gemeinden seinen Einzug zu halten.

Nur ganz kurz will ich hier andeuten, daß die Gründung heidenchristlicher Gemeinden oft in andrer Weise erfolgt, die man der Vermehrung durch Stecklinge parallel setzen könnte. Da ist es denn nicht zweifelhaft, daß von vornherein nicht die reine geistliche Kirche, sondern die sichtbare Kirche, wie wir sie in unsern Volkskirchen haben, gepflanzt ist.

Viele sträuben sich dies anzuerkennen. Es widerspricht zu sehr der Grundanschauung, die sie mit der Missions-Muttermilch eingesogen haben. Aber je weiter sich eingehende Sachkenntnis verbreitet, desto mehr werden die unrichtigen Illusionen schwinden. D. Warneck sagt:[1])

„Wenn nun nüchterne, auf wirklicher Sachkenntnis ruhende Missionskritik diesen Nimbus jetzt immer mehr zerstört, so bereitet dies natürlich vielfach schmerzliche Enttäuschung. In ihrer Opposition verfällt diese Kritik auch wohl in Einseitigkeit — —. Aber in ihrem Gesamtergebnis hat sie unbestreitbar recht, nämlich, daß die heutigen heidenchristlichen Gemeinden trotz aller Lichtseiten — — — — — — — — — sowohl in ihrem Verständnis der christlichen Heilswahrheit, wie in ihrem sittlichen Leben kaum den Durchschnitt der heimatlichen Kirchenkreise erreichen." — Dies ist der wichtigste Punkt. Aber noch andre Punkte, die ich hier, um nicht zu weit zu werden, übergehe, wirken mit zu der Erkenntnis: Auch unsre heutige Mission ist ein Werk der sichtbaren Kirche.

Nur unter diesem Gesichtspunkte können wir den Missionsbetrieb mit irdischen Mitteln richtig würdigen. Diejenigen, welche auf der entgegengesetzten Auffassung bestehen, sollten konsequenterweise alle Verwendung von Geld in der Mission ablehnen. Viele denken und handeln nicht so folgerichtig. Aber es fehlt nicht an solchen, welche jene letzte Konsequenz ziehen — freilich, wie wir bald sehen werden, meist unter großer Selbsttäuschung.

Das sind die sogenannten „Glaubensmissionare", ein Name, der nicht eben mit Bescheidenheit gewählt ist insofern, als damit über die andern, die als besoldete Angestellte einer menschlichen Gesellschaft Mission treiben, das Urteil gefällt wird, als fehle ihnen der Glaube oder wenigstens der richtige. Den letzteren

---

[1]) Ev. Missionslehre III, S. 215 f.

scheinen jene Leute darin zu sehen, daß sie bezüglich ihrer irdischen Bedürfnisse sich lediglich und unvermittelt auf den Herrn verlassen. Danach würde die durch menschliche Organe vermittelte Versorgung mit Unglauben oder Kleinglauben verknüpft sein.

Jene sogenannten Glaubensmissionare verwerfen auch alle menschliche Organisation und Leitung der Mission. Die Vermutung, daß sich dabei gelegentlich auch liberale Gelüste regen, die der Unterordnung unter eine Oberaufsicht aus dem Wege gehen möchten, ist nicht in allen Fällen von der Hand zu weisen. Aber oft mag das nicht bemerkt werden bei dem aufrichtigen Streben, allein dem himmlischen Könige zu dienen.

Solche Leute möchten nun gern die apostolische Mission kopieren. Wie gesagt, liegt in der letzteren etwas Paradoxes. Aber wenn Menschen göttliches Thun, das der Menschenvernunft als paradox gegen den Strich geht, kopieren wollen, so liegt allemal die Gefahr der Karikatur nahe. Nämlich ganz konsequent sind auch die Glaubensmissionare nicht. Ich habe noch von keinem gehört, der sich völlig nach Luk. 9, 3 gerichtet hätte. Ganz ohne Geld will es nun einmal heutzutage für einen Europäer oder Amerikaner nicht gehen. Daher erwarten sie von Gott allerdings auch Geld. Aber nur von ihm erbitten sie, was sie brauchen, und stellen es ihm anheim, durch welche menschlichen Vermittlungen er es ihnen will zukommen lassen. — Eine nüchterne Betrachtung wird in solchem Verfahren öfters geradezu einen Mißbrauch der Verheißungen sehen, welche der Herr dem Gebet gegeben hat. Es kann das leichtlich zu einem Versuchen Gottes werden, ähnlich, wie einst Lavater mit seinem Freunde am Ufer des Zürcher Sees betete, daß der vor ihnen liegende Hügel sich erheben und in den See stürzen möge.

Zuweilen aber schlägt das hohe Vertrauen der Glaubensmissionare in das Gegenteil um. Dahin ist es zu rechnen, wenn sie an ihre Freunde in der Heimat gedruckte Berichte gelangen lassen, in denen ihre Not in ergreifender Weise geschildert wird. Gerade die kurze Form des Tagebuchs muß um so wirksamer sein.

„X. . . . den 10. Juni 18 . . Die Kinder schrieen um Brot; aber wir hatten nichts. Wir beteten viel; aber es gefällt dem Herrn, uns weiter zu prüfen.

Den 11. Juni. Gelobt sei Gott! Ein barmherziger Mann

schenkte uns einige Pfund Reis, und wir konnten uns wieder einmal satt essen.“

Die Freunde daheim werden freilich niemals gebeten; aber Berichte, wie die vorstehende Probe, sind in der That nichts anders, als Bitten der dringendsten Art. Da bleibt es denn nicht aus, daß aus der Heimat Geldsendungen eintreffen. Auf eine Qualifizierung solcher irregulären Missionsgaben komme ich unter einem andern Gesichtspunkt zurück. Hier genügt es, sie als Beweis anzuführen, daß der Missionsbetrieb ohne Geld heute nicht möglich ist, selbst da, wo man sich auf das geflissentlichste bemüht, von allen irdischen Mitteln abzusehen.

Missionsgaben dieser Art gestatten keinen geordneten, regelmäßigen Missionsbetrieb. Gott aber ist ein Gott der Ordnung. Unter seiner Zulassung und Leitung haben sich die Organisationen gebildet und entwickelt, durch welche in unsrer Zeit der Missionsbefehl ausgeführt wird, die Missionsgesellschaften. Daß sie ausschließlich dem geistlichen Gebiete angehören, wird niemand behaupten. Sie haben eine Seite, die in ausgeprägtester Weise dieser sichtbaren irdischen Welt angehört. Sie brauchen Geld und immer wieder Geld. Sie brauchen eine Kassenverwaltung, die ganz nach den Regeln und Ordnungen der weltlichen Finanzgeschäfte geführt wird.[1]) Hier verbindet sich mit dem hohen geistlichen Werke etwas ganz anders Geartetes, Aufgaben, die nicht von dem gläubigen Herzen allein gelöst werden können, sondern praktisch kaufmännische Schulung erfordern. Natürlich wird ja jeder Missionsvorstand nur solchen Kaufmann zum Kassierer haben wollen, der das Missionswerk auch auf gläubigem Herzen trägt. Aber seine Arbeit ist die Geldverwaltung, die jetzt einen notwendigen Zweig des Missionswerkes bildet — obwohl der Herr bei der Aussendung der Apostel das Geld ausdrücklich ausgeschlossen hatte.

Die treue Ausführung des Missionsbefehls selbst wird durch diese Änderung nicht im mindesten berührt. Nur ein thörichtes Ignorieren der geschichtlichen Entwicklung könnte zu einem Kopieren der apostolischen Missionspraxis in unsrer Zeit verleiten, und

---

[1]) Sehr nachteilig muß es sein, wenn ein Missionsunternehmen bedeutende Mittel erhält, aber darüber und über ihre Verwendung keine Rechenschaft ablegt, zumal wenn hier und da die Vermutung angeregt wird, daß mit den Geldern nicht weise gewirtschaftet wurde.

würde zu eben solchem Mißlingen führen, als das Festhalten der in Indien angenommenen Lebensgewohnheiten bei einer Übersiedelung nach Grönland zur Folge haben würde, während auch bei der auffälligsten Veränderung doch die wesentliche Lebensthätigkeit unter den so verschiedenen Verhältnissen ganz dieselbe bleiben kann. Die Anklagen von seiten schwärmerischer Freunde der Mission, als sei der organisierte Missionsbetrieb in seiner Verweltlichung von Gottes Wegen abgewichen, soll uns nicht irre machen.

Im ganzen und großen liegt die Gefahr bei uns (abgesehen von vereinzelten kleineren Kreisen) nicht vor. Dennoch begegnet man in dem heimatlichen Missionsbetriebe immer wieder einigen Gedanken, die im Grunde in jenes gefährliche Fahrwasser leiten. Vor allem gehört dahin eine geradezu verächtliche Behandlung des Geldes, wie sie leider hier und da in Missions-Predigten und -Ansprachen vorkommt und die um so schlimmer ist, wenn ein Unmut über die gewöhnlich geringen Gaben durch die gewählten Worte hindurchblickt. „Unser Gott hat eure Groschen und Dreier nicht nötig!" So sollte der Missionsprediger nicht reden. Auch das oft citierte: „Mein sind beide, Silber und Gold" (Hag. 2, 9) gehört für gewöhnlich nicht hierher. Es sollte ja ein Trost sein für die, welche nach Kräften geleistet hatten, was sie konnten, aber über die ihrem Werke mangelnde Herrlichkeit betrübt waren. Ich glaube, es wird bei uns äußerst selten vorkommen, daß die Glieder einer Missionsversammlung (oder auch nur ein Teil derselben) mit ihren Missionsgaben schon so an die Grenzen ihres Könnens gelangt sind, daß ein solcher Trost für sie geeignet wäre. Meistenteils wird jener emphatisch citierte Spruch nur den Eindruck machen: „Gott braucht eure Gaben nicht." Am verfehltesten aber ist die geringschätzige Erwähnung des Geldes, in der leider noch recht oft gebrauchten Phrase: „Und wenn ihr nichts geben könnt, so betet wenigstens für die Mission." Jeder rechte Missionsfreund sollte dazu beitragen, daß diese Phrase, welche eine kaum glaubliche Flachheit des Missionsverständnisses bekundet, gründlich ausgerottet werde.

Unsrer Missionsgemeinde thut vielmehr not Respekt vor den irdischen Mitteln, die nun einmal nach Gottes Fügung für das Missionswerk nötig sind. Die Sache soll ganz nüchtern behandelt werden. Unsre Gemeinden sollen einen Eindruck be-

kommen von der Wichtigkeit des Missionsgeldes. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit für eine Missionsverwaltung, ohne fundierte Garantien, für ein paar Hundert Personen das tägliche Brot zu besorgen, und alle die Ausgaben, welche das stets wachsende Werk in immer höherem Maße erfordert. Daß auch dazu reichlich die Glaubensfreudigkeit und der gleiche Ernst des Gebetes gehört, wie die sogenannten Glaubensmissionare dies für sich in Anspruch nehmen, und daß dies nicht bloß von der Missionsverwaltung gilt, sondern von der ganzen Missionsgemeinde, deren Vertreterin sie ist — das ist die andre Seite der Sache. Hier kommt zunächst alles darauf an, die Notwendigkeit und Wichtigkeit irdischer Mittel für die Mission darzuthun. Ich mußte diesen Ausdruck in der Definition gebrauchen; denn die Missionsgaben bestehen, wenn auch vorzugsweise doch nicht bloß in Geld. Um aber nicht zu breit zu werden, übergehe ich an dieser Stelle die Gaben andrer Art. Auch sie stehen dem Gelde insofern gleich, als sie den Dingen dieser Welt angehören.

Davon, daß die echten Missionsgaben mit den tiefsten geistlichen Lebensregungen verwachsen und verquickt sind, werde ich in einem weiteren Abschnitte sprechen. Hier war ihre irdische Seite klar zu stellen. Nur der nüchternen Erkenntnis, daß unser Missionswerk überhaupt in einer Verbindung jener verschiedenartigen Momente besteht, gelingt eine zutreffende Auffassung der Missionsgaben. Wo sie zurücktritt, muß die Behandlung der Missionsgaben immer wieder zu Inkonsequenzen führen, die nur nachteilig sein können.

2. Die Geber.

Ich sagte in der Definition: „Die Gaben, welche aus der christlichen Gemeinde dargereicht werden.“ Vor 70—80 Jahren und noch früher, hätte man entschieden anders sagen müssen. Damals kamen in der That keine Missionsgaben aus der christlichen Gemeinde. Alles, was für die Heidenbekehrung aufgebracht wurde, stammte aus den Häuflein Erweckter, bei denen überhaupt die Keime des Missionslebens zu suchen sind. Die alten Konventikelchristen, welche von der Welt und der verweltlichten Kirche verachtet, verspottet und oft geradezu verfolgt, die Schmach des Herrn trugen, müssen uns in vielen Beziehungen ehrwürdig sein, nicht zum wenigsten wegen der Freudigkeit und Willigkeit, mit der

sie ihre beträchtlichen Gaben für die Mission darreichten. Sehr interessant sind z. B. die Gabenverzeichnisse des ältesten deutschen Missionsblattes, der Nachrichten aus der Ostindischen Missionsanstalt. Eine genauere Durchforschung derselben würde sich zur Charakterisierung der Anfänge unsres Missionslebens recht verlohnen. Es finden sich rührende Fälle darunter, zuweilen von poetischen Ergüssen begleitet. Mir ist nur in der Erinnerung geblieben, wie einer seinen lange aufgesparten Dukaten einschickt mit einem Gedichte, das anfängt:

Nun, mein Füchslein, sollst du fahren
Zu den schwarzen Malabaren.

Wenn ich mich recht erinnere, sind die einzelnen Gaben durchschnittlich bedeutend größer als in den Missionsgabenverzeichnissen unsrer Tage.[1]) Es war ein kleiner Strom, aber mit Jugendfrische kräftig einherbrausend. Wieviel in unserm Vaterlande um die Mitte des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts jährlich für die Mission zusammengekommen ist, wird sich schwerlich feststellen lassen. Ich glaube nicht zu gering zu schätzen, wenn ich annehme, daß die Summe ein paar Tausend Thaler nicht überstieg.

Aus dem sprudelnden Bergbach ist ein mächtiger breiter Strom geworden — aus dem Senfkorn ein großer Baum. Statt der paar Tausend Thaler werden jetzt jährlich vier Millionen Mark gegeben. Die Summe muß noch erfreulicher erscheinen durch den Umstand, daß sie sich in stetig steigendem Wachstum befindet und im Laufe des letzten Jahrzehntes sich fast um eine Million vermehrte.

Aber wie steht es heute mit den Gebern? Sind es Leute derselben Art, wie einst in alter Zeit? Zuweilen hört man die Ansicht, daß auch heute noch die Mission ein Werk der erweckten Christen sei, im Unterschiede von den breiten Schichten der Namenchristen unsrer Volkskirchen. Darin liegt jedenfalls insofern etwas Wahres, als in der That pietistisch gerichtete Christen bis auf den heutigen Tag das Salz und die Lebenskraft der Missionsgemeinde bilden. Es würde keine Missionare bei uns geben, wenn nicht die Aspiranten und Zöglinge der Missionsseminare sich aus diesen Kreisen rekrutierten. Daß die Zahl der Missionare

---

[1]) Näheres über die ersten deutschen Missionsgaben findet sich bei Germann, Die Bedeutung A. H. Franckes. Allg. Miss.-Zeitschr. 1898, S. 258 f.

ebenfalls gewachsen ist und es nie an jungen Leuten fehlt, die sich dem Missionsberuf widmen wollen, ist ein erfreuliches Zeichen davon, daß es mit dem geistlichen Leben in unsrem Vaterlande nicht ganz so schlimm steht, wie manche pessimistische Beobachter behaupten, daß vielmehr auch in dieser Beziehung ein Wachstum zu konstatieren ist.

Wollte man aber meinen, die Schar der Geber von Missionsbeiträgen sei heute noch, wie einst, identisch mit den erweckten Christen, und deren Zahl habe sich so bedeutend vermehrt, oder die Größe der Gaben sei so bedeutend gestiegen — würde man sehr irren.

Über die Herkunft der Gaben kann man sich in ausgedehntem Maße und sehr eingehend orientieren in den Verzeichnissen der Jahresberichte unsrer zahlreichen Missionshilfsvereine (Berlin I hat deren zur Zeit 301). Ich habe besonders diejenigen der Provinz Brandenburg aus mehreren Jahren durchgearbeitet; aber Vergleichungen mit andern Gebieten Norddeutschlands zeigen auch dort ähnliche Verhältnisse. Über Süddeutschland, namentlich Württemberg, bin ich in diesem Stücke nicht orientiert. Es wäre möglich, daß es sich dort mit den Missionsgaben etwas anders verhält. Jedenfalls aber trifft auf einen sehr großen Teil unsres Vaterlandes zu, was sich aus den zahlreichen von mir durchgearbeiteten Jahresberichten feststellen konnte. Es kam mir dabei zu statten, daß ich eine große Zahl von Gemeinden auf den Missionspredigtreisen persönlich kennen gelernt, und das Zeugnis der betreffenden Pastoren über das Vorhandensein oder Fehlen von erweckten Missionsfreunden gehört hatte.

Danach unterliegt es gar keinem Zweifel, daß große Summen von Missionsgeldern jetzt von der großen Masse volkskirchlicher Christen aufgebracht werden. Abgesehen von den erwähnten Zeugnissen der Pastoren, die über ihre namenchristlichen Gemeinden klagen, aber doch lange Geberlisten einliefern, wird die vorstehende Behauptung deutlich erwiesen durch die Größe der Gaben, die an sich selbst das Zeugnis ist, daß die Mission den Gebern unmöglich eine Herzenssache sein kann. In manchen Gegenden geben begüterte Bauern nicht mehr als 25 Pfg. zur Mission. Man mag die Notlage der Landwirtschaft aufs vollste in Rechnung ziehen, aber das Mißverhältnis solcher Gabe wird sich nicht verdecken lassen. Selbst

wenn anderswo der Durchschnitt auf 50 Pfg. oder 1 M. steigt, so erscheint das im Verhältnis zu den seidenen Kleidern und den goldenen Uhren der Frauen doch ungenügend. Dasselbe bezeugt das Vorwiegen der kleinsten Gaben. Aus einer Diöcese sind unter 197 verzeichneten Gaben nur 7 zu 1 M. dagegen 95 zu 10 Pfg. und 54 zu 5 Pfg. — Sehr instruktiv ist es ferner, die Gabenverzeichnisse früherer Jahre zu studieren. Ich kenne eine Gemeinde, die früher jährlich etwa 60 M. beitrug. Dann kam ein andrer Pastor dorthin. Nach 25 Jahren betragen die Beiträge derselben Gemeinde etwas über 20 M. Dieses besonders krasse Beispiel charakterisiert einen Umstand, der wenn auch nicht ebenso auffallend sich doch im weitesten Umfange nachweisen läßt — nämlich, daß die Missionsbeiträge im Verhältnis stehen zu der Arbeit des Pastors. Sie sind der direkte Erfolg seines Einflusses, und wo dieser nachläßt, treten auch die Gaben zurück.

Das sind unmöglich Gaben derselben Art, wie sie einst von den alten Konventikelleuten dargereicht wurden. Zwar auch in unsrer Zeit fehlen nicht die Gaben gläubiger Missionsliebe. Dann und wann werden rührende Fälle berichtet von solchen, welche verhältnismäßig große Summen zur Mission geben, die sicherlich von herzlichen Gebeten begleitet sind. Das letztere ist gewiß von der großen Mehrzahl der obigen Gaben nicht anzunehmen. Aber solche Beiträge, die sich alsbald als aus gläubiger Missionsliebe entsprungen kennzeichnen, kommen nur — ich möchte fast sagen: vereinzelt vor. Die kleine Zahl solcher Missionsgeber ist jetzt umgeben von einem breiten Rande von volkskirchlichen Gemeindegliedern. Leute dieser Art dachten früher gar nicht daran, etwas für die Mission zu geben. Das war ihnen eine fremde Sache, die sie nichts anging, über die vielleicht sogar vom Pastor abfällige Bemerkungen gemacht wurden. Daß die Mission nicht mehr eine aparte Sache ist, wird jetzt, Gott sei Dank, immer mehr erkannt. Auch die Missionsgaben beweisen, daß sich diese Auffassung mehr und mehr in den Gemeinden Bahn bricht. Mögen dieselben, sofern sie aus dem latitudinaren Rande stammen, noch sehr mangelhaft sein, mag ihnen noch viel Ungehöriges und Krankhaftes ankleben — so dürfen wir doch diese Entwicklung, die sich unverkennbar vor unsern Augen vollzieht, nicht etwa bedauern oder gar aufhalten wollen. Jeder Purifikationsversuch, der solche

13*

Gaben, die sich nicht als die Früchte gläubiger Missionsliebe qualifizieren, zurückweisen wollte, würde die Missionssache schwer schädigen. Wir sollten vielmehr allen denen, die noch Christen sein wollen, die Verpflichtung ins Gewissen schieben, an der Bekehrung der Heiden mit zu arbeiten. Wenn nach dem geringen Maße des christlichen Verständnisses diese Arbeit fürs erste auch nur eine sehr unvollkommene sein kann, so liegt eben die Aufgabe vor, treulich das Missionsleben in der ganzen kirchlichen Gemeinde zu pflegen und zu fördern. Dadurch werden auch die Missionsgaben immer mehr der Sache angemessen werden.

Die geschichtliche Entwicklung des heimatlichen Missionslebens zeigt uns deutlich den Weg der Verbreiterung. Noch ist das vorhandene Strombett von dem Wasser nicht erfüllt. Der Strom kann und soll noch viel breiter werden, und damit wird er auch tiefer werden. Das Ziel sollte sein: die kirchliche Gemeinde reicht die irdischen Mittel dar, indem ein jedes Mitglied mit wachsendem Verständnis dazu beiträgt. So weit sind wir noch nicht. Es giebt noch viele Gemeinden, die sich ihrer Verpflichtung fast noch gar nicht bewußt sind — und in andern giebt es einzelne Glieder, die sich nicht bei den Sammlungen für die Mission beteiligen. Daher wage ich in der Definition noch nicht die Missionsgaben geradezu als von der christlichen Gemeinde dargereicht zu bezeichnen — aber „aus der Gemeinde“ wird für jetzt der zutreffende Ausdruck sein.[1])

---

[1]) Es wäre an dieser Stelle wohl etwas zu sagen über die Missionsvereine, deren Mitglieder ihre Beiträge geben. So weit ich sehen kann, bildet das Vereinswesen ein Übergangsstadium der Missionssache aus den kleinen Häuflein zur Gemeinde. In einigen Gegenden Deutschlands mag dasselbe noch jetzt in voller Lebenskraft sein (obwohl ich kürzlich selbst über das Ravensberger Gebiet von Rückgang hörte), oder hier und dort mögen einzelne Vereine in Blüte stehen. Im großen und ganzen aber ist die Zeit der Vereine wohl vorüber. Ihrer viele vegetieren nur noch kümmerlich. Bei manchen stehen nur noch die Satzungen auf dem Papier und das Vereinsleben ist auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Hie und da gelingt es einer eifrigen Persönlichkeit, solch einen Verein für einige Zeit wieder zu beleben. Bei andern aber sind ernstliche Versuche derart vergeblich geblieben.

Der Missionshilfsverein der Zukunft ist die kirchliche Gemeinde.

3. Die Freiwilligkeit.

Nicht alles, was für die Mission gegeben wird, entspricht dem Ideal der Missionsgabe. Bei einer Steuer, die gezahlt werden muß und nötigenfalls durch den Gerichtsvollzieher eingezogen wird, kommt auf die Gesinnung des Gebers gar nichts an. Ob die betreffende Summe in patriotischer Willigkeit gegeben ist, oder mit Murren über verkehrte Steuergesetzgebung und ungerechte Einschätzung, das verschlägt dabei nicht das geringste. Wenn nur das Geld bar und richtig in die Kasse gelangt, so ist die Sache in Ordnung.

Man könnte zweifeln, ob unter Umständen letzterer Art überhaupt der Ausdruck „geben" zutreffend sei. Eine Gabe setzt im Grunde den Willen des gebenden Subjekts voraus. Wenn der überfallene Wanderer dem Räuber, der ihm den Revolver auf die Brust gesetzt hat, seinen Geldbeutel einhändigt, so ist das keine Gabe, sondern ein erpreßter Raub. Oft ist der Zwang weniger augenfällig, weil weniger grobsinnlicher Art. Aber im Grunde ist die Furcht vor den, wenn vielleicht auch weit im Hintergrunde liegenden Strafmitteln des Gerichts nicht sehr verschieden von der Furcht vor der drohenden Hand des Räubers.

Setzt nun schon der Begriff Gabe überhaupt die Freiwilligkeit des Gebers voraus, so sollte selbstverständlich bei Missionsgaben die vollste Freiwilligkeit, das erste und wichtigste Erfordernis sein. Fehlt dieselbe erwiesenermaßen ganz und gar und wird vielleicht die Widerwilligkeit geradezu bezeugt, so sollte derart gezahltes Geld für die Mission nicht angenommen werden. Vor mehr als 50 Jahren sollte in einem Städtchen ein Missionshilfsverein gegründet werden. Einer von den Lehrern ging mit der Liste in alle Häuser, um Beitrittserklärungen anzunehmen. Manche andre hatten sich schon eingezeichnet und sogleich einen Mitgliedsbeitrag gezahlt. Der Apotheker aber warf die Liste entrüstet auf den Tisch mit den Worten: „Was gehen mich die Heiden an!" Dann aber ein Viergroschenstück dazu werfend, bedeutete er den Sammler, daß er sich möglichst bald entfernen möge. Leider ist dieses Geldstück damals, so viel ich weiß, nicht zurückgewiesen, sondern an die Missionskasse abgeliefert worden. Es wird wohl niemand behaupten, daß dieses Geld der Mission zum Segen und zur Förderung gedient habe.

Ein mit Säure durchtränkter Ziegelstein mag ohne nähere Untersuchung noch brauchbar erscheinen. Wird er aber verwendet, so thut er dem Bau Schaden, nicht bloß indem er selbst morsch wird und zerfällt, sondern auch andern Steinen teilweise ihren Halt raubt. Alle Missionsbauleute und Handlanger sollten ernstlich ihr Augenmerk darauf richten, daß der Bau von solchen Steinen frei bliebe. Leider war wohl jenes Geldstück nicht das einzige seiner Art.

Solche Gaben sind in Wahrheit gar keine Gaben. Andern darf man diesen Ausdruck nicht wehren, da ihnen eine gewisse Willigkeit nicht fehlt. Oft ist jedoch die Motivierung der letzteren Zeugnis von dem krankhaften Zustande, in welchem sie sich befinden. Wenn einem Bettler eine Gabe verabfolgt wird, um den lästigen Menschen los zu werden, oder (wie es in unsern Dörfern oft vorkommt) aus Furcht, daß der Abgewiesene aus Rache die Scheune anstecken könne, so sind das sicherlich auch keine gesunde Gaben. Ihnen liegen rein selbstsüchtige Motive zu Grunde. Die christliche Ethik kann ihnen keinen Wert beimessen. Etwas besser mag es da stehen, wo Almosen gegeben werden mit einem gewissen Mitleid und dem Gefühl der Verpflichtung gegen Notleidende, aber ohne eigne Erwägung, nur so, wie man sieht, daß es die Übrigen thun, wobei ein Gemeinbewußtsein, das den Einzelnen im Strome der Gesamtheit erhält, stark mitwirkt. Ein großer Teil der in unserm Volke geübten Wohlthätigkeit bringt es nur zu Gaben letzterer Art. Auch an solchen vermißt man die volle Freiwilligkeit, die christliche Gebefreudigkeit. Tragen die falsch motivierten Gaben das Gepräge der Krankhaftigkeit an sich, so kennzeichnen die andern sich in ihrer Schwachheit.

Eine eingehende Prüfung der Missionsgaben zeigt uns unter ihnen leider sehr viele krankhafte und solche, die noch mit vieler Schwachheit behaftet sind. — Ebenso wie die echte christliche Wohlthätigkeit im Drange der christlichen Bruderliebe ihre Almosen giebt, so sollte die erbarmende Liebe eines Herzens, das seines Heils in Christo teilhaftig geworden ist, und gern auch den Heiden zu demselben Heile helfen möchte, die Gaben für die Mission darreichen. Diese volle christliche Freiwilligkeit setzt allerdings erweckte Missionschristen voraus. Wenn wir nach der obigen Darlegung jetzt die überwiegende Mehrzahl

der Geber in den breiten Schichten der volkskirchlichen Gemeinden zu suchen haben, so werden wir uns vielfach mit einem geringen Maße von Freiwilligkeit begnügen müssen. Alle, welche noch Christen sein wollen und ihr Christentum schätzen und denen etwas dämmert von dem Elend der Heiden, die eben keine Christen sind, und denen sie auch etwas helfen möchten, werden bei aller Schwachheit doch echte Missionsgaben geben. Man kann erwarten, daß eine erweiterte Bekanntschaft mit der Mission sie dazu immer besser befähigen wird. Solche Gaben mögen anfänglich unverhältnismäßig klein sein. Das soll ihre Wertschätzung nicht beeinträchtigen. Dem rechten Missionsverständnisse sind sie lieb und aller Pflege wert, wie die kleinen und schwachen Leistungen der Kinder, auf die nur der Unverstand mit Verachtung sieht.

Ganz anders zu beurteilen sind jene krankhaften, falsch motivierten Missionsgaben. Sie sind ihrem innersten Wesen nach dem Wesen der Mission so ganz entgegengesetzt. Wenn sich unser Gefühl gegen Missionsleistungen, die mit äußerer Gewalt beigetrieben würden, sträuben müßte, so kann uns nicht wohl sein bei dem Gedanken an solche Gaben, die im besten Falle lediglich eine äußere Abfindung mit der Sache bezwecken, oft aber noch mit bittern Gedanken verknüpft sind. Diese Krankheit läßt sich nicht mit liebender Pflege allmählich heilen. Hier liegen Schäden vor, die beseitigt werden sollten. Es wäre in der That wünschenswert, daß solche so gar nicht mit Missionsgesinnung gegebenen Gaben möglichst verhindert würden.

Ein sehr bedenkliches Zeichen wäre es, wenn die Vertreter der Mission aus Furcht vor der Verminderung der so nötigen Missionsmittel es nicht wagen würden, auf die ohne eine Spur von Missionssinn gegebenen Gaben zu verzichten. Gold und Silber allein thut es nicht. So sehr wir an einer andern Stelle auf die Wichtigkeit der irdischen Mittel für den heutigen Missionsbetrieb den Finger legen mußten, so sehr ist doch hier zu warnen, vor der Schätzung des Erdenguts, das ohne christliche Liebe sicherlich für die Ausbreitung des Reiches Gottes kein Segen sein kann.

Freilich die Grenzlinie zwischen solchen krankhaften Missionsgaben und jenen mit Schwachheit behafteten, ist oft sehr schwer zu erkennen. Es mag damit auch so sein, wie mit einem Krebsschaden, der mit gesunden Partien von Muskeln und Nerven so

verwachsen ist, daß auch der geschickte Arzt nicht weiß, wie weit er das Messer ansetzen darf. Da ist natürlich vor allen Dingen weise Vorsicht ratsam. Keine Schwachheitsgabe, an der etwas, wenn auch nur ein Fünklein Missionswilligkeit ist, sollte abgelehnt werden. Dabei wird manche andre mit durchgehen, die uns im Grunde nicht willkommen sein dürfte. Aber jeder Versuch, die Grenzlinie scharf zu ziehen und nur echte Missionsgaben dem Werke zufließen zu lassen, würde verfehlt sein. Gerade in Bezug auf die dargereichten irdischen Mittel wird die Mischung von Echtem und Unechtem, Geistlichem und Weltlichem in der Mission nie zu beseitigen sein.

Je mehr aber für die Mission in den Gemeinden gearbeitet wird, je mehr das Heidentum und das Missionswerk bekannt, und die Verpflichtung jedes Christen zur Mitarbeit gefühlt wird, desto mehr wird eine echte Willigkeit sich verbreiten und die kleinen Anfänge derselben wachsen. Wo die Mission unbekannt ist und nichts dazu geschieht, um sie bekannt zu machen, kann man keine gesunden Missionsgaben erwarten. An solchen Orten die heimatliche Missionsarbeit mit der Sammlung von Gaben anzufangen, würde eine große Täuschung geben. Die Willigkeit der Geber würde in solchem Falle vorzugsweise durch die Rücksicht auf den Pastor und die Gewohnheit andrer kirchlicher Sammlungen bedingt sein. Daß man unter solchen Verhältnissen echte Missionsgaben erhalte, wird niemand erwarten. Ohne Aussaat giebt's keine Ernte. Aber aus treuer Missionsarbeit erwächst immer etwas von der Missionsliebe, die zuletzt in herzlicher Freiwilligkeit reiche Früchte bringt.

Wohl dem, der auf die volle Ernte warten kann!

4. Evangelische Gaben.

Evangelische und katholische Gaben sind Gegensätze. Wir stehen fest auf dem Grunde: „Aus Gnaden." „Hier gilt kein Verdienen — die eignen Werke fallen hin." Die katholische Kirche in ihrer pelagianischen Auffassung fordert gute Werke als mitwirkend zur Seligkeit, und Gaben nehmen unter denselben eine wichtig Stellung ein. Hiernach besitzt die katholische Mission, äußerlich angesehen, ein höchst wirksames Mittel, um große Summen für ihre Zwecke zusammenzubringen. Wären alle Priester warme

Vertreter der Heidenmission und machten ihren Einfluß für sie im Beichtstuhl geltend, so müßten die Katholiken Erstaunliches an Missionsmitteln liefern. Wenn nun jetzt das ganze katholische Deutschland, soweit man nachkommen kann, nur etwas über 600 000 M. für die Mission aufbringt (und davon kommt nur ein Teil auf die Heidenmission), so ist das nur ein Zeichen, wie wenig bisher die katholische Kirche von dem Missionsgedanken durchdrungen ist, trotz der bemerkenswerten Anregung von evangelischer Seite, die sich in dem letzten halben Jahrhundert in dieser Beziehung bei ihr bemerklich machte.

Wir beneiden die katholische Kirche um jenes sehr zweifelhafte Mittel keinen Augenblick. Wir sträuben uns ernstlich gegen den Pelagianismus und alle seine Wirkungen. Aber trotz alles Kampfes in der Theorie ist er in der Praxis bei weitem noch nicht überwunden. Wo gefördertes christliches Leben vorhanden ist, wird ihm erfolgreich widerstanden. Aber in den breiten volkskirchlichen Schichten ist noch sehr viel von dem alten Sauerteig vorhanden. Manche Gabe wird gegeben in dem alttestamentlichen Sinne, als sei Wohlthätigkeit ein Mittel, um vor Gott wohlgefällig zu werden. Ja selbst die pharisäisch verzerrte Form dieser Auffassung tritt oft genug zu Tage in der Selbstgerechtigkeit, welche auch die Gaben der Wohlthätigkeit sich als Verdienst anrechnet. Sicherlich sind auch die Missionsgaben nicht frei von derartigen Einflüssen.[1]) Damit kommen wir abermals auf krankhafte Erscheinungen auf diesem Gebiete. Gesunde Missionsgaben dürfen nichts anders sein, als freudige Bekundungen der barmherzigen Liebe, die den Heiden helfen möchte. Alle finalen Beziehungen der Gabe auf das gebende Subjekt sollten ausgeschlossen sein; sie können sich lediglich auf das Objekt der Mission richten. Für das Subjekt gelten lediglich die kausalen Beziehungen des dankbaren Herzens, das in sich den Drang zu thätiger Beweisung der Liebe trägt, wobei auch der Gedanke nicht aufkommt, daß die einzelnen Gaben irgendwie eine Abtragung des Dankes bewirken könnten. Auch der treuste

---

[1]) Passierte es doch einem namhaften Missionsmanne, daß er bei Empfangnahme einer außergewöhnlichen Gabe zu dem Geber sagte: „Das bringt Ihnen Gottes Segen im Geistlichen und im Irdischen." Jener aber hatte den Segen bereits längst zuvor empfangen.

Missionsgeber bleibt in seinen Augen ein unnützer Knecht (Luk. 17, 10).

Es müßte etwas Herrliches sein, wenn alle Gaben für die Mission so recht in solchem evangelischen Sinne gegeben würden. Das ganze Werk müßte dadurch eine besondere Spannkraft erhalten. Leider giebt es auch in diesem Stücke noch viel Krankhaftes. Freilich ganz so schlimm, wie die im vorigen Abschnitte erwähnte, geradezu unchristliche Motivierung von Gaben dürfen wir diesen Mangel an voller evangelischer Motivierung wohl nicht anschlagen. Ich möchte sagen, wir haben hier Kinderkrankheiten, die, wie wir hoffen, mit dem Wachstum des christlichen Lebens überstanden werden.

Doch auch mit Kinderkrankheiten soll man es nicht leicht nehmen. Es ist gefährlich, sie zu übersehen, als wenn sie nichts auf sich hätten. Soweit die Missionsgaben in Frage stehen, werden freilich keine besondere Heilmittel anzuwenden sein. Die Arbeit mit dem Worte Gottes an der Gemeinde überhaupt darf nicht aufhören, sich ernstlich um die Beseitigung dieses alten Sauerteigs zu bemühen. Aber auch direkt in Missionspredigten und Ansprachen sollten solche Bemühungen ihre Stelle haben. Vor allem aber sollte alles vermieden werden, was dazu beitragen kann, unevangelische Überreste in dem Bewußtsein der Gemeinde und der Einzelnen zu konservieren.

Dahin scheint mir besonders die Bezeichnung der **Missionsgaben als Opfer** zu gehören. Die Katholiken haben im wesentlichen den alttestamentlichen Opferbegriff beibehalten. Wir Evangelische kennen nur **ein** Opfer, das auf Golgatha, wodurch alle andre Opfer beseitigt sind. Für uns bleibt nichts andres, als dem Herrn Jesu, der sich selbst für uns gegeben hat, nachzufolgen in der Selbsthingabe, die uns St. Paulus Röm. 12, 1 als den vernünftigen Gottesdienst beschreibt, und zu der auch die geistlichen Opfer (1. Petr. 2, 5) gehören, die sich mit keiner irdischen Gabe identifizieren lassen. Auf diesem evangelischen Standpunkte kann von keiner einzelnen Gabe mehr als Opfer die Rede sein.

Schon unsre heutige Sprache — sofern sie nicht unter dem Einflusse specifisch katholischer Anschauung steht, erlaubt uns nicht das Wort Opfer in jener Weise zu gebrauchen.

Wir bezeichnen mit diesem Worte

a) die Opfer heidnischer Völker und des alten

Bundesvolkes, oder auch gelegentlich specifisch katholische Einrichtungen. Damit reden wir also ausdrücklich von Sachen, die sich bei uns nicht finden.

b) In andrer Bedeutung ist freilich das Wort für Einrichtungen in Gebrauch, die in der evangelischen Kirche vorhanden sind. Der Beichtgroschen wird auch das Beichtopfer genannt. Bei Amtshandlungen wird für den Pastor und den Küster geopfert. So wird denn auch das Geben einer kleinen Münze für andre Zwecke meist am Eingange der Kirche als opfern bezeichnet, und die dazu dienenden Behältnisse werden Opfer=Büchsen, =Becken u. s. w. genannt. Dieser höchst abgeblaßte Gebrauch des Wortes entledigt den ursprünglichen Begriff seines wesentlichsten Kernes. Richtige Opfer sind Gaben, die der Mensch Gott, dem Herrn, darbringt. Jene heute noch unter uns bestehenden Opfer — die vielfach recht unerquicklich sind — gelten nicht Gott, sondern Menschen. Es wäre nicht sehr rühmlich, wenn wir die Missionsgaben in eine Reihe stellen wollten mit dem Kupfer und Nickel, das für den Pastor und Küster geopfert wird.

c) Außerdem hat unser Sprachgebrauch den Ausdruck in metaphorischem Sinne für irgend ein Darangeben, oft geringfügigster Art. Wenn man jemanden ein Weilchen von der Arbeit abgehalten hat, dankt man ihm für das Opfer seiner kostbaren Zeit; eine Reise, die einem andern zuliebe etwa im Winter gemacht wurde, wird als Aufopferung bezeichnet, obgleich doch der Eisenbahnwagen geheizt war; ein Vater, der die Schulden des leichtsinnigen Sohnes bezahlt hat, soll ein großes Opfer gebracht haben — vielleicht hatte er damit nur die Schuld der versäumten Erziehung zu bezahlen. Sehr oft findet sich diese Anwendung des Wortes in übertreibenden, unwahren Redensarten. Ernste Christen, die das eine große Opfer vor Augen und im Herzen haben, vermeiden es, in dieser Weise den Ausdruck zu gebrauchen, der dagegen bei weltlich gesinnten Menschen recht beliebt ist.

d) Endlich hat der Sprachgebrauch noch eine Anwendung, die irgend etwas mit dem Opfertier, das sein Leben lassen muß, in Parallele setzt. Man sagt z. B.: „Er ist ein Opfer seiner Berufstreue geworden," oder: „Er ist den Verleumdungen seiner Feinde zum Opfer gefallen" und dergl.

Nur diese vierfache Anwendung finde ich im heutigen Sprachgebrauche. Auf die Missionsgaben scheint ihrer keine zuzutreffen.

Im besten Falle würden dieselben in die Reihe der alttestamentlichen Opfer gestellt. Wenn aber schon durch die Hüllen des Alten Testaments hier und da [1]) die klare Erkenntnis von der Nichtigkeit dieser Formen, die nur Vorbilder des wesenhaften Opfers sind, hindurchleuchtet, so sollte im vollen Lichte des Neuen Bundes ein für allemal das Zurücktreten auf jenen alten Standpunkt unzulässig sein.

Selbst von Dankopfern sollten wir nicht reden; denn wie unzureichend sind selbst reichliche Gaben, um den Dank auszudrücken, den wir unserm Gott und Heilande schulden. Die völlige Hingabe ist dazu der einzige angemessene Ausdruck, den keine Gabe irdischer Art ersetzen kann. Die Thatsache, daß das Wort Dankopfer im Neuen Testament nicht vorkommt, sollte in dieser Beziehung entscheidend sein.

Trotzdem wird oft mit Vorliebe von Missionsopfern geredet. Ich weiß nicht, ob irgendwo dafür eine dogmatische Begründung gegeben ist. Diese würde nicht umhin können, im Neuen Bunde neben dem Opfer Christi noch einzelne von Menschen gebrachte Opfer anzuerkennen.[2]) Vielleicht aber wird, wo man das ablehnt,

---

[1]) Ps. 40, 7. Opfer und Speisopfer gefallen dir nicht — — — du willst weder Brandopfer noch Sündopfer.

Ps. 51, 18. Du hast nicht Lust zum Opfer — — — und Brandopfer gefallen dir nicht.

Jes. 1, 11. Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer — — (13) das Räuchwerk ist mir ein Greuel.

[2]) Von einem Freunde wurde mir auf Grund der Ausführungen eines namhaften Theologen entgegengehalten, das von Paulus Röm. 12 geforderte Opfer der völligen Hingabe setze sich zusammen aus sehr vielen verschiedenartigen, einzelnen Opfern, in denen sich mehr und mehr die völlige Hingabe vollziehe. Auch Geldgaben sollten in die Reihe dieser Einzelopfer gehören.

Mir scheint diese Auffassung vom evangelischen Standpunkte nicht haltbar zu sein. Abgesehen von der Zersplitterung, unter der die Einheit des christlichen Lebens verloren gehen müßte, würden hierbei die einzelnen Akte der Hingabe die ursächliche Stellung einnehmen, während das Gesamtopfer als schließliche Wirkung erschiene. Mit dem Grundsatz „aus Gnaden“ wäre das kaum zu vereinigen. Danach bleibt die durch den heiligen Geist gewirkte Erneuerung das Erste. Jede sachlich zutreffende Exegese des „lebendigen, heiligen und Gott wohlgefälligen Opfers“ wird auf die schließliche Identifizierung mit jener innersten Erneuerung hinauskommen. Das Paradoxon, daß hier als ein menschliches Opfer gefordert wird, was im tiefsten Grunde

der Ausdruck entschuldigt als eine bequeme, wenn auch begrifflich nicht so scharf zu deutende sprachliche Form. Dem gegenüber wäre es doch gut, mit Ausdrücken vorsichtig zu sein, die leicht Veranlassung zu bedenklichem Abweichen von der evangelischen Lehre geben können.

Aber es ist versucht worden, jene Bezeichnung von Missionsgaben mit Schriftstellen zu rechtfertigen. Hebr. 13, 16 steht ja ausdrücklich vom Wohlthun und Mitteilen: „solche Opfer gefallen Gott wohl!“ Sollte der Verfasser des Hebräerbriefes, der seinen Lesern aufs nachdrücklichste einschärft, daß durch das eine Opfer, das in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden, alle andern abgethan sind — sollte er nun mit einemmal durch Statuierung einer Ausnahme das feste Gebäude seiner Lehre wieder zertrümmern? Im Zusammenhange des Hebräerbriefes kann man jenen Gebrauch des Wortes Opfer im Schlußkapitel doch nur so fassen, wie etwa ein Arzt, der die Pflaster, mit denen man einen Schaden vergeblich zu kurieren versuchte, beseitigen läßt und dann gründliche Reinigung verordnet, sagt: „Waschen und sauber halten, das sind die rechten Pflaster für diesen Schaden.“ Auch die Geschichte von einem westfälischen Bauer bietet hier eine gute Illustration. Sein mündig gewordener Sohn hatte unter dem Einflusse moderner Ideen angedeutet, daß er gern bald sein Erbteil ausgezahlt erhalten möchte, damit er gehen könne, wohin er wolle. Der Vater lehnte die Forderung nicht ab und nahm den Burschen mit in die Stube. Aber anstatt des Geldkastens langte er einen derben Stock, mit dem er jenen gründlich bearbeitete mit den Worten: „So min Söhn, dat is nu din Arfdeel.“

---

nur durch Gottes Gnade gewirkt werden kann, empfängt das rechte Licht aus dem Zusatz „durch die Barmherzigkeit.“ Dadurch wird zugleich klar, wie auch an dieser Stelle das Wort Opfer nur in metaphorischem Sinne gebraucht ist. Der ursprüngliche Begriff des Opfers, „die Hingabe des Menschen an Gott, vollzogen in einer äußeren Handlung“ (Oehler in Herzogs Real-Encyklopädie) läßt sich dabei nicht aufrecht erhalten. Vollends aber können die einzelnen Akte der Hingebung, welche aus der inneren Erneuerung des Lebens hervorquellen, nicht als Opfer bezeichnet werden. Bengel (Gnomon) sagt zu jener Stelle: Qui *misericordia* Dei recte movetur, in omnem Dei *voluntatem* ingreditur. Alle guten Werke, so auch die Missionsgaben, wie alle christlichen Gaben, sind lediglich Früchte des in uns gepflanzten Triebes der göttlichen Gnade. Will man sie zu Opfern stempeln, so verläßt man den evangelischen Grund und Boden.

Eine zweite Schriftstelle, die man zur Rechtfertigung des Ausdruckes Missionsopfer heranzieht, ist Phil. 4, 18. Der Apostel gebraucht allerdings das Wort Opfer in Bezug auf die Unterstützungen, welche die philippische Gemeinde ihm zur Erleichterung seiner Lage zukommen ließ. Es liegt auf der Hand, daß hier der Ausdruck im metaphorischen Sinne zu nehmen ist. Paulus hebt aus dem Begriff des Opfers das Moment des göttlichen Wohlgefallens hervor. Bei der Erinnerung an das, was die Philipper vor allen andern Gemeinden an ihm gethan haben, ist ihm das Herz bewegt. Dem Strome seines Gefühls giebt er einen Ausdruck in der höchsten Anerkennung der treuen Fürsorge seiner lieben Gemeinde. Solche Handlungsweise, bezeugt er, ist Gott wohlgefällig. Zur Darstellung des göttlichen Wohlgefallens greift er zurück auf die alttestamentlichen Opfer und ihren süßen Geruch. Im Zusammenhange erscheint der Ausdruck also keineswegs bestimmt zur Charakterisierung der von den Philippern gesandten Unterstützung. Im 17. Verse verweist Paulus die letztere sogar geradezu in den Hintergrund. Die Hauptsache ist ihm die treue Liebe der Gemeinde, deren hohen Wert er durch das göttliche Wohlgefallen bezeugt, das er durch Vergleichung mit der wohlgefälligen Aufnahme alttestamentlicher Opfer beleuchtet. Es würde gegen die gesamte christliche Anschauungsweise des Apostels und des ganzen Neuen Testaments verstoßen, wollte man aus dieser Stelle schließen, daß der Mensch durch irgend eine Gabe vor Gott angenehm und wohlgefällig werden könne. Nur das e i n e Opfer ist vor Gott angenehm, durch welches er auch uns vor ihm angenehm macht in dem Geliebten (Eph. 1, 6).

Nicht die Gaben, sondern die Gesinnung der Gemeinde hat Paulus im Auge, indem er ihr aus vollem Herzen das hohe Lob spendet. Sehen wir unsre heutigen Missionsgaben etwas genauer an, so werden wir im großen und ganzen schwerlich den Mut haben, sie als einen süßen Geruch vor dem lebendigen Gott zu bezeichnen. Wohl giebt es hin und her aus der Missionsgemeinde einzelne Gaben, große Summen oder Witwenscherflein, an denen sich die Liebe Christi so deutlich offenbart, daß uns darüber warm und weich ums Herz wird, wie dem Apostel über seine Philipper. Über solche Gaben mögen uns die Thränen in die Augen kommen und Lob und Dankgebete aus dem Herzen steigen. Aber wollten wir sie als Opfer bezeichnen, so würden die betreffenden Geber

auf das entschiedenste dagegen protestieren und sich selbst nur unnütze Knechte nennen.

Aber solche Gaben sind selten. Vielleicht giebt es vor Gottes Augen mehr der Art, als wie wir Menschen sehen können. Das aber ist unbestreitbar, daß unzählige Missionsgaben durchaus ungeeignet sind zur Bezeichnung als gottgefällige Opfer, dem Herrn zu einem süßen Geruch. Man lasse sich von den Sammlern der Hauskollekte erzählen, mit welchen Worten oder Mienen oft die Gaben begleitet werden, man vergleiche die Größe der Gaben mit der Leistungsfähigkeit der Geber und mit ihrem Aufwande für ganz andre Dinge — — — so wird man wenig Veranlassung zum Loben und Danken haben, sondern vielmehr über die Langmut und Geduld des himmlischen Königs staunen, der es duldet, daß zum Bau seines Reiches Gaben verwendet werden, denen oft so deutlich Geiz und irdische Gesinnung anklebt.

Die Geber, bei denen wir etwas Ähnliches empfinden können, wie Paulus im Hinblick auf die Gaben der Philipper empfand, lehnen es ab, daß wir von ihren Gaben als Opfern reden. Braucht man aber in Bezug auf die andern diesen Ausdruck, so kann das unter Umständen geradezu wie Spott klingen. Wo dem Herrn der Mission so eine möglichst kleine Münze ins Becken geworfen wird, oder die Größe derselben vielleicht nur durch den höheren bürgerlichen Stand bedingt ist, gerade so, wie wenn gelegentlich dem Pastor oder dem Küster „geopfert" wird, da sollte uns die Lust vergehen, noch von Opfern zu reden. Wer mit nüchternem Blicke die Sache durchschaut, wie sie wirklich ist, wird es schmerzlich empfinden, wie in jenem Ausdruck unter solchen Verhältnissen so viel Unwahres liegt. Ein heiliger Takt wird ihm in solchem Falle vor dem Gebrauch desselben warnen.

Aber auch selbst da, wo wir die Überzeugung haben dürften, „die Leute thun verhältnismäßig, was sie können," sollten wir uns mit Rücksicht auf die pelagianischen Neigungen, die überall dem alten Menschen im Blute liegen, hüten, von Opfern zu reden. Dadurch kann eine gesunde Weiterentwicklung unsrer meistenteils doch noch sehr in den Anfängen befindlichen Missionsgaben bedenklich geschädigt werden.

Möchten alle Missionsgaben mehr und mehr echte evangelische Gaben werden.

Anhang. Einigemal habe ich gehört, wie in Missionsansprachen die Gaben als Ganzopfer bezeichnet wurden. Bekanntlich kommt dieser Ausdruck in unsrer Bibel überhaupt nicht vor. Luther hat ὁλοκαύτωμα immer mit „Brandopfer" übersetzt. Der Gebrauch einer andern Verdeutschung, in der ein von Luther nicht zum Ausdruck gebrachtes Moment des Begriffes zu seinem Rechte kommt, könnte doch nur vor theologisch gebildeten Hörern zulässig sein. Der Gemeinde ist das Wort fremd und mißverständlich. Vollends aber wird dem Mißverständnis die Thür geöffnet, wenn in Verbindung mit dem Scherflein der Witwe, wie ich es hören mußte, von Ganzopfern geredet wird. Dabei konnten die Hörer doch nur den Eindruck gewinnen, als werde auch ihnen die Hingabe ihres ganzen Eigentums empfohlen, wie die Witwe, die „von ihrer Armut alle ihre Nahrung, die sie hatte" einlegte. So war es ja natürlich nicht gemeint; aber augenscheinlich übersah der Redner, daß seine Worte von vielen nur so verstanden werden konnten. Sie vernahmen eine Aufforderung zur freiwilligen Armut. Daß heute bei uns niemand dazu bereit ist, liegt auf der Hand. Die Ausführungen mußten also für die Hörer gefährlich werden. In ihren Augen mußten solche in Verbindung mit der Mission ausgesprochenen Forderungen, denen doch kein vernünftiger Mensch nachkommt, leere Redensarten sein. Man kann aber der Mission keinen empfindlicheren Schaden zufügen, als wenn man sie zu einer Sache glänzender Rhetorik macht, deren Ausführungen nicht mit der nüchternen Wirklichkeit übereinstimmen. In dieser Beziehung sollte die größte Vorsicht geboten sein, und vor dem Gebrauch eines so mißverständlichen Ausdrucks wie „Ganzopfer" kann nur gewarnt werden.

Auch wenn in eingehender Besprechung des Witwenscherfleins dargelegt wird, wie vor dem Herrn nicht die Größe der Gabe gilt, sondern die Gesinnung, und alles auf die völlige Hingabe ankommt, wie sie sich in der Gabe der armen Witwe ausdrückt, sollte man sich seine Leute ansehen, zu denen man redet. Bei gereifteren Christen ist es gewiß am Platz, sie auf jene Höhe der christlichen Vollkommenheit zu verweisen, obgleich es nicht leicht ist, die rechten Wege für das entsprechende praktische Verhalten zu

zeigen.[1]) Aber wie oft haben wir vor Christen zu reden, denen wir Milch bieten müssen, weil sie feste Speise noch nicht vertragen können! Es giebt Gemeinden, in denen kein einziges Mitglied mehr als 1/1000 seines Einkommens[2]) giebt, und viele vielleicht noch nicht 1/10000. Will man von solchen mit einemmal Gaben fordern, welche ein einigermaßen entsprechender Ausdruck einer völligen innern Selbsthingabe sind, so steckt man sich auch wieder das Ziel zu hoch, so daß es vor den Hörern im rhetorischen Dunste zerfließt. Mir liegt schon lange daran, in der Missionshomiletik praktische, greifbare Ziele zur Geltung zu bringen, was bei den vielen Missionspredigten, die in idealem Schwunge weit über die Köpfe weg gehen, dringend wünschenswert erscheint. Gerade bei einer so nüchtern praktischen Sache wie den Missionsgaben, sollte man sich hüten vor dem idealistischen Schwunge, der mit der Wirklichkeit kaum noch eine Berührung hat. Redet man z. B. vor einer Gemeinde, in der erfahrungsmäßig auch die wohlhabenden Bauern nicht mehr als 10 Pfg. in die Kollekte legen, so wäre es ein praktisches Ziel, sie unter anschaulicher Darlegung des Wachstums der Mission zu dem Entschluß zu bringen, bei nächster Gelegenheit 12 Pfg. einzulegen. Oder, wenn solche speciellen Finanzerörterungen für die Kanzel nicht recht taktvoll erscheinen, wäre es ein greifbares Ziel, wenn man es den Hörern ins Gewissen schiebt, daß sie sich selbst die Größe ihrer Gabe berechnen mögen nach einem angedeuteten Maßstabe, der ihrem wirklichen Leben entnommen ist.

Von einem „Ganzopfer“ sind unsre Gemeinden größtenteils noch sehr fern.

---

[1]) Ein sehr eifriger Prediger hatte mit großem Nachdruck seinen Hörern dargelegt, ein gläubiger Christ dürfe keine Kapitalien zurücklegen, sondern habe alles, was er von seinen Einnahmen erübrige, für Werke der christlichen Liebe zu verwenden. Eine wohlhabende Dame, deren außerordentliche Wohlthätigkeit für Diakonie und Mission stadtbekannt ist, und an deren aufrichtiger Frömmigkeit niemand zweifeln kann, bemerkte infolge jener Predigt ganz kurz: „Soweit bin ich noch nicht.“

[2]) Diesen Satz hörte ich sogar einmal auf einem Missionsfeste von dem Prediger als die Norm aufstellen.

5. Die Annahme der Gaben durch die zuständigen Organe.

Es kann darüber kein Zweifel sein, daß die Körperschaften, welche Missionare zu den Heiden senden und den Betrieb des Werkes auf dem Arbeitsfelde leiten, also die Missionsgesellschaften beziehungsweise ihre Vorstände, die Organe sind, welche die in der Heimat dargereichten Missionsgaben anzunehmen und zu verwenden haben. In den Freikirchen deckt sich größtenteils die betreffende Missionsgesellschaft mit der Kirche selbst. Da werden natürlich die Missionsbeiträge von den Vorständen der Gemeinden eingenommen. Die Mission ist dort eine kirchlich offizielle Sache.

Bei uns steht es anders. Die Missionsgesellschaften stehen der Kirche und ihren Behörden gegenüber völlig unabhängig. Erst in neuerer Zeit haben die letzteren mit jenen Fühlung bekommen, und den ersten Anfang kirchlicher Missionsgaben bilden die obligatorischen, jährlichen Kirchenkollekten für die Mission. Wir können darin einen gesunden Fortschritt sehen. Auch bei uns vollzieht sich ganz allmählich eine Verkirchlichung des Missionswesens. Schon ehe dieselbe in der offiziellen Kirchenkollekte einen entsprechenden Ausdruck fand, flossen die Missionsgaben größtenteils durch kirchliche Kanäle. Früher war in den pietistischen Häuflein gesammelt worden, und Freunde hatten das Geld an die Missionsgesellschaften befördert. Das geistliche Amt blieb dabei völlig aus dem Spiele. Als aber wie im Frühlingswehen das Missionsleben sich weit über das Land verbreitete, wurden bald die Pastoren die Missionsagenten, welche Beiträge sammelten und an die Gesellschaften abführten. Sie thaten das allerdings zunächst nicht in ihrer Eigenschaft als Pastoren, sondern außeramtlich als Missionsfreunde — und meistenteils Mitglieder eines Hilfsvereins. Anfänglich geschah es nur von Einzelnen. Nach und nach aber wurden derer immer weniger, die es ablehnten, in dieser Weise der Mission zu dienen. Jetzt kommen Fälle, daß Pastoren (auch abgesehen von der offiziellen Kollekte) aus ihren Gemeinden keine Missionsbeiträge einsenden, wohl nur noch vereinzelt vor. Es stellt sich immer mehr heraus, daß der Pastor in seiner Gemeinde selbstverständlich der Missionsagent ist, und junge Brüder, die ins Amt kommen, vielleicht ohne zuvor mit der Mission irgend eine Berührung gehabt zu haben, werden

ohne weiteres durch das Beispiel der andern Diöcesanen in diese Thätigkeit für die Mission hineingezogen.

Das wäre nun ganz erfreulich; denn in der That, wenn die Mission Sache der Gemeinde werden soll, muß der Pastor der Missionsagent sein. Aber — es ist die Frage, ob er auch dazu befähigt ist. Manche nehmen es mit dieser Frage sehr leicht. Beiträge einsammeln kann ein jeder; zumal wenn er einen bezahlten Sammler umherschickt, ist die Sache ja höchst bequem.

Dies Verfahren jedoch, das leider noch vielfach angewendet wird, kann für die Sache nur höchst nachteilig sein. Wer in seiner Gemeinde Missionsgaben sammelt oder sammeln läßt ohne daß er zuvor in specieller Arbeit die Mission behandelt hat, gleicht einem Ackersmann, der ohne zu pflügen und zu säen ernten will. Vielleicht wächst auf dem Felde von selbst so viel Wildhafer, daß er etliche kleine Garben zusammenbringt. Aber solche Ernte würde doch nur eine schlimme Täuschung sein.

Ich bin überzeugt, daß bei unsern Missionssammlungen zum Teil ähnliche Täuschungen unterlaufen. Weit und breit werden sie ja in Form von Hauskollekten ausgeführt und haben als solche die Sanktion der zuständigen staatlichen Behörden. Wer überhaupt diese Einrichtung etwas genauer beobachtet und eingehend geprüft hat, wird für dieselbe nicht viel Sympathien übrig haben. Die Sammlung erfolgt unter staatlicher Ägide. Der Sammler geht von Haus zu Haus, und jeder Hausvater weiß, daß man von ihm als gutem Unterthan eine Beteiligung erwartet. Nur solche, die mit der bestehenden Ordnung zerfallen sind, oder die so tief stehen, daß sie auf das Urteil ihrer Gemeindegenossen nichts geben, verhalten sich ablehnend oder weisen gar mit schnöden Reden dem Sammler die Thür. Jeder ordentliche Mensch weiß, daß er etwas geben muß. Selbst bei dem, der zum Geben geneigt ist, beeinträchtigt diese Form die volle Freiwilligkeit des Gebens. Und wo die Geneigtheit fehlt, geht es vollends nicht schön.

Die Bekanntschaft mit der Sache, für die gesammelt wird, ist entscheidend für den Erfolg der Sammlung. Nach den langjährigen Erfahrungen in hiesiger Gegend wenigstens, sind die Leute z. B. nach einem Schadenfeuer, dessen unheimlichen Schein sie selbst gesehen haben, über Erwarten bereit, den armen Abgebrannten mit Beiträgen zu Hilfe zu kommen. Ich habe mich

manchmal gewundert über die wertvollen Stücke Leinenzeug, Betten, und reichliche Vorräte an Lebensmitteln, die in solchem Falle gegeben werden. Sie mögen oft den fünfzigfachen oder selbst hundertfachen Wert des Beitrages haben, den derselbe Geber bei einer Hauskollekte zu geben pflegt. Das wirkt eben vorwiegend die innere Teilnahme. Ich will nicht idealisieren: es mag auch manche äußere Rücksicht mitwirken, und mancher würde die üble Nachrede fürchten, wollte er die arme Büdnerfrau ohne Gabe abweisen. Andrerseits aber tritt bei solcher Gelegenheit oft eine überraschende Gebefreudigkeit zu Tage. Manchmal wird der Bittenden ein wertvolles Stück in die Kiepe gelegt mit dem Bedeuten, daß die andern es nicht zu wissen brauchen.

Damit aber kommen wir auf einen sehr ungünstigen Einfluß, der den Hauskollekten in allen den Gemeinden, wo noch einigermaßen feste Sitte herrscht, anhaftet. Sie verhindern selbst, wo die Geneigtheit zum Geben besteht, eine freie Entfaltung der Wohlthätigkeit und drücken dieselbe auf die Mittelmäßigkeit herab, in der keiner seine Nachbarn zu überbieten wagt. In dieser Beziehung mag es in den großen Städten und vielleicht auch in andern ländlichen Kreisen etwas anders stehen, als in unsrer Gegend; doch glaube ich, daß es in unserm Vaterlande sehr viele Gemeinden giebt, in denen die Entwicklung der Freigebigkeit durch die Hauskollekten, bei denen einer auf die Gabe des andern Rücksicht nimmt, ernstlich gehemmt wird.

Am nachteiligsten aber wirkt es immer, wenn der Gegenstand, für den die Hauskollekte gesammelt wird, der Gemeinde ganz fern liegt, und gar kein Verständnis dafür vorhanden ist. Ein Versuch ad hoc noch schnell die Sache zu erklären und dafür Teilnahme zu erwecken, wirkt oft gerade das Gegenteil. Kürzlich kam ein Kollektant in unser Dorf um — ich meine — für ein Trinkerasyl zu sammeln. Ich bedauerte, daß ich die Sache nicht zuvor der Gemeinde von der Kanzel hätte empfehlen können. Der Mann aber belehrte mich dahin, daß er überall, wo eine Empfehlung von der Kanzel erfolgt sei, einen merklich geringeren Erfolg habe, als da, wo er den unvorbereiteten Leuten ins Haus komme. [Es ist auch sehr schwer, den Leuten klar zu machen, was ein Trinkerasyl ist, wo im Laufe von 30 Jahren nur zwei Gemeindeglieder als Trunkenbolde bekannt geworden, und fünfzehn Jahre lang überhaupt kein solcher in der Parochie vorhanden war.]

Ein Gegenstück dazu bot im vorigen Jahre eine andre Gemeinde unsrer Diöcese, die sich sonst durch ihre Kollekten nie vor den andern ausgezeichnet hat. Der junge Pastor hatte seiner Gemeinde die Überschwemmungsnot in anschaulichen Schilderungen vorgeführt und zu freiwilligen Gaben aufgefordert. Im Laufe von acht Tagen wurden ihm über 84 M. ins Haus gebracht. In gesammelten Hauskollekten wird in jener 400 Seelen zählenden Gemeinde für gewöhnlich kaum der zehnte Teil jener Summe einkommen.

Vorstehendes gilt im allgemeinen den Hauskollekten. In vielen Gemeinden sind sie einerseits nicht frei von einem gewissen Zwang, andrerseits hindern sie die Entfaltung der persönlichen Gebefreudigkeit. Besonders aber sind sie ungeeignet, wo es sich um eine den Gebern fremde Sache handelt.

Überall, wo diese Beobachtungen zutreffen, wird jene Form der Sammlung für Missionsgaben sehr ungeeignet sein. Letztere können ihrem Wesen nach nur da gedeihen, wo die vollste Freiwilligkeit waltet. Die allererste Voraussetzung dafür ist doch irgend ein Maß von Bekanntschaft mit der Sache. Wenn in einer Gemeinde nichts geschieht, um solche Bekanntschaft zu pflanzen und zu pflegen, so kann man von ihr überhaupt keine richtigen Missionsgaben erwarten. Kommt nun dazu, daß die Sammlung in Form der unbeliebten Hauskollekte geschieht, so wird der Ertrag vollends nicht dem entsprechen, was wir oben als Missionsgaben definiert haben.

Von der staatlich sanktionierten Sammlung läßt sich im Bewußtsein unsrer Gemeinden der als eine äußere Nötigung wirkende Einfluß der Autorität nicht trennen. Jeder Hauch von dieser Seite steht zum innersten Wesen der Mission im Widerspruch. — Viele Missionsfreunde sträuben sich gegen jede Verkirchlichung der Mission. Ich teile nicht die Bedenken, sondern halte eine solche, sofern sie das Missionswesen im Rahmen der Gemeinde betrifft, geradezu für einen Segen. Hier aber haben wir nicht bloß Verkirchlichung, sondern etwas von Verstaatlichung, wenigstens von einer Verquickung der Mission mit staatlicher Autorität. Ich kann nicht umhin, darin eine Gefahr für die gesunde Entwicklung des Missionslebens zu sehen. Selbst wo der

Pastor auf der Kanzel und im Konfirmandenunterrichte treulich für Mission arbeitet, ist diese Gefahr nicht beseitigt.

Könnte ich hier alles, was den Kollektanten geradezu ins Gesicht gesagt wird und die vollständige Abneigung zum Geben bezeugt, zusammenstellen, so müßte der Leser zustimmen, daß Gaben, die trotzdem aus andern Rücksichten gegeben werden, der Mission keinen Segen bringen können.

Manche Pastoren suchen die Mißstände einer durch bezahlte Sammler eingeholten Hauskollekte dadurch zu beseitigen, daß sie selber von Haus zu Haus gehen und die Gaben erbitten. Manche rühmen das Verfahren als sehr erfolgreich. In der That kommen dabei viel größere Summen auf, als bei der Sammlung durch den Boten. Der Pastor bekommt meistens auch nichts zu hören von dem Unwillen, der vor jenem oft laut wird. Er ist eine Respektsperson. Man wagt nicht, ihm etwas abzuschlagen, oder ihn mit einer geringen Gabe abzufertigen. Professor Erdmann in Halle kam einmal auf hochgestellte Sammler zu sprechen und sagte, sie seien Bettler der schlimmsten Art. Da man ihnen bei ihrer hohen Stellung nichts abzuschlagen wage, so habe ihre Bitte eine ähnliche Wirkung wie die eines Bettlers, der, während er die eine Hand nach der Gabe ausstreckt, in der andern den drohenden Knotenstock hält. Vielleicht ist das Gleichnis zu kraß. Aber insofern ist es zutreffend, als in der That auch bei sachlicher Abgeneigtheit des Gebers durch die Person des Sammlers auf ihn ein moralischer Zwang ausgeübt wird, der die sonst bei der Hauskollekte waltenden Rücksichten weit übersteigt.

Manche Pastoren sind aber in diesem Stücke nicht besonders zartfühlend. Früher habe ich öfters gehört, wie einer und der andre geradezu rühmte: „Wir sind die privilegierten Bettler!" Mir haben solche Äußerungen immer wehe gethan. Viel richtiger und taktvoller erschien mir, was der Hermannsburger Gottesmann zu betonen pflegte: „Betteln ist unchristlich." Er hat nie für die Mission gebettelt; und doch hat es ihm nie an Geld für die Mission gefehlt.

Der moralische Zwang findet übrigens auch da statt, wo die Frau Pfarrerin, oder Pfarrers Töchter die Sammlung vollziehen. Etwas gemildert werden mag er (wie das auch oft der Fall ist, wo der Pfarrer selber kommt) durch die Freude über den ehrenden Besuch. Eine freundliche Unterhaltung mit den

Leuten wird von ihnen meist geschätzt und wirkt eine gewisse Willigkeit, der Bitte zu entsprechen. Aber eine Missionswilligkeit ist das nicht. Wer recht im Herzen unsrer Landleute lesen gelernt hat, findet auch in solchem Falle in tiefster Wurzel etwas von Gegenleistung für die ihnen angethane Ehre. Sie nehmen nicht gern etwas an, ohne es „gleich zu machen" wie sie sagen.

Ein Pastor, der ohne sonst irgend etwas für die Mission zu thun, nur für dieselbe eine Hauskollekte sammelt oder sammeln läßt, ist schwerlich ein rechter Missionsagent. Es kann nicht oft und nachdrücklich genug betont werden, daß die Arbeit die Gemeinde mit der Mission bekannt zu machen und die Herzen dafür zu erwärmen, die Grundlage aller Bemühungen um Missionsgaben ist. Die Missionspflicht sollte ebenfalls unter schlichter Darlegung der biblischen Missionsgedanken, nicht bloß gelegentlich, sondern in bestimmten Missionspredigten ohne alles scharfe Drängen in Freundlichkeit der Gemeinde ans Herz gelegt werden. Wer das thut, wird bald echte Missionsgaben in Empfang nehmen können. Solche Pastoren sind die „zuständigeu Organe," die ohne äußere Bestallung der Mission dienen, ihr die notwendigen irdischen Mittel zuzuführen.

In meiner Definition habe ich das Wort „sammeln" absichtlich vermieden. Unter normalen Verhältnissen ist die Sammlung der Gaben nicht nötig, sie werden freiwillig dargereicht. Mancher wird diesen Standpunkt für übertrieben ideal halten. In der That kann es Verhältnisse geben, in denen das Sammeln kaum zu umgehen ist. Hier und da giebt es Geber, die selbst den Wunsch haben, daß der Sammler komme und ihrer Vergeßlichkeit abhelfe. Bei andern mag es nötig sein, ihrer Schwachheit aufzuhelfen und ihnen die Gelegenheit zum Geben zu erleichtern. Unter solchen Verhältnissen namentlich in den Anfängen des Gemeindemissionslebens möchte ich nicht pedantisch an den Bedenken gegen das Sammeln festhalten. Aber ich halte es für richtig, daß in jedem Falle ernstlich geprüft werde, ob gesammelt werden soll, oder ob man um freiwillige Darreichung von Gaben bittet. Oft wird es so dargestellt, als sei das Sammeln das Normale, mit dem man ohne weiteres überall vorzugehen habe. Wer aber seine Thätigkeit in möglichste Übereinstimmung mit dem Wesen der Missionsgaben setzen möchte, der wird vielmehr die freiwillige Darreichung als das Normale

ansehen und sich ernstlich bemühen, einer solchen die Wege zu bahnen.

Viele täuschen sich über die Schwierigkeiten dieses Verfahrens. Wo einigermaßen die Mission bekannt wird, gewöhnen sich die Gemeindeglieder meist sehr bald daran, dem Pastor ihre Gaben zukommen zu lassen. Freiwilligkeit ist nicht Willkür. Man wird es also nicht dem „Geratewohl" überlassen, wie die Gaben einkommen, sondern wird eine Zeit bestimmen, in der die Missionsbeiträge der Gemeindeglieder erwünscht sind. Die Zeit wird man nicht zu knapp bemessen, da mit der Vergeßlichkeit zu rechnen ist, und die Erinnerung von der Kanzel einigemal nötig zu sein pflegt. Wenn in jener Zeit der Pastor seine Hausbesuche macht, werden ihm oft, auch ohne daß er bittet und erinnert, Missionsgaben eingehändigt werden. Andre schicken sie durch die Kinder ins Pfarrhaus, oder warten nach dem Gottesdienste in der Kirche, um sie dem Pastor einzuhändigen. Schließlich kommt mindestens ebensoviel ein, als wäre ein Sammler umhergeschickt, und wenn sich die freiwillige Ablieferung von Beiträgen erst einbürgert und dabei die Missionsarbeit nicht versäumt wird, so steigen dieselben von Jahr zu Jahr.

Ich füge diese Bemerkungen über die praktische Ausführung hinzu, um kleinmütigen Erwägungen entgegenzutreten. Manche geben mir vielleicht in der Theorie, bezüglich der Freiwilligkeit, recht, befürchten aber, daß die Mission durch die entsprechende praktische Ausführung eine allzugroße Einbuße erleiden könnte.

Aber Christen sollten den Mut haben, das, was sie vor Gott und ihrem Gewissen als recht erkannt haben, auch zu thun. Wem es einleuchtet, daß Missionsgaben ihrem Wesen nach freiwillig sein sollen, der soll sich bemühen, allen Zwang und äußeren Druck davon fern zu halten.

Ich will das angedeutete Verfahren freilich nicht rühmen, als stimme es völlig mit dem Ideal überein. Es ist auch in diesem Stücke nicht möglich, die irdische Mangelhaftigkeit ganz zu beseitigen. Ich bin nicht so kurzsichtig zu übersehen, daß auch bei der angedeuteten freiwilligen Darreichung manche andre Beweggründe mitwirken — sonderlich, da um der Ordnung willen ein Verzeichnis der Gaben als Quittung veröffentlicht werden muß. Auch weiß ich sehr wohl, wie viel Schwachheit auch solchen Missionsgaben anzuhaften pflegt und wie ihrer viele noch keineswegs

der Ausdruck der dankbaren Liebe einer Seele sind, die in Christo ihr Heil gefunden hat, sondern wie sie oft noch recht geringe Anfänge des christlichen Lebens wiederspiegeln — aber bei alledem bleibt es doch unbestreitbar, daß bei dem *freien Übermitteln ein gut Teil ganz ungehörigen Geldes*, das bei der *Sammlung mit untergelaufen sein würde, ausgeschlossen bleibt.* Solcher Ausfall kann nur ein Segen für die Mission sein. Andrerseits aber liegt auch ein Segen in der *gesteigerten persönlichen Beteiligung*, die sicherlich einen besseren Nährboden für die Keime des Missionslebens bildet, als die weit und breit unbeliebte Form der Hauskollekte.

Hiermit breche ich für diesmal die Besprechung der Missionsgaben ab, obgleich das Thema noch bei weitem nicht erschöpft ist. Ich habe namentlich in dem letzten Abschnitte immer nur eine besondere Art dieser Gaben im Auge gehabt, nämlich die *jährlichen Beiträge.* Auch über diese wäre noch manches zu sagen — wie sie ursprünglich aus der Vereinsorganisation stammen, wie aber die Entwicklung dahin geht, daß das zum Teil kraftlos gewordene Vereinsleben durch neu gepflanztes und gepflegtes Missionsleben in der Gemeinde ersetzt wird. Dazu wäre es wichtig zu erwägen, welcher *Maßstab* den Gemeindegliedern für ihre Beiträge zu empfehlen ist, sowie die Notwendigkeit eines möglichst *fortschreitenden Wachstums.*

Außer den Beiträgen aber wären näher zu besprechen die *gelegentlichen Gaben*, Kollekten bei Missionsberichten, Festen u. s. w., sowie die *außerordentlichen* bei besonderen Bedürfnissen des Missionswerkes, bei Deficits, neuen Missionsunternehmungen und dergleichen. Auch könnte man eingehende Erörterungen geben über *Missionsvermächtnisse*, ein Gegenstand, dem bisher bei uns noch viel zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet wird — der aber vor allen nur in taktvoller Weise behandelt werden sollte.

Auch wäre noch manches zu sagen über *die Abführung der Gaben an die Missionsgesellschaften* und ihre Verwendung im Missionswerk, sowie endlich über die *Stellung der Pastoren zu den Missionsgaben* und *ihre Bemühungen um dieselben* viel hinzuzufügen bliebe. Selbst

über solche Themata: „Künsteleien in der Sammlung,“ „der Humor in der Sammlung“ und dergleichen ließen sich ausführliche Artikel schreiben.

Eine eingehende Betrachtung des Gegenstandes nach den eben angedeuteten Gesichtspunkten würde uns zu weit führen. Schon in den vorstehenden Ausführungen wird manches angegriffen werden. Es schadet nichts, wenn sich daraus eine Diskussion entspinnt, die schließlich dazu beiträgt, ein klares zutreffendes Verständnis der Missionsgaben zu fördern. Man meint wohl, das sei längst vorhanden. Aber doch fehlt noch viel daran, daß unsre Missionsgaben in allen Beziehungen als normal gelten könnten, und daß die gesamte Praxis in Bezug auf dieselbe als vollkommen und keiner Verbesserung bedürftig gerühmt werden dürfte. Jede rechte Förderung und Verbesserung der Praxis sollte sich gründen auf eingehender theoretischer Erkenntnis. Jetzt werden oft vielzusehr die Gaben selbst angesehen. Es thut not, daß vielmehr die Gesinnung beachtet werde. Nicht: „Mehr Geld!“ sondern: Mit Missionssinn gegebenes Geld ist es, was not thut.

VII. Zur Mission unter den Muhammedanern.

Eine geplante Brandenburgische Muhammedanermission am Kap als warnendes Beispiel.

Menschliche Pläne, die nicht genügend Gottes Wege und die verschlossenen oder offenen Thüren beachten, können der Missionssache sehr nachteilig werden. Leider finden solche Pläne jetzt öfters in weitem Maße den Beifall von Missionsfreunden. Ihrer viele glauben, die bisherigen Missionswerke arbeiten zu langsam. Mit stürmischem Drängen sehnt man sich nach größeren Erfolgen und begrüßt mit Freuden neue Unternehmungen, von denen man mehr als von den bisherigen erwartet. Oft werden sehr dringende Bedürfnisse der alten Missionsfelder übersehen, um Mittel und Kräfte auf neue zu verwenden, zu deren Inangriffnahme eine deutliche Berufung nicht vorliegt. Die menschlich-planende Phantasie ergänzt die Berufung. Wird dann über solch neues Unternehmen noch das Kreuzzugs-Motto gesetzt: „Gott will es!“ so wird in die Kreise der Missionsfreunde eine Aufregung gebracht, die der gesunden, geordneten Missionsarbeit viel Abbruch thun kann.

Dann und wann läßt der Herr solche menschlichen Pläne zu schanden werden und schreibt mit großen Buchstaben darüber

„Gott wollte es nicht!“

Solche Zeichen sollten von allen Missionsfreunden beachtet werden. Leider geht die Erinnerung daran in unsrer schnell lebenden Zeit meistens zu bald verloren und das stürmische Drängen und menschliche Plänemachen wird dadurch nur wenig abgekühlt. Es ist daher nicht überflüssig, einen solchen Fall einmal zu fixieren. Ich thue dies hier mit der Brandenburgischen Kap-Muhammedaner-Mission, die im Jahre 1895

unsre Provinz mit Reklame im großartigen Stile in Aufregung setzte, aber schon im nächsten Jahre ihr Ende fand.

Vielleicht giebt es noch jetzt Freunde der Sache, die mir über den Widerspruch gegen jenes Unternehmen grollen und meinen, daß es eben durch den letzteren zu Fall gekommen sei. Denen gegenüber ist doch zu betonen, daß, wenn das Werk wirklich, wie das Motto behauptete, nach des allmächtigen Gottes Willen unternommen gewesen wäre, eines armseligen Menschen Widerspruch es nicht einen Schritt hätte aufhalten können.

Viele Missionsfreunde, auch wenn sie die Sache damals eifrig verfolgten, werden nicht alle in derselben veröffentlichten Schriftstücke einer zusammenfassenden Prüfung unterworfen haben. Dazu möchte ich in der nachfolgenden Sammlung Gelegenheit bieten. Ich füge mehrere nicht veröffentlichte Briefe und Kundgebungen hinzu, die ein weiteres Licht auf das Unternehmen zu werfen geeignet sind. Weiterer Erwägungen werde ich mich entschlagen und nur einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen. Sonst mögen lediglich die Schriftstücke selber sprechen. Ich hätte dieselben gern wörtlich zum Abdruck gebracht. Hier aber zwingt der Raum, mich auf einen Auszug zu beschränken, der alles Wesentliche enthalten soll.

Um das Brandenburgische Unternehmen ganz zu verstehen, muß man beachten, daß bereits eine deutsche Muhammedaner-Mission ins Werk gesetzt war. Der Pastor Faber, damals in Tschirma bei Greiz, hatte zwei deutsche Missionare nach Persien geschickt. Dieselben waren nach vielen Plackereien des Landes verwiesen worden. Einer von ihnen war den entsetzlichen Strapazen auf dem Abzuge unter den ungünstigsten Verhältnissen erlegen: Christian Kötzle, dessen Tod den Missionsfreunden durch ein Flugblatt angezeigt wurde. Darauf schrieb ich an den Pastor Faber den folgenden Brief.[1])

---

[1]) Ich bemerke, daß ich damals noch keine Ahnung davon hatte, was zwischen Faber und dem Vater des Verstorbenen einige Wochen später in öffentlichen Blättern diskutiert wurde, nämlich daß Kötzle jun. gegen den Willen und ohne den Segen des Vaters hinausgegangen war. Der Plan mit Persien war ohne Vorwissen des letzteren gemacht. Er verlangte, daß der Sohn wenigstens nach einem Jahre zurückkehren und das erste theol. Examen machen sollte. Nachdem die Bedingung zunächst zugestanden war, erklärte der Sohn bei einer späteren Gelegenheit, daß er der Mission mehr

1. Grundemann an Faber.

28. März 1895.

Gestern erhielt ich das schwarz umrandete Blatt. Ich kann nicht umhin, Ihnen im Geiste die Hand zu drücken. Mit tiefer Wehmut gedenke ich des lieben jungen Kämpfers, der für die Sache unsers Heilandes gefallen ist. Der Herr selbst tröste Sie und alle, die durch diesen Todesfall betrübt sind. Er wende das bittere Leid in Segen und lasse aus Közles Tod einen neuen kräftigen Antrieb zur Mission unter den Muhammedanern, sowie deutliche Fingerzeige über die richtigen Wege derselben erwachsen!

Wenn ich menschlicher Klugheit, der Schwachheit und Zaghaftigkeit meines alten Menschen und einigen mit bewunderswerter Raffiniertheit ersonnenen Einflüsterungen des Teufels folgen wollte, so ließe ich es bei obigen Zeilen bewenden, setzte nur einen Gruß mit dem Ausdrucke brüderlicher Liebe darunter, schlösse den Brief und ginge an meine sehr, sehr dringende Kartenarbeit. Aber dann würde ich sicherlich den Stachel im Gewissen behalten, daß ich in einem wichtigen Momente geschwiegen hätte, in dem es meine Pflicht war, zu reden. Ich habe mir schon manchmal Vorwürfe darüber gemacht, daß ich mich noch nicht mit Ihnen in Verbindung gesetzt habe. Es that mir so leid, daß wir neulich in Halle nicht ein Stündchen fanden, miteinander über die wichtige Sache zu sprechen, die Sie in der Hand haben. Jetzt wird es klar, wie des Herrn Fügung es mir nicht zugelassen hat, früher mit Ihnen darüber zu sprechen; aber auch wie ich nun nicht länger schweigen darf.

Ich habe Sie und Ihr Werk keineswegs übersehen, wie vielleicht daraus geschlossen werden könnte, daß ich noch auf keine Ihrer gedruckten Zusendungen reagierte. Ich habe mich vielmehr oft gefreut über Ihren heiligen Eifer, Ihren Mut, Ihre That-

---

Gehorsam schuldig sei, als seinem Vater. Auch die Verlobung des Sohnes mit der Pflegetochter des P. Faber (welche jetzt im Dienste der Heilsarmee steht), war gegen den Willen des Vaters erfolgt. Am 12. Juli 1894 verließ Christian, der erstgeborne von vierzehn Geschwistern, nachdem es in den Tagen zuvor heftige Erörterungen gegeben hatte, ohne Abschied das Vaterhaus. Als der Vater früh an seinen Beruf ging, lag jener noch im Schlaf; als er wiederkam, war der Sohn fort. Diese Thatsachen werden sich nicht bestreiten lassen. Andre Angaben übergehe ich.

kraft und Geschick, mit dem Sie Ihre Sache aufgenommen haben und treiben. Leider mußte ich mir nach meiner in nun 35jährigem Missionsstudium gewonnenen Überzeugung sagen, daß Sie den Kampf nicht an der richtigen Stelle eingeleitet haben.

Jetzt kommt es darauf an, die rechte Deutung für das bemerkenswerte Zeichen zu finden, das sich in Ihrem Unternehmen ereignete. Als solches ist des lieben Közles Heimgang doch sicherlich zu betrachten. Er starb den Heldentod. Es liegt nahe, an Arnold von Winkelried zu denken und nun mit Macht in die Gasse, die er gemacht hat, einzudringen. Diese Auffassung klingt schon durch den vorliegenden Nachruf durch und wird ohne Zweifel Tausende von Herzen bewegen, die die erschütternde Botschaft erhalten. Aber hier ist keine Gasse. Firm und fest steht die Felsenburg des Islâm in Persien. Es ist vor Menschenaugen nicht die mindeste Aussicht, ihr irgendwie beizukommen.

Vor meiner Seele steht ein ganz anderes Bild, das, wie ich meine, hier viel mehr zutrifft, als das des Winkelried. Fast scheue ich mich, es Ihnen zu zeigen, denn ich weiß, falls Sie es mit klarem Blicke erfassen, muß es wie ein Schwert durch Ihre Seele dringen. Könnte ich's, so würde ich den heilenden Balsam vorausschicken. Doch dessen bedarf es ja nicht für uns, die wir in dieser heiligen Zeit täglich aufschauen zu dem Gekreuzigten, durch dessen Wunden wir allewege heil werden können.

Möglich aber, daß ich mich täusche, und daß das Bild, welches mir jetzt das Herz schwer macht, bei Ihnen sofort in einem breiten Rahmen von Entschuldigungen, wohlerwogenen Plänen und festen Überzeugungen eingefügt wird, die alle zusammen wie die bronzierten Schnörkel des Barockrahmens das kleine Bild gar nicht zu seiner Wirkung kommen lassen.

Wie dem auch sei, ich fühle mich der Sache verpflichtet, Ihnen dem Winkelried gegenüber einen jungen Lieutenant zu zeigen, der mit einer geringen Patrouille gegen die unersteigliche Felsenfestung vorgeschickt wird und in treuer, hingebungsvoller Erfüllung seiner Pflicht und dem heiligen Eifer seines Herzens folgend den Heldentod gefunden hat. Klarsehende Beobachter hatten es voraus gesehen, daß es so kommen müsse — wenn nicht vielleicht die verschanzten Feinde es vorgezogen hätten, in

spöttischer Ignorierung den kühnen Angreifer im Klettern an den unersteigbaren Felsen seine Kräfte aufreiben zu lassen.

Dem Kommando aber, das diesen Angriff veranlaßte, gehen nun die Augen auf. Es ist ein großes Versehen gemacht. Jetzt erst sieht man, daß die natürliche Lage dieser Burg, über die man sich zuvor getäuscht hatte, in der That eine Erstürmung unmöglich macht. Schmerzlich ist der Opfertod der jungen Helden. Aber er ist nicht vergeblich. Die Kommandierenden lernen dadurch die wirkliche Sachlage durchschauen. Sie verzichten auf das, was zur Zeit unmöglich ist. Sie verschwenden keine Kräfte weiter. Die Burg wird fallen, wenn die Zeit kommt, wo ihre Insassen durch innere Zersetzung ihre Widerstandskraft einbüßen. Dann werden auch die verrosteten Riegel ihrer Thore weichen und diese sich dem Sieger öffnen. Für jetzt aber muß die Taktik eine andere werden. Diese Erkenntnis ist die Frucht des Heldentodes, die schließlich mittelbar auch zu einer Gasse führt, wie Winkelried sie unmittelbar gebrochen hat.

Die richtige Taktik der Muhammedaner-Mission sollte die Frucht von Közles Heimgang sein. Wollte Gott, daß Sie und alle bei der Leitung Beteiligten dieser Deutung des ernsten Zeichens zugänglich würden!

Der Islâm ist eine gewaltige Macht, gegen die der Kampf um so schwieriger ist, als sie mit fleischlichen Waffen streitet. Die Mission ist ein Kampf des Geistes mit dem Schwerte des Geistes, obgleich ja unter äußerlichen Verhältnissen es nicht zu vermeiden ist, daß auch allerlei irdische Rücksichten dabei wahrgenommen und irdische Mittel mit benutzt werden. Wo aber der Kampf mit Fleisch und Blut so überwiegend in den Vordergrund tritt, wie dies der Fall ist, wenn eine politische Macht, eine auch von christlichen Mächten anerkannte Regierung, geradezu den Krieg gegen die Mission aufnimmt, da sollte letztere sich nicht verhehlen, daß hier nicht Ort und Zeit ihrer Wirksamkeit ist. Persien hat doch auch sein Hausrecht, das man respektieren muß,[1]) wenn es auch noch so verkehrt gebraucht wird. Wenn uns ein gottloser Mann sein Haus verbietet, so werden wir nicht versuchen dürfen, uns

---

[1]) Vergl. Warneck, Evangelische Missionslehre III 1, S. 150 f. — — — „Es ist nicht nüchtern, sozusagen den Stier bei den Hörnern zu fassen, indem man gerade da anfängt, wo die Festung am uneinnehmbarsten ist."

in einem andern Gewande einzuschleichen, um als Seelsorger zu wirken. Damit wären wir selbst von den Wegen des Geistes abgekommen. Beharrlichkeit ist eine schöne Sache. Aber wenn einer mit dem Kopf durch die Wand will, so ist das nicht rühmlich. Leider geschieht in der Mission Ähnliches nicht selten. Manche Unternehmung hat die praktischen Verhältnisse nicht genügend berücksichtigt. Nur theoretisch, dem Ideale entsprechend, wird die Arbeit aufgenommen und getrieben, trotzdem daß jahrzehntelang die Kräfte an dieser Stelle gerade offenbar vergeblich verbraucht werden. Hätte eine Mission von dem Herrn den direkten Auftrag erhalten: „Du arbeitest in Persien", so wäre es selbstverständlich Christenpflicht, in der Arbeit auszuhalten ohne alle Rücksicht auf Erfolg. Aber die Wahl der Missionsfelder geschieht nicht nach prophetischer Anweisung. Wenn man dafür nicht in der Schrift bestimmte Fingerzeige findet, so gelten offenbar die klaren Gründe der Vernunft — und eine eingehende Sachkenntnis. Leider ist dabei oft fehlgegriffen worden, und sind die Zeichen der Zeit und der Verhältnisse nicht richtig gedeutet worden. Oft sehen die Missionsleute nicht, wie vielleicht nicht allzufern von ihnen durch Gottes Fügungen die Thüren weit geöffnet sind, während sie in verkehrter Beharrlichkeit fortfahren, die verschlossenen Thüren, vor denen sie nun einmal stehen mit ihren unzureichenden, ungeeigneten [im Dänischen würde man noch treffender sagen: ubeqvem] Mitteln zu öffnen. Da ist im Grunde, ohne daß man es merkt, ein gut Stück menschlicher Eigensinn, während das Ganze nur als treue, christliche Standhaftigkeit gedeutet wird. Das nenne ich eine Mission, die mit dem Kopf durch die Wand will.

Sie selbst, lieber Bruder, kennen eine ganze Reihe offener Thüren zu Muhammedanern. Sie haben sie auch in dem vorliegenden Blatte wieder angedeutet. Ich freue mich herzlich, daß Sie in eine derselben bereits eingetreten sind und der Rheinischen Mission auf Sumatra die Hände stärken. Dort wird unzweideutig eine berufene Muhammedaner-Mission getrieben, auf die das alte „Gott will es" mit Recht specialisiert werden darf. In Bezug auf Persien es zu specialisieren, würde ich nicht wagen. In Sumatra haben wir bereits Christianisierung von Muhammedanern in ausgedehntem Maße. Es liegt so nahe, daß wir dort mit der Arbeit einsetzen, und zwar mit ad hoc gebildeten Muhammedaner-Missionaren!

Dieses Beispiel zeigt uns aber, wo wir den alten Feind der Christenheit anzugreifen haben. Ich sage: Nicht in einer seiner Hochburgen, die zur Zeit für uns unzugänglich sind, sondern da, wo seine weit über die Länder ausgeschwärmten Truppen vereinzelt, weniger gut organisiert und geleitet anzutreffen sind. Der Feldherr bleibt nicht vor der Festung liegen zu eigensinniger Durchführung seines Planes, wenn er hört: da oder dort ist einem feindlichen Regimente beizukommen, das sich eben plündernd in einzelne Banden auflöst. Die Gelegenheit wird er nicht ungenützt lassen. Der Seelsorger, dem der Trunkenbold das Haus verboten hat, wird sich nicht dort wieder eindrängen wollen, sondern sich freuen, wenn er den anderwärts dienenden, erwachsenen Kindern jenes Mannes das Wort Gottes zu Herzen bringen kann, vielleicht, daß von ihnen aus dann noch ein Segen in das verschlossene Haus eindringen möchte.

Diese auswärtigen Kinder des Islâm, oder diese zerstreuten Banden an den Grenzen des Kriegsschauplatzes sind nach meiner Überzeugung zur Zeit das richtige Objekt der Muhammedaner-Mission. Und wenn uns Gott in neuerer Zeit doch unverkennbar in den deutschen Schutzgebieten eine besondere Missionsaufgabe vor die Füße gelegt hat, so sollten wir da, wo sie die Gelegenheit zu einer Muhammedaner-Mission einschließt, doch zunächst unsre Verpflichtung erkennen. In Ostafrika ist die Frage „Christus oder Muhammed?“ die brennende, und selbst dem Togogebiete und Kamerun kommt sie immer näher. Dorthin weist uns die richtige Taktik (abgesehen von Sumatra) in erster Linie. Freilich in Ostafrika hat der Islâm schon ziemlich organisierte Truppen. Auch dort erfordert der Kampf viel Überlegung. Am nötigsten wäre die Sicherung dessen, was er noch nicht in seiner Gewalt hat. Überhaupt halte ich zur Zeit für die wirksamste Muhammedaner-Mission die Christianisierung der von ihm bedrohten noch heidnischen Stämme und die Rückgewinnung der erst kürzlich ihm zugefallenen, bei denen er noch nicht tiefer eingewurzelt ist. Bei der muhammedanischen Küstenbevölkerung in Ostafrika ist es schon schwieriger. Ich habe gestern mit Betrübnis gelesen von der Regierungsschule in Tanga, die religionslos eingerichtet werden mußte, weil die Furcht vor dem Prose-

lytenmachen die Schüler sonst fern halten würde. Es werden mehr solche religionslose Schulen für die Muhammedaner entstehen. Wären nur wenigstens die Lehrer ganze Christen, so würden auch solche Schulen ohne direkten Religionsunterricht ein unschätzbares Stück Muhammedaner-Mission treiben. Aber heutzutage sind wir keineswegs sicher davor, daß die Lehrer religionsloser Schulen selbst mehr muhammedanisch beeinflußt werden, als daß es ihnen gelänge, ihre Schüler christlich zu beeinflussen. Es wäre selbst nicht ausgeschlossen, daß wir noch einmal wieder jenes widerliche Schauspiel des holländischen Missionars H. . . . . erleben, der zu den Jüngern Muhammeds übertrat. Welch eine dankenswerte Aufgabe für eine deutsche Muhammedaner-Mission wäre es, in Ostafrika solche — aus Not religionslose — Schulen zu gründen und zu unterhalten, in denen treue Jünger Jesu mit ihrem stillen Wandel die muhammedanische Jugend dem Heiland zuzuführen suchten! Freilich, das ist eine sehr schwere Aufgabe. Schon der Entschluß einer Missionsgesellschaft, solche Arbeit zu übernehmen, würde ein großes Maß von Selbstverleugnung erfordern. Aber dem Islâm gegenüber, wo er festgewurzelt ist, geht nichts mit Gewalt, die stille wirkende Geduldsarbeit vermag viel mehr. Es ist die alte Geschichte von dem Mantel, den der Sturm dem Wanderer nicht zu entreißen vermochte, den aber die Sonne mit ihren warmen Strahlen leicht beseitigte.

In diesem Sinne hat ja auch der selige Közle gewirkt, wie aus seinem letzten Bericht so schön hervorgeht. Aber Persien hat nunmehr den Vorhang vorgezogen, der die Sonnenstrahlen ausschließt. Möchte sich Ihre Arbeit fortan auf solche Gebiete wenden, wo die Lebensstrahlen des Heils in Christo ihren ungehinderten Zutritt haben.

Schließlich kann ich nicht umhin, auch der von Ihnen erwähnten 50 Millionen Muhammedaner in Indien zu gedenken. Was ich von direkter Muhammedaner-Mission dort gesehen habe, war äußerst wenig ermutigend. Jede Arbeit unter einer eingewurzelten muhammedanischen Bevölkerung trägt unvermeidlich das Siegel der Erfolglosigkeit an der Stirn, sofern sie eine direkt proselytierende sein will. Um so schlimmer, wenn sie sich durch den Übertritt einzelner, die oft schlaue Betrüger sind, täuschen läßt.

Aber auch Indien hat jenen Rand des Kriegsschauplatzes, auf dem der Islâm mit unscheinbaren Truppen einen Posten nach dem andern besetzt. In Malabar gewinnt er jährlich viel mehr Anhänger als die treue Arbeit der Baseler Missionare. Wenn Sie diesen Brüdern die Hände stärken wollen durch eine Muhammedaner-Mission, die mit Sachverständnis und Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse geschickt in die Arbeit einträte, so wäre auch das ein dankenswertes Werk.

Und nun zum Schluß, lieber Herr Bruder, möchte ich bitten, daß Sie diese Zeilen nicht ansehen, als seien sie der Lust zu einer Kritik entsprossen, die andere Unternehmungen und andere Wege, als die eigenen, nur zu bemäkeln vermag. Um der Sache willen mußte ich Ihnen so schreiben. Gott helfe, daß das ernste Zeichen, das unsere Herzen erschüttert, von allen, die es angeht, richtig gedeutet werde!

— — — — — — — — — — — — — —

R. G.

Auf diesen Brief habe ich nie eine Antwort erhalten. Als mir F. im Juni 1896 einen kurzen Besuch machte, ging er über dies Schreiben hinweg mit kurzen, ausweichenden Bemerkungen.

2. Aufruf betreffend eine Brandenburgische Muhammedaner-Mission.

Im Herbst 1895 tagte eine kirchliche Provinzialkonferenz. Faber, welcher damals bereits sein Pfarramt aufgegeben hatte, um seine Kräfte der Judenmission (hauptsächlich in englischen Diensten) zu widmen, aber auch zu Evangelisationsversammlungen nach London berufen wurde, wohnte derselben bei. Hier suchte er auch für seine weiteren Muhammedanermissions-Pläne zu werben. Es gelang ihm, ohne lange Vorbereitungen, einige Freunde zu einem Komitee zusammenzubringen. Sein hinreißender persönlicher Eindruck begeisterte sogar einen jungen Amtsbruder sofort zu dem Entschluß, sein Amt aufzugeben und als Muhammedaner-Missionar hinauszuziehen und zwar — wie man sagte — ehe er die Zustimmung seiner Gattin eingeholt hatte.

Das junge Komitee beeilte sich, in mehreren Blättern einen Aufruf zu erlassen, der in Sonderabzug jedem Geistlichen der

Provinz Brandenburg zugestellt wurde. In den Zeitungen trägt er mit großen Lettern im Reklamestil die Überschrift:

Gott will es!

Den Muhammedanern das Evangelium!

Sendschreiben des Komitees zur Förderung der Aussendung eines Brandenburgischen Missionars zu den Muhammedanern an die Brandenburgische Geistlichkeit.

Es beginnt: „Das erschreckende, lawinenartige Anwachsen der muhammedanischen Propaganda in Afrika ist eine ernste Mahnung, die Mission unter den Muhammedanern nicht länger hinauszuschieben.“ Als Belag dieser Behauptung wird ein Artikel aus der Neuen Westfälischen Volkszeitung aus der Feder eines ungenannten, „sehr sachkundigen Theologen“ abgedruckt.

Derselbe geht von der sehr bedeutenden Ausbreitung des Islâm in Afrika aus, die als eine einheitliche, systematisch von der Centrale in Konstantinopel organisierte Mission dargestellt wird. Dies wird mit einem Beispiel belegt. „Der Ulema“ [1]) Ata Ulla Effendi, Direktor der türkischen Schule in Kapstadt, wurde zum Oberhaupt der muhammedanischen Gemeinden in Südafrika ernannt. Es werden die Auszeichnungen dieses Mannes seitens des Sultans erwähnt, sowie seine Schilderungen der siegreichen Macht des Islâm, dem schon jetzt der größte Teil Afrikas unterworfen sei. Es folgt das Citat von Lobeserhebungen über die bewundernswerte, großartige Organisation unter der umsichtigen Leitung des Kalifen, in der über **18000** Priester thätig seien.[2])

„Hieraus wird klar, daß vom Islâm ernste Gefahr droht. Allem Anschein nach wird in Afrika der Entscheidungskampf zwischen Muhammedanismus und Christentum ausgefochten werden müssen.“ Daher Notwendigkeit der Muhammedaner-Mission.

---

[1]) Das Wort ist eine Pluralform.

[2]) Eine Kritik dieser Angaben würde hier zu weit führen. Offenbar wirkt der Aufruf hier in rhetorischer Weise. Anstatt der großsprecherischen Auslassungen des türkischen Priesters wäre eine sachkundige Darlegung der wirklichen Verhältnisse am Platze gewesen. Man kann sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß der Verfasser des Artikels nach dem einen Beispiel generalisiert und zu wenig die spontane Propaganda des muhammedanischen Fanatismus berücksichtigt, die sich überall da zeigt, wo Muhammedaner die Macht haben.

Zur weiteren Begründung wird „der dringende Appell **Alex. Mackay's in Uganda**, welcher in der von Generalsup. **Baur** herausgegebenen Biographie dieses nächst **Livingstone** größten Missionars der Neuzeit weitergegeben ist," angeführt, sowie die Konvertierung der christlichen Bevölkerung der Umgegend von Hippo Regius, wo 280 000 erstorbene Christen den Islâm annahmen. Nun aber sei der Schwerpunkt der muhammedanischen Propaganda plötzlich auf die Südspitze gerichtet.[1])

Kapstadt wird als ein geeigneter Missionsplatz charakterisiert.

„Durch sichtliche Führungen Gottes dazu veranlaßt [vergl. die oben erwähnten Verhältnisse], hat der den Unterzeichneten liebe und werte und von ihnen für den Missionsberuf tüchtig erachtete Amtsbruder, Pastor Tietze in Haselberg erklärt, er würde einem an ihn ergehenden Rufe nach Kapstadt Folge leisten." Es wird einiges über seine Vorbereitung auf dem orientalischen Seminar in Berlin sowie über die erforderlichen Geldmittel gesagt. Der Heidenmission solle nichts entzogen werden, der Anschluß an **die Missionsgesellschaft Berlin I** wird angestrebt.

Die Geistlichen werden gebeten, die Gemeinden für die Sache zu interessieren und baldigst Gaben einzusenden. „Bis dat, qui cito dat." Wir hoffen, „daß Pastor Tietze — — — in wenigen Monaten die Vorbereitungszeit in Berlin antreten kann und dann seine Straße fröhlich nach der Südspitze des dunkeln Erdteils ziehen."

Das Komitee zur Förderung der Aussendung eines Brandenburgischen Geistlichen zu den Muhammedanern.

J. Gensichen, Pastor in Polssen bei Gramzow. U.-M. G. Wilke, Superintendent in Freienwalde a. O. Hachtmann, Pastor in Rohrbeck bei Königsberg i. N. G. Pfannschmidt, Pastor in Cöthen (Mark). Lüdecke, Pastor in Prötzel bei Strausberg. W. Faber, Pastor, Berlin.

3. Aus dem Tertialschreiben des Komitees von Berlin I.

Vom 7. Dezember 1895.

Bezüglich des gedachten Anschlusses an die Missionsgesellschaft waren keinerlei direkte Schritte gethan worden. Dennoch

[1]) Diese Behauptung ist wohl nur unter dem Eindruck des obigen Citats entstanden.

konnte der weit verbreitete Aufruf der Leitung nicht gleichgültig sein; es mußte Stellung zu der Sache genommen werden. In einer Sitzung des Komitees wurde eine Verbindung mit dem neuen Unternehmen abgelehnt. Die Gründe waren folgende:

1. Wir können bei den großen noch unerfüllten Arbeiten unsrer Mission auf den bisherigen Gebieten nicht für unsre Aufgabe halten, eine Muhammedanermission zu eröffnen.

2. Überdies dürfen wir, ohne ein Urteil über die Notwendigkeit und Ausführbarkeit einer Muhammedanermission in der Kapstadt überhaupt zu fällen, nicht verhehlen, daß uns der Plan noch viel zu wenig geklärt und reif zu sein scheint, als daß wir zu seiner Ausführung die Hand bieten könnten.

Hiernach würden wir nicht in der Lage sein, der Generalversammlung die von Pastor Faber gewünschte Vorlage im befürwortenden Sinne zu machen.

4. Eingesandt im Reichsboten.

Wenige Tage nach Veröffentlichung des Aufrufs erschien von mir im Reichsboten ein kurzer Artikel, in dem ich zunächst darauf aufmerksam machte, daß die Moslem Missionary Society eine lange Reihe von Jahren die Mission unter den Kap-Muhammedanern getrieben habe. Diese Gesellschaft ist erloschen und ihre Arbeiten haben keine nennenswerten Spuren zurückgelassen.

„Es ist zu fürchten, daß die Bedingungen und die Verhältnisse der beabsichtigten Mission nicht genügend geprüft sind. Überhaupt wird der Islâm oft nicht zutreffend gefaßt. Es ist eine ganz überwiegend weltliche Macht, dem die christliche Mission auf gleichem Niveau zu begegnen nicht imstande ist. Auch der Branntwein z. B. ist in Afrika eine verderbliche Macht. Aber niemand wird es für angezeigt halten, einen Vertreter des Enthaltsamkeitsvereins hinüber zu senden. — — — Jeder Missionar kämpft zugleich auch gegen den Branntwein. So kämpft auch jeder Missionar, wo er dem Islâm begegnet, gegen diesen. Die wichtigste Aufgabe der Christenheit gegen denselben scheint jetzt darin zu bestehen, daß wir die von ihm bedrohten Völkerschaften möglichst bald dem christlichen Einflusse sichern. In Ostafrika ist dazu viel dringliche Gelegenheit. Dort ist die Arbeit ungleich aussichtsvoller, als unter alt-islâmischer Bevölkerung.“

Weiter deutete ich Bedenken über die specielle Vorbildung des P. Tietze an, der erst das Arabische erlernen sollte. Dazu schien mir auch die Kenntnis der malaiischen Sprache erforderlich. Ich befand mich damals noch in dem Irrtum (den übrigens auch Faber selbst teilte), daß die Kapmalaien ihre Muttersprache beibehalten hätten. [In Wirklichkeit ist dieselbe schon in alter Zeit von den Buren ausgerottet worden. Sie sprechen Kapholländisch resp. Englisch.] Daher hielt ich es für angezeigt, daß ein den dortigen Verhältnissen entsprechender Missionar seine Vorbildung in Holländisch Indien gewonnen habe, wie auch die Moslem M. S. ihren trefflichen Missionar, Dr. Mühleisen-Arnold nach langjähriger Arbeit auf Java nach dem Kap berief.

Schließlich machte ich darauf aufmerksam, daß die Mitglieder des neuen Komitees, mit Ausnahme von Faber, lauter Männer ohne specielle Fachkenntnis seien.

Von den vielen zustimmenden Erklärungen, die mir auf vorstehende Kundgebung zugingen, lasse ich hier nur den folgenden Brief abdrucken.

5. Brief des Missionssuperintendenten Grützner in Bethanien, Süd-Afrika

vom 2. Dez. 1895.

Verehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie, daß ich gleich mit erster Post Ihnen sehr herzlichen Dank sage, daß Sie der Pauke ein Loch gemacht haben, mit Ihrem „Eingesandt“ in den Reichsboten, bezüglich der „Muhammedanermission.“ Ich habe schon vor Jahren befürchtet, fast „vorausgesehen“, daß diese alarmierende, mit den Trommeln rasselnde Art des Dr. Faber in Bezug auf Persien die ganze Mission unmöglich machen werde. In erhöhtem Maße hat meine Befürchtung sich erfüllt. „Enthusiasmus“, zu deutsch nach Luther: Schwarmgeisterei, kann Mission nicht recht beurteilen, darum auch nicht beginnen.

Und nun gerade für **einen** falschen Glauben Mission zu beginnen! Und nun gerade in Kapstadt! Der bekannte Dr. Sandreczky beklagte, als ich im März dieses Jahres in Jerusalem sein

Gast war, sehr lebhaft, daß wer weiß wie viele und wer weiß wer von englischen Revds. und Ladies, dort hinkämen, in der besten Absicht, aber sie hätten's nun glücklich so weit gebracht, durch — wie der Dr. S. behauptete, rücksichtsloses und unweises Dreinfahren, daß überhaupt kein Muhammedaner noch getauft werden dürfe. Nun sind, wenn irgendwo, in Kapstadt reichlich Missionsunternehmungen. Die Heilsarmee mit großem „Stabe" und Soldaten; die mit viel Gelde und revivals arbeitende „Capemission" mit großem Personal, Methodisten, engl. Kirche, eine große holländische reformierte Gemeinde Farbiger, die Brüdergemeinde ꝛc. — Alle diese Missionsgemeinden wenden sich auch an Muhammedaner. Wiederum sind viele Muhammedaner befreundet mit irgend welchen Christen jener Gemeinschaften und erfahren Einflüsse von jener Seite — die verschiedenartigsten christlichen Gemeinden bestehen längst, bilden Sekten, Krystallisationspunkte — da kommt P. Faber, und behauptet: „Gott will es haben"! daß a) speciell Muhammedaner-Mission betrieben, b) gerade in Kapstadt angefangen werde. Woher weiß er das? Und — das Fiasko der Kreuzzüge, soweit Missionserfolge damit verbunden waren, und nicht fast ausschließlich rohe Gewalt und Hunderte, Tausende von umgekommenen Menschen das Resultat, sollte schon gewarnt haben, dies Motto sich zu wählen.

Ich kann nur wünschen, daß unser verehrtes tüchtiges Komitee bewahrt bleibe, die jedenfalls unzeitige Geburt in Pflege zu nehmen.

Noch einmal herzlich dankend, daß Sie geredet, bleib ich

Ihr

treu verbundener dankbarer Mitarbeiter

H. Grützner.

P. S. falls Sie vom Obigen Gebrauch machen wollen, hab ich nichts dawider. H. Gr.

6. Pastor Dr. Lepsius

im Reichsboten Nr. 259.

„Wir Deutschen sind merkwürdige Menschen. — Hamletnaturen, die den Übergang von der Theorie zur Praxis nicht finden können. Wenn einer Miene macht etwas zu thun, fällt man ihm mit tausend Bedenken in die Arme, um ihn vor dem

verhängnisvollen Schritte zu bewahren. In der nationalen Politik mag der Fehler überwunden sein; in der Kirche und der Arbeit für die Mission steckt dieser Pfahl selbst den Besten unter uns tief im Fleische.

Wenn einer eingedenk des Wortes Jesu, daß er gekommen sei ein Feuer anzuzünden, einen Haufen Reisig zusammenträgt, und sich anschickt, das Feuerzeug herauszuholen, sind sofort ein Dutzend andere mit besorgten Mienen und großen Gießkannen am Platze."

Der bewußte Aufruf einiger angesehener Männer, wird sodann als solche Gelegenheit bezeichnet. Mancher habe schon gedacht: „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon!" „Aber richtig, da ist auch schon der Mann mit der Gießkanne in Gestalt eines Eingesandt in der Freitagsnummer des Reichsboten, unterzeichnet D. Grundemann."

„Die Sprache der Meister in Israel ist oft schwer von der Sprache des Unglaubens zu unterscheiden. Die Kundschafter, welche die Enakskinder gesehen hatten, glaubten sich ein großes Verdienst zu erwerben, als sie ein bös Geschrei machten, um das Volk vor dem abenteuerlichen Versuch, das heilige Land zu erobern, zurückzuhalten. — Die Unbesonnenheit Kalebs gefiel Gott besser."

Weiter folgt eine Karikierung der von mir angedeuteten Bedenken, indem dieselben Stück für Stück einem Ältesten der Gemeinde von Antiochien in den Mund gelegt werden, um Paulus und Barnabas abzubringen von dem Entschluß, nach Europa überzusetzen. — — — — „Überhaupt wird das griechisch-römische Heidentum oft nicht zutreffend gefaßt. Es ist eine ganz überwiegend weltliche Macht 2c. Auch der Wein ist in Europa eine nicht minder verderbliche Macht, als das Heidentum. Aber niemand wird es für angezeigt halten, einen Vertreter des Rechabitenvereins hinüberzusenden. Jeder Missionar, den wir hinübersenden, kämpft zugleich gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke. So kämpft auch jeder Judenmissionar, wo er dem Heidentum begegnet, gegen dieses. — — — Unter der jüdischen Diaspora in Alexandrien ist dazu eine viel dringlichere Gelegenheit u. s. w."

„Nun kenne ich zwar Br. Tietze nicht und trete ihm auch nicht zu nahe, wenn ich annehme, daß er kein Paulus ist. Aber

ich hoffe, daß er zu denen gehört, die mit Paulus sprechen möchten: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Und wenn er dies thut, dann halte ich es für möglich, daß, wie groß auch die Schwierigkeiten und wie berechtigt auch die Bedenken sein mögen, Br. Tietze doch noch einmal vor den versammelten Freunden wird erzählen können, wie viel Gott mit ihm gethan und wie er den Muhammedanern hätte die Thür des Glaubens aufgethan. Dr. Lepsius.

7. Meine Entgegnung.

Reichsbote Nr. 262.

Das Eingesandt in Nr. 259 hat die von mir angeführten Thatsachen ganz unberücksichtigt gelassen. Die auf den letzteren gegründete Mahnung zur Vorsicht ist also nicht beseitigt. Die scheinbar wirkungsvolle Karikierung trifft nicht zu. Die Missionsfeuer sind in vollem Brande. Es wird immer mehr Holz hinzugetragen, doch reicht es bei weitem noch nicht aus. Da kommen nun Leute und sagen: „Hier wollen wir ein besonderes Feuer anzünden; bringt uns Holz dazu!" Sie bemerken nicht, daß sich an jener Stelle tiefes Wasser befindet. Wenn ich das sehe, sollte ich nicht sagen: „Prüft doch erst einmal, ob es da brennen kann!" Darauf sollte man doch zuerst den Beweis erwarten, daß das Wasser, welches ich zu sehen meine, nicht da sei. Man kann es doch nicht darauf ankommen lassen; denn vor Vergeudung des Holzes, das anderwärts so nötig ist, sollte doch gewarnt werden.

St. Paulus würde übrigens auch nicht in ein Land gegangen sein, wo St. Petrus zuvor 25 Jahre lang gearbeitet hätte und mit dem Bekenntnis, daß seiner selbst gewählten Arbeit dort noch die Thüren verschlossen seien, unverrichteter Sache zurückgekehrt wäre. Die Apostel gingen dahin, wohin der Herr sie rief. Bei dem geplanten Unternehmen fehlt der Erweis, daß ein solcher Ruf des Herrn an die brandenburgische Geistlichkeit vorliegt. Die Neukirchner Missionsgesellschaft z. B. wäre für die betreffende Arbeit viel geeigneter. Ihr würde am Kap viel nutzloses Experimentieren erspart bleiben, dem sich die brandenburgischen Unternehmer zweifellos aussetzen.

Es erscheint nicht eben bescheiden, den letzteren insonderheit die apostolische Rolle zuzuweisen, während doch unsere Missionsgesellschaften weit über ein halbes Jahrhundert nach Kräften in

den Fußstapfen des großen Heidenapostels wandeln. Ich habe ja in vierunddreißigjähriger Arbeit bereits auch manches Holzscheit zum Missionsfeuer hertragen dürfen. Die Verdächtigung mit der Gießkanne wird mich in dieser meiner Lebensarbeit nicht irre machen. D. Grundemann.

In denselben Kerb, wie Dr. Lepsius, hatte ein Amtsbruder geschlagen, der mir privatim schrieb:[1]) — — — gerade, trotz aller Schwierigkeiten. „Mit meinem Gott kann ich über die Mauern springen." — Ich antwortete ihm, daß ich das wüßte und auch schon etlichemal in meinem Leben habe thun dürfen. Aber ich möchte nicht so anmaßend sein, von meinem Gott zu verlangen, daß er mit mir über die Mauern springen solle.

8. Fabers Entgegnung gegen mein erstes Eingesandt

d. d. London, den 2. November 1895, Reichsbote Nr. 264.

1. „H. D. G. ist dagegen, in Kapstadt Muhammedanermission getrieben zu sehen, weil in Ostafrika die Arbeit ungleich aussichtsvoller sei, als unter altislâmitischer Bevölkerung." Es sei aber umgekehrt, der Islâm in Ostafrika viel älter als in Kapstadt.

2. Ehe er das Komitee gebildet, habe er mit den kompetentesten Kennern der afrikanischen Verhältnisse Beratung gepflogen. Buchner und Merensky werden namentlich erwähnt. (Vergl. unten Nr. 11.)

3. Es sei ein Widerspruch, wenn ich einerseits behaupte, jeder Missionar kämpfe gegen den Islâm und doch Pastor Tietzes Vorbildung für ungenügend halte. Eine Vorbildung in Holländisch Indien sei geradezu abenteuerlich. „Der Dialekt der Kapmalaien ist wesentlich von dem ihres Mutterlandes verschieden."[2])

---

[1]) Es ist möglich, daß der Brief, der mir nicht mehr vorliegt, infolge des an letzter Stelle hier abgedruckten Feuilletonartikels geschrieben war.

[2]) Dieser Satz wirft ein eigentümliches Licht auf die Vorbereitungen des Unternehmens. F. wußte also auch noch nicht, welche Sprache die Kapmalaien sprechen. Vergl. oben S. 231.

4. In Ostafrika liegen die politischen Verhältnisse für jede Mission unter den Muhammedanern so ungünstig, daß ich mich nie für den Beginn einer solchen entscheiden könnte.

5. Es giebt in Brandenburg Kenner des Islâm, aber ihnen fehlt das Missionsinteresse. Sie konnten also nicht zur Bildung des Komitees eingeladen werden.

6. Die Gesamtauffassung des Islâm, welche H. D. G. aufstellt, ist derjenigen der meisten Kenner des Islâm diametral entgegengesetzt. Der Islâm ist eine im eminentesten Sinne religiöse Macht. Die politische Machtstellung — — — ist eine Folge des religiösen Fanatismus. Es wird verwiesen auf ein Buch von Sir William Muir.

7. Die mir wohl bekannten Verhältnisse der Moslem M. S. und die sehr bedeutsamen Erfolge englischer Gesellschaften, können für uns nur eine Mahnung sein, die Muhammedanermission aufzunehmen. Eingliederung in die benachbarten Heidenmissionen ist das Ziel.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich bin überzeugt, daß die Pastoren Brandenburgs sich durch das Eingesandt des H. D. G. nicht beirren lassen werden u. s. w.“

9. Meine Antwort an P. Faber.

Reichsbote Nr. 272.

Zur brandenburgischen Muhammedaner-Mission hat mir nun in Nr. 264 Herr Pastor Faber selber geantwortet, und ich danke ihm, daß er es in einem sachlichen Tone gethan hat, ohne in die Wege seines Freundes aus der Provinz Sachsen in Nr. 259 zu geraten. Ich habe ihm jedoch folgendes zu erwidern.

1. Ich habe gar nicht gesagt, daß ich dagegen bin, in Kapstadt Muhammedaner-Mission getrieben zu sehen. Ich habe nur die brandenburgischen Geistlichen zur Vorsicht gemahnt, daß sie solch ein schwieriges und nach langer Erfahrung anderer undankbares Werk übernehmen. Will die Brüdergemeinde (die bereits an Ort und Stelle ihre Mission hat und die mehrmals schon den Mut hatte, Arbeiten, die nach menschlichem Ermessen aussichtslos sind, zu übernehmen) sich jener elenden Bevölkerung besonders annehmen, so würde ich nichts dagegen sagen. Ebensowenig, wenn die Neukirchner Mission einen ihrer Arbeiter, der

das Klima auf Java nicht vertragen könnte, zu jenem Zwecke nach dem gesünderen Kaplande versetzen wollte. Ich habe die Amtsbrüder nicht beirren wollen, sondern sie zur Vorsicht gemahnt, daß sie nicht im blinden Eifer etwas thun, was sie noch nicht gründlich erwogen haben.

Uns brandenburgischen Geistlichen liegt jetzt Ostafrika viel näher als Kapstadt. Jenes hat abgesehen von dem völlig islâmisierten Küstenrande manche Völkerschaften, deren Muhammedanismus noch so jung und oberflächlich ist, daß für die Mission günstige Aussichten bestehen, und hat vor allem heidnische Völkerschaften, die in Gefahr sind, dem Islâm zu verfallen, wenn ihnen nicht bald das Evangelium gebracht wird. Die Kapmuhammedaner sind, abgesehen von ihren Proselyten, durchaus nicht Neulinge in ihrem Bekenntnis, das bereits ihre Urahnen vor vielen Jahrhunderten angenommen haben.

2. Was Merensky und Buchner in der Sache gesagt haben, sollte uns doch eingehend mitgeteilt werden. Ich kann mir nicht denken, daß sie die Verpflichtung der brandenburgischen Geistlichkeit zu diesem Unternehmen behauptet haben.

3. Es ist kein Widerspruch, wenn ich einerseits sage: Jeder Missionar kämpft (in den betr. Gebieten) gegen den Islâm, und andrerseits Br. Tietzes beabsichtigte Vorbereitung für ungenügend halte. Es ist ein Unterschied zwischen gelegentlicher Wirksamkeit einerseits und offizieller andrerseits. Mancher Freund der Homöopathie hat in seinem Kreise vielen geholfen. Wollte er aber amtlich als Arzt auftreten, so würde man eine besondere Vorbildung fordern, und ein halbjähriges Studium der Medizin würde nicht genügen. Ebenso ist es mit dem offiziellen Muhammedanermissionar. — — — — Der bedeutendste M.-Missionar in Kapstadt, Dr. Mühleisen-Arnold, war jahrelang vorher in Holländisch Indien gewesen. Die Moslem Missionary Society wußte, was sie that, als sie ihn nach dem Kap sandte.

4. Wenn die Thüren für eine direkte, offizielle Muhammedaner-Mission in Ostafrika noch nicht geöffnet sind, so begnüge man sich eben mit der gelegentlichen, die jeder Missionar daselbst üben kann, und stärke den dort vorhandenen Missionen die Hände, geduldig abwartend, bis die Zeit für die specielle Arbeit gekommen sein wird.

5. Wenn sich zur Zeit unter den brandenburgischen Geist-

lichen ad hoc keine Sachverständigen befinden, so sehe ich darin einen deutlichen Fingerzeig, daß sie nicht eine Sache in Angriff nehmen sollen, die sie nicht verstehen. Es giebt vieles andere, das sie verstehen und für das sie specielle Sachverständige in ihrer Mitte haben. Unsere vorliegenden Missionsarbeiten legen uns noch so viele Verpflichtungen auf, und zwar dringendster Art, daß wir sicherlich nicht Ursache haben, uns mit etwas Neuem zu befassen, worüber wir uns erst mit schwerem Lehrgelde würden orientieren müssen.

6. Ich habe den Islâm nicht als eine politische Macht bezeichnet, sondern als eine überwiegend weltliche, was mir trotz seines religiösen Gewandes nicht bestritten werden wird. In dieser Beziehung halte ich den Vergleich mit den verderblichen Wirkungen des Branntweins in Afrika aufrecht.

7. Daß Herrn P. Faber die Verhältnisse der Moslem M. S. bekannt sind, sollte man erwarten. Um so mehr vermißt man die Erwähnung derselben in jenem Aufruf. Ebenso vermisse ich in seiner Entgegnung die Angabe der mir unbekannten Erfolge, die am Kap ihre langjährigen Arbeiten überdauert hätten. Ebenso wären die „sehr bedeutsamen Erfolge“ englischer Muhammedaner-Missionare doch noch näher zu beleuchten. Meines Wissens kann man von solchen Erfolgen zur Zeit nur im Pandschab bezw. den Nordwestprovinzen Indiens reden, wo es sich um eine jung-islâmische Bevölkerung handelt. Was ich in Indien sonst von Muhammedanermission gesehen habe, war äußerst wenig ermutigend (vergl. „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1892, S. 207 ff.).

Die bisherigen Verhandlungen lassen meine Mahnung zur Vorsicht noch keineswegs überflüssig erscheinen. Daß Gott es will, daß auch den Muhammedanern am Kap geholfen werde, ist sicher. Aber daß diese Hilfe **jetzt durch die brandenburgische Geistlichkeit** ausgeführt werde, scheint mir in keiner Weise angezeigt zu sein. Ich rede im Namen vieler brandenburgischen Geistlichen, wenn ich vorläufig es ablehne, in dem von glühender Begeisterung getragenen Wunsche und Plane P. Fabers einen speciellen göttlichen Ruf zu erkennen. Seine Erfahrungen in Persien haben viele von uns vorsichtig gemacht. Wir, die wir uns täglich vorhalten, wie wenig bis jetzt die uns unzweifelhaft von dem Herrn übertragenen Missionsaufgaben gelöst sind, und uns bemühen, immer treuer, tüchtiger und geschickter an ihrer

Lösung zu arbeiten, werden uns nicht irre machen lassen durch einen ganz neuen Plan, dessen Ausführung beim besten Willen sich nicht thun lassen wird ohne Beeinträchtigung der bisherigen Missionsarbeiten. Vor jeder übereilten neuen Gründung können wir unsere Amtsbrüder nur warnen. D. Grundemann.

10. Bericht über eine Versammlung von Freunden der Muhammedanermission.

Reichsbote Nr. 38 v. 14. Febr. 1896.

„Die Freunde der Muhammedanermission in der Provinz Brandenburg hatten sich am Dienstag im Christlichen Verein junger Männer zahlreich zusammengefunden. Nach dem Eingangsgebet des Superintendenten Wilke aus Freienwalde berichtete Pastor Faber über den Stand der Muhammedanermission im allgemeinen und über die Lage in Kapstadt im besonderen. Für die dortige Muhammedanermission ist Pastor Tietze (Haselberg i. d. M.) in Aussicht genommen, der die Freudigkeit gewonnen hat, sein hiesiges Amt mit dem dornigen Leben des Missionars zu vertauschen. Dr. Siemsen teilte von der internationalen Studentenkonferenz in Liverpool mit, daß sich dort mehrere deutsche Studenten bereit erklärt hätten, in den Dienst der Mission, speciell der Muhammedanermission, zu treten. Auf die Bitte des Superintendenten Wilke und des Pastors Faber gab Fräulein Wasserzug einige interessante Bilder aus ihrer Missionswirksamkeit in Tunis.

— — — — — — — — — — — — — —

Es wurde ins Auge gefaßt, daß Pastor Tietze im Lauf des Jahres einen mehrmonatlichen Urlaub zu einem vorbereitenden Aufenthalt in England erbitten soll. Nach Mitteilung des Pastors Faber hat der berühmte Geistliche der Kapstadt, Andr. Murray, den er in London darüber befragt hat, Südafrika für ein ausgezeichnetes Missionsfeld für die Muhammedanermission erklärt, in Übereinstimmung mit den Aussprüchen des Missions-Superintendenten Merensky (Berlin I) und des Missionsdirektors Buchner (Brüdergemeinde). Murray hat seine Mitwirkung zugesagt. Die Mittel für die Entsendung des Pastors Tietze hofft man in Brandenburg aufzubringen. Als brandenburgisches Komitee für Muhammedanermission haben sich die Pastoren Gensichen-Polßen, Superintendent Wilke-Freienwalde, Pfannschmidt-Neu-Tornow,

Lüdecke-Prötzel, Pastor Faber-London und Berlin W., Wormserstraße 9, u. a. konstituiert und sind bereit Gaben anzunehmen."

Zur Ergänzung machte ich in Nr. 43 darauf aufmerksam, daß man aus der Erwähnung des Missionssuperintendenten Merensky (Berlin I) nicht schließen dürfe, daß die letztere Missionsgesellschaft für Fabers Plan eintrete; daß sie vielmehr jede Beteiligung offiziell abgelehnt habe.

11. Aus einem Briefe des Missionsdirektors Buchner vom 10. Februar 1896.

„Voriges Jahr traf ich in Halle Pastor Faber und kam mit ihm ins Gespräch. Dabei bemerkte ich ihm, daß es mir schwer auf dem Herzen liege, daß niemand sich der Muhammedaner in Kapstadt annehme. Zugleich machte ich aber darauf ernstlich aufmerksam, daß die Arbeit dort eine der denkbar schwersten sein werde. Ein Mann dort müsse bereit sein 30—40 Jahre zu dienen ohne auch nur eine Frucht zu erlangen, ich meinte, einen so — menschlich gesprochenen — aussichtslosen Posten kennte ich nicht. Er sprach davon, daß er gern einen Mann und die Mittel schaffen werde, wir — die Brüdergemeine — sollten denn die Sache in die Hand nehmen. Er wollte weitere Verhandlungen mit uns führen. Statt dessen las ich in einem Schreiben von ihm einen Passus, der mich behandelte und mich veranlaßte, an ihn zu schreiben, auf welches ich keine Antwort bekam. Als ich nun die Veröffentlichungen im Reichsboten las, daß Faber beabsichtigte in Kapstadt einen Missionar anzustellen, wandte ich mich an ihn und schrieb, ich freue mich dessen sehr und rate ihm, mir Genaueres mitzuteilen, damit ich an unsern Missionar in Kapstadt schreiben könne, er sei der einzige, der malaiische Kinder in der Schule habe und ihm Anknüpfungspunkte biete. Darauf eine Karte voll Freuden und Nachricht, er werde im Dezember nach hier kommen zu weiterer Besprechung. — Aber niemand kam, und ich hörte seitdem kein Wort mehr. — Dies die Thatsachen. Ich verstehe Pastor Faber und seine Handlungsweise nicht und enthalte mich jedes Urteils. Aber Sie werden verstehn, daß ich jetzt nicht viel Vertrauen zur Sache habe."

— — — — — — — — — — — — — —

C. Buchner.

12. Auflösung des Komitees.

Reichsbote Nr. 160 vom 10. Juli 1896.

Muhammedanermission in der Kapstadt.

Infolge unseres Aufrufs zur Begründung einer Mission unter den Muhammedanern in der Kapstadt sind uns 294,10 M. zugegangen.

Da zur Zeit dieser Plan nicht realisiert werden kann, so werden die eingegangenen Gelder nach Abzug der Unkosten, falls die Geber über ihre Gaben innerhalb vier Wochen nicht anders bestimmen, zu Gunsten einer bereits bestehenden Mission unter den Muhammedanern verwendet werden. Sobald dies geschehen, ist das unterzeichnete Komitee aufgelöst.

Das brandenburgische Komitee für die Muhammedaner-Mission in der Kapstadt:

gez. W. Faber. J. Gensichen. Hachtmann. Lüdecke. G. Pfannschmidt. G. Wilke.

13. P. Tietzes Dank.

Am 8. Februar 1897 bei Gelegenheit der Jahresversammlung der Brandenburgischen Missionskonferenz in Königsberg i. N. stellte sich mir beim Ausgang aus der Kirche ein Amtsbruder vor. Es war P. Tietze. Er drückte mir die Hand und dankte mir, daß ich durch das betreffende Eingesandt seine Aussendung nach dem Kap verhindert habe.

14. Wie der Kampf mit Dr. Lepsius beigelegt wurde.

Nicht lange nach dem Erscheinen des Gießkannenartikels hatte Dr. Lepsius, wie mir der Pfarralmanach verraten, seinen Geburtstag. Ich sandte ihm die folgende Karte



Ohn mich gedeiht kein Garten.

Herzliche Segenswünsche
zum neuen Lebensjahre
sendet ergebenst

R. Grundemann.

Darauf erhielt ich zu Weihnachten ein Schriftstück unter dem Titel:

Eine neuentdeckte

Makame

des

Hariri

Herrn D. Grundemann zugeeignet vom Übersetzer

J. Lepsius.

Ich bedaure, daß der Raum mir nicht die Mitteilung dieser interessanten Dichtung, welche die Form der Makame mit Meisterschaft nachahmt, gestattet. Ich gebe wenigstens die wichtigsten Gedanken mit einigen Proben wieder.[1])

Der Verfasser wird schiffbrüchig bei Jaffa gerettet. Er beschließt nach el Kuds (Jerusalem) zu reisen. Er trifft einen Greis mit einem Pferde, das er nach einigem Handeln für 20 Piaster mietet. Er besteigt das Roß und fragt den nebenhergehenden Alten nach seiner Profession. Es kommt heraus, daß er die Gartenkunst betreibt, und der Reiter bittet um einige Brosamen seiner Weisheit in diesem Fache.

„Da blickte er verdächtig und höhnisch — und sprach verächtlich und argwöhnisch:

Du willst trügen mit meiner Salbe
Und liegen auf meiner Halbe
Und fliegen mit meiner Schwalbe
Und pflügen mit meinem Kalbe —
Doch sei's meinethalbe."

Darauf giebt er dem Reiter das Rätsel auf:

„Ein Faß ohne Spund
Mit Armen, die rund,
Ein Rohr als Schlund
Ein Sieb als Mund
Als Kopf ein Trichter
Nun rate, o Richter!"

Jener zerbricht sich den Kopf, und der Alte kommt ihm mit folgender Umkehrung des zu ratenden Wortes entgegen:

---

[1]) Eine Kenntnis der Makamen Hariris in Rückerts Übersetzung wird das Verständnis erleichtern.

„Nimm Feder und Dinten,
Was vorne schreib hinten,
Was hinten nach vorn,
Ein „er“ zum Sporn“ —

und erklärt dann: „Ich meine die Kritiker — die hochweisen Politiker, — die, was die Gesetze beschließen, — mit ihrem Geschwätze begießen.“

Da geht dem Verfasser ein Licht auf. „Da war's, als ob er die Zunge spitzte — und mich verschmitzt anblitzte.“

„Kennst du nun das Ding, womit ich schöpfe?
Und netze alle Blumentöpfe
Und feuchte alle Kohlköpfe
Und wasche alle Hohlköpfe
Und brause alle Brauseköpfe?“

Und dann hebt er abermals an:

Ohne mich gedeiht kein Garten,
Ohne Wasser muß die Reb' entarten,
Ohne Steuer fährlich ist's zu starten,
Ohne Hemmschuh wage keine Fahrten,
Allzuscharf macht deiner Klinge Scharten,
Wohl, wenn Weisheit sich und Jugend paarten.

Jetzt erkennt der Reiter den Scheich Abu Seid und nötigt ihn den Platz auf dem Rosse einzunehmen. Als sie um die Morgenröte durchs Thor el chalîl einziehen, verschwindet der Alte im Gewühl. Erst später wird dem Verfasser ein Zettel überreicht, an dem er sogleich die Schriftzüge des Abu Seid erkennt. Er liest:

Im Namen der Gnade,
die für alles zu loben ist —
Für alles, was grade,
krumm und verschoben ist —
Wenn vorüber die Zeit
der Prüfung und Proben ist —
Komm hinüber zum beit —
el mikdasch,[1]) das droben ist,
Wo du Ruhe und Rast hast,
Keine Mühe und Last hast;
Wo, was du verpaßt hast,
Und was überhast't hast,

---

[1]) Heiligtum.

In den ewigen Ratschluß verwoben ist.
Preis dem, der für alles zu loben ist.

Ich schlug in die dargereichte Hand zur Versöhnung gern ein und antwortete:

Für Ihre Zeilen,
Die anmutig eilen
Wie leichte Gazellen,
Den Dank zu bestellen,
Kommt dieses Blatt.

Die Feder geht matt
Und träg die Gedanken
In solchen Schranken
Arabischer Formen
Und ihrer Normen,
Die fremd mir geblieben.[1]

Was Sie geschrieben,
Das zeigt den Meister.
Hariris Geister
(Durch Rückert bekannt)
Mit Zauber gebannt
Sind Ihnen zur Hand.

Wir staunen billig
Wie Ihnen willig
Die Sprache sich fügt,
Und ohne Schwanken
Sich dem Gedanken
Das Wort anschmiegt.

Noch höher schätz' ich,
Und mehr noch ergötzt mich
Die größere Kunst:
Satirische Pfeile
Zu wandeln mit Eile
In Blumen der Gunst,
In Zweige der Ehren,
Zum Kranz der Lorbeeren.

Zu groß sind die Ehren,
Die Sie mir gewähren!
Ich hab mich erkühnt nie,
Als hätt ich verdient sie
Auch halb nur! —

Doch aber
Wenn sorglos der Faber
Mit Feuer spielte,
Des Macht er vergessen
Zuvor zu ermessen,
Gebührt' ihm der Guß,
Der Gießkanne Fluß,
Daß nüchtern die Sinn' er ihm kühlte.

Was ich begonnen,
Ist weiter gesponnen.
Berufnere Hände
Bringen zur Wende
Jetzt seinen Plan.

Freund Faber, getreuer,
Mach immer dein Feuer
Am rechten Orte.
Dem deutlichen Worte,
Der Weisung des Herrn,
Wir folgen gar gern.

„Gott will's," wo die Thüren
Er aufgethan,
Sein Heil einzuführen,
Er selbst macht Bahn.

Wo Thüren verschlossen,
Da wollen verdrossen

---

[1]) Zwar lernt' ich und liebt' ich levantische Sprachen,
Doch des Doppelreimes Drei- bis Sechsgespann
Dem Vorbild des Hariri nachzumachen
Ich nie mich unterfangen kann.

Nur Menschen sie sprengen,
Die nicht in den engen
Bescheidenen Gängen
Zu wandeln geneigt.

Geduldig zu warten
Und treulich den Garten
Begießen und pflegen,
Das bringet Segen.

Solch Werk der Kanne
Dem christlichen Manne
Steht besser an,
Als Fechten mit Spießen
Und Pfeile schießen
Im Preßorgan.

Drum fort mit der Fehde!
Nur freundliche Rede
Vereine uns immer im Dienste des
Herrn!
Er helf uns in Gnaden
Nur auf Seinen Pfaden
Trotz eigner Pläne zu wandeln gern.

Durch alle Schwächen
Helf' Er uns brechen
In dieses irdischen Lebens Frist,
Bis wir eingehen,
Ihn ewig zu sehen
Im beit el mikdasch, das droben ist.

Anhang.

Schilderung der Kap-Muhammedaner.

Das Objekt des Streites um die brandenburgische Muhammedaner-Mission war den meisten Beteiligten nur ungenügend bekannt. Was ich über die Kap-Muhammedaner erfahren konnte, versuchte ich hier zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen. Da die hier geschilderten Verhältnisse für eine richtige Beurteilung der geplanten Unternehmung wichtig sind, dürfte es angezeigt sein, den kleinen Artikel, der im Reichsboten Nr. 76 vom 29. März 1896 erschien, hier aufzunehmen.

Eine verschlossene Thür.

Es ist ein sonderbares Völkergewirr, das durch die Straßen von Kapstadt auf und ab strömt. Man kann die verschiedensten Hautfarben nebeneinander beobachten, vom Weiß der Europäer bis zu dem dunkelsten Kaffeebraun der Mozambiquer. Nicht selten zeigt sich noch etwas vom Hottentottentypus mit fast dreieckigem Gesicht und gekrollten kleinen Haarbüscheln — öfter noch das flachnasige Gesicht des dunkelfarbigen Südafrikaners unter dem Wollhaar. Mannigfaltige Abstufungen lassen die Mischung verschiedener Typen erkennen. Aber immer wieder begegnen uns Leute, die augenscheinlich einem ganz besonderen Volke angehören, das von Vermischung ziemlich frei geblieben zu sein scheint.

Sieh dort, auf dem Bock der eleganten Kutsche den Fuhrmann mit dem großen, spitzen Strohhut! Sein hellbraunes Gesicht mit der kräftig hervortretenden Nase und dem kleinen Munde, umrahmt von einem kurz gehaltenen, schwarzen Bart, hat etwas Ausdrucksvolles. Sehr geschickt weiß er die feurigen Rosse zu lenken. Sein Herr ist in der Hauptsache mit ihm zufrieden, wenn nur nicht die vielen kleinen Spitzbübereien vorkämen, die, wie alle Hausgenossen annehmen, von dem Joseph verübt werden, ohne daß man ihn jemals ertappte. Vielleicht hat er eben wieder so etwas gethan. Dort an der Ecke steht eine Frau, der er geschickt ein Päckchen zuwirft, nachdem er mit dem schlauen Blicke seiner schwarzen Augen sich versicherte, daß ihn niemand beobachte. Sie ist die Gattin und die Hehlerin. Wir bemerken ihr hübsches Gesicht, obwohl das grellrote Kopftuch nicht bloß das Haar, sondern, nach unten geschlungen, auch den Mund verhüllt. Könnten wir sie in der Festkleidung sehen, würde sie eine weit auffälligere Erscheinung darbieten. Dann würde sie ein noch brennenderes rotes Seidentuch tragen, sowie eine rosafarbene Jacke und einen von mächtiger Krinoline auseinander gespreizten lila Rock, vielleicht auch grüne Handschuhe und gelben Sonnenschirm. Jetzt freilich trägt sie nur ein ziemlich unsauberes Gewand. In eine Seitengasse einbiegend, war sie bald unseren Augen entschwunden.

Horch! Ein eintönig singender Ruf fesselt unsere Aufmerksamkeit. Der Fischhändler preist seine Ware an, die er in zwei Körben an einer Tragstange trägt, in dem einen Fische, in dem andern die beliebten Seekrabben. Auch er trägt ein buntes Kopftuch und trotz der Hitze ein dickes blaues Halstuch; dazu rote Weste und grüne Joppe. Leichte Beinkleider, aus denen die bloßen Füße hervorschauen, vollenden den Anzug. Sein Gesicht, obwohl ein wenig dunkler als die bisher beobachteten, zeigt den gleichen auffallenden Typus, der so verschieden ist von dem der zahlreichen Käufer, die mit ihm feilschen, wobei auch er im platten Kapholländisch eine bemerkenswerte Zungenfertigkeit offenbart. Wenden wir uns nach links. Eine Seitenstraße führt uns zum Strande. Wir überschauen die weite Tafelbai, von deren dunkler Fläche sich freundlich die Segel mancher Fischerboote abheben. Es sind Leute desselben Stammes, die dort ihre ertragreiche Arbeit treiben. Hier haben einige soeben das volle Netz ans Land gezogen. Ernst und ruhig verrichten sie ihr Werk in auffallendem

Gegensatz zu der buntgemischten jugendlichen Zuschauerschar, die mit lautem Johlen und lebhaften Gestikulationen ihre Bemerkungen machen.

Wir kehren in die Stadt zurück. Hinter dem Häusermeer ragt mächtig die gewaltige Mauer des Tafelberges empor, zur Linken der Teufels-Pik, zur Rechten der Löwenkopf. Zwischen stattlichen Häuserreihen kommen wir auf einen offenen Platz. Ochsenwagen und Eselskarren halten da in großer Zahl. Die Leute vom Lande haben ihre Produkte in Masse zum Markt gebracht. Dort werden soeben große Haufen von Gemüsen an Zwischenhändler verauktioniert. Dabei finden wir wieder die Hellbraunen mit ihren Kopftüchtern oder großen Sonnenhüten. Bei längerer Beobachtung würden wir bemerken, daß sie das ganze Geschäft in der Hand haben. Wagt es ein Fremder mitzubieten, so wird er sofort überboten. Untereinander aber lassen sie keine Rivalität aufkommen.

Wir dürfen diese Klasse von Leuten aber nicht bloß in den unteren Schichten der Bevölkerung suchen. Wie wir vor dem Schaufenster eines eleganten Ladens stehen, rauscht an uns eine Dame vorüber, ein Kleid von schwerstem Seidendamast über der mächtigen Krinoline, mit feiner Samttaille, den Kopf von kostbarem Spitzentuche umhüllt, fast an jedem Finger Ringe mit blitzenden Diamanten und Rubinen. Wir konnten ihr gerade noch ins Gesicht sehen um von den harmonischen Zügen und dem wohlgepflegten hellen Teint den Eindruck der Schönheit zu erhalten. Sie ist in der Hausthür verschwunden.

Drüben aber ergießt sich der Strom der lieben Jugend aus einer Schule nach beendetem Unterricht. Auch unter ihnen finden sich vereinzelt ein paar solcher hellbraunen Jungen, die augenscheinlich unter der Schar die erste Geige spielen und die andern terrorisieren. Der eine schlägt auf einen der krausköpfigen Mitschüler los, ohne daß die andern ihrem geprügelten Kameraden beizustehen wagen.

Da kommt gerade ein europäischer Herr im schwarzen Rock mit weißer Binde. Diese Scene verdrießt ihn augenscheinlich. Er richtet einige tadelnde Worte an den kleinen Raufbold. Der aber erwidert mit einem Schwall gemeinster, unzüchtiger Redensarten, wobei seine schwarzen Augen boshaft funkeln.

Ruhig geht der Herr weiter. „Ja, ja,“ spricht er mit einem

Seufzer vor sich hin, „die Slamschen verderben die ganze Jugend.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie scheinen mit den hiesigen Verhältnissen bekannt zu sein,“ so wandten wir uns nun an den geistlichen Herrn. Freundlich bejahend stellte er sich vor als den Missionar der Brüdergemeinde, der schon sieben Jahre am Orte arbeite. Wir baten um die Erlaubnis, ihn begleiten zu dürfen, und er machte uns ausführliche Mitteilungen über die Klasse der Bevölkerung, die wir soeben mehrfach beobachtet hatten.[1])

„Die Leute, die Ihnen aufgefallen sind, gehören zu den Malaien, deren Vorfahren einst als Sklaven von der holländischen, ostindischen Handelskompagnie ins Land gebracht worden sind. Ihre besondere Art haben sie festgehalten, obwohl unter dem harten Zwange der Buren (die bei jeder Unterhaltung in fremder Sprache Verrat witterten), ihre Muttersprache völlig ausgerottet worden ist.[2]) Nach der Emancipation (1837) haben sie sich ganz von den Buren zurückgezogen und leben in den Städten als Handelsleute, wobei sie eine ähnliche Stellung wie in Europa die Juden einnehmen. Sonst treiben sie Fischerei und von Handwerken: Maurerei und Sattlerei. Mit Pferden wissen sie ausgezeichnet umzugehen. Am besten aber verstehen sie allesamt das Lügen und Betrügen. Ihre Religion hindert sie daran nicht. Sie sind Muhammedaner, aber sehr unwissende. Einige machen die Pilgerfahrt nach Mekka und kommen als Hadjis mit dem Kaftan geschmückt nach längerem Aufenthalte zurück. Doch auch diese lernen den Koran nur notdürftig lesen, aber nicht verstehen. Der Gouverneur fragte einmal eine Deputation dieser Malaien, ob einer unter ihnen sei, der den Koran gut lesen könne? Es kam schließlich heraus, daß es am Kap nur einen solchen gab, der sich aber gerade auf den Diamantfeldern aufhielt. — Auch selbst ihre Priester sind höchst unwissend, obgleich sie, dem Gebote des Islâm zuwider, den Koran in holländischer Übersetzung lesen. Ein solcher sagte mir einmal, ob ich nicht

[1]) Die folgende Darstellung ist eine fast buchstäbliche Wiedergabe von Mitteilungen des Herrn Missionar P. E. Hickel, jetzt in Potsdam.

[2]) Ich lasse gern meine frühere Annahme (vergl. 1895 Nr. 272) hierdurch berichtigen. Daraus, daß die Moslem Missionary Society einen langjährigen Missionsarbeiter aus Holländisch Indien herbeirief, hatte ich geschlossen, daß die Kenntnis der malaiischen Sprache zu der beabsichtigten Missionsthätigkeit erforderlich sei.

wisse, daß Jesus Christus auch „slamsch“ gewesen sei? Es stehe ja in der Bibel, er sei am achten Tage beschnitten — so sei es auch bei ihnen. Alle Versuche, ihn eines anderen zu belehren, waren vergeblich. Sie sind zu ungebildet, um sie zu logischem Denken zu bringen und zu eingebildet, um ihren Irrtum einzusehen. Ich bin sieben Jahre unter ihnen thätig gewesen, habe aber nicht einen überzeugt. Sie sind fanatisch; aber es ist nicht wie bei anderen Muhammedanern ein religiöser Fanatismus. Sie sind in Glaubenssachen vielmehr ganz gleichgültig; bei ihnen ist alles äußere Form. Sie haben ihre Moscheen; ja eine orthodoxe Sekte hat sogar eine besondere. Die Glaubensspaltung aber wurde lediglich dadurch herbeigeführt, daß einmal ein Priester aus Mekka nach dem Kap kam, der entsetzt war, daß die Gläubigen „Spinnen“ äßen, was doch im Koran streng verboten sei. Er meinte die Seekrabben. Es entstand ein lebhafter Streit darüber, ob die Krabben zu den Spinnen gehörten, der schließlich durch den Ausspruch unseres Landsmannes Dr. D. Hahn, der als Professor der Naturwissenschaft doch Autorität sein mußte, entschieden wurde. Krabben haben zehn Beine, aber Spinnen haben deren nur acht — so lautete das Verdikt, zur großen Freude der Mehrzahl, die bei ihrem gewohnten Nahrungsmittel zu bleiben wünschte, während eine Minorität sich separierte in dem Glauben, daß die Krabben doch Spinnen seien! — Charakteristisch ist auch, daß sie nicht bloß ihre muhammedanischen, sondern ebenso auch die christlichen Feste feiern. Pfingst- und Ostermontag sind ihnen Hauptfeste. Da sieht man sie zu Tausenden in bunten Gruppen am Strande ihren Kaffee kochen. — Ihre Moralität ist sattsam bekannt. Sie scheinen nur das eine Gebot zu haben: „Laß dich nicht erwischen.“ Im Verkehr halten sie sich von der übrigen Bevölkerung sehr getrennt. Es ist schwer an sie heran zu kommen.“

„Aber es scheint,“ bemerkte einer von uns, „als hätten Sie, werter Herr, Gelegenheit gehabt, ihnen näher zu treten.“

„Freilich, manchesmal; aber es waren nie erfreuliche Gelegenheiten. Sehen Sie, für unsere Arbeiten hat der Herr hier eine weite Thür aufgethan.“

„Jawohl,“ fiel ich ihm ins Wort. „Aus dem Missionsblatte der Brüdergemeinde kennen wir das gesegnete Werk von Moravian Hill, die suchende Liebe, mit der Sie den hier wandernden Heidenchristen nachgehen und sie vor den Gefahren der Großstadt und

einer gottlosen europäischen Civilisation schützen und so manche Seele vor dem Verderben bewahren."

Ein Glanz dankbarer Freude zog über das Gesicht unseres Begleiters. „Doch bei der offenen Thür sind auch viel Widerwärtige. Wohl haben wir auch mit den Lastern der Großstadt einen schweren Kampf. Aber unsere schlimmsten Feinde sind doch die Slamschen. Glauben Sie wohl, daß sie uns manche aus dem Heidentum gerettete Seele wieder abspenstig machen? Da komme ich neulich zu einem Muhammedaner. Ich werde in die beste Stube geführt. Aber die Leute sahen gar nicht malaiisch aus. Ich frage nach ihrer Herkunft. Nach langem Hin- und Herlügen kommt es heraus, daß diese Leute Mitglieder unserer Gemeinde zu Gnadenthal waren. Hermanus, so heißt er, erzählte dann ziemlich frech, wie er durch die Muhammedaner ein reicher Mann geworden sei. Der Islâm sei die beste Religion. Sehr bezeichnend ist die weitere Unterhaltung, die ich mit ihm hatte. Ich fragte: Aber mein lieber Hermanus, wie wird's dir in der Sterbestunde gehen? O, erwiderte er, mein Glaube bringt mich in den Himmel! — Was aber ist dein Glaube! Er stellte sich an die Wand, das Haupt aufgerichtet, holte selbst sein rotes Kopftuch herunter (was sie sonst nie thun dürfen), faltete die Hände und sagte das ganze Apostolikum her. Als er mit Amen geschlossen, bemerkte ich, daß dies doch sein alter christlicher Glaube sei und nicht der muhammedanische. Das thut nichts, erwiderte er, der Priester hat uns gesagt, bei dem Glauben könnten wir ruhig bleiben. Ich fürchte trotz des Plapperns des Bekenntnisses ist bei ihm keine Spur von Herzensglauben übrig geblieben. Für allen weiteren Zuspruch blieb er unzugänglich, log mir viel vor von seiner Nüchternheit [1]) und ließ nicht ab, den Islâm zu preisen."

Die größte Gefahr aber sind die Slamschen für einzelne Christenmädchen, die in die Stadt kommen. Sie mieten sie als Dienstmädchen, aber thatsächlich werden sie ihre Nebenfrauen, die ihnen der Islâm gestattet, obwohl das Gesetz die Polygamie verbietet. Das Herz möchte einem brechen, wenn man solche einst gläubige Jüngerinnen Jesu wenige Jahre später als eingefleischte

[1]) Die Kapmuhammedaner sind keineswegs strenge Enthaltsamkeitsleute, wenn auch diejenigen, die öffentlich betrunken gesehen worden sind, in der Moschee am Schandpfahl stehen müssen. Desto mehr trinken sie in ihren Häusern.

Muhammedanerinnen wiedersieht, die der Kirche des Herrn unwiederbringlich verloren sind."

„Wirklich?" rief einer von uns, „sollte nicht Gottes Wort Kraft haben, auch solche Verirrten zur Umkehr zu bringen?"

„Die Kraft des Wortes Gottes bezweifle ich nicht," erwiderte der Missionar. „Aber hier lernt man verstehen, daß es unter Gottes Zulassung verschlossene Thüren giebt, durch die das Wort nicht hindurch dringt. Es sind allerdings einige Übertritte vorgekommen. Unter den 900 Mitgliedern der holländischen reformierten Gemeinde, deren Missionar ich ein halbes Jahr lang vertrat, fand ich zwei Frauen, die vom Islâm zum Christentum gekommen waren, aber weniger durch irgendwelche Missionsarbeit, sondern durch erschütternde Lebensereignisse, wie sie mir eingehend erzählten. Die Waschfrau jenes Missionars war eine Malaiin. Ich fragte sie einmal, warum sie nicht Christin geworden sei, da sie doch 30 Jahre lang in dem christlichen Hause verkehrte. Sie meinte, sie sei nahe daran gewesen; aber der christliche Jüngling, der sie hätte heiraten wollen, sei durchgegangen nach Port Nolloth. Hätte sie ihn gekriegt, so wäre sie gewiß eine Christin geworden. Dies ist beinahe der einzige Grund von Übertritten, weil die Mädchen, wenn sie Andersgläubige heiraten, von den Muhammedanern ausgestoßen werden. Ich vermute, daß auch in den englischen Gemeinden die Bekehrten malaiischer Abkunft (übrigens auch nur wenige) auf dieselbe Art herübergekommen sind."

„Aber," erwiderte mein Freund, „liegt die Ursache dieser traurigen Verhältnisse nicht etwa darin, daß bis jetzt hier keine specielle, direkte Muhammedaner-Mission getrieben worden ist? Sie und die Missionare der anderen Denominationen sind von ihrer besonderen Arbeit so in Anspruch genommen, daß nur ein Bruchteil ihrer Kraft für die Malaien übrig bleibt. Aber wenn ein Mann mit ganzer Kraft ihnen nachginge, würde er vielleicht mehr Erfolge haben."

„Bester", fiel ich ihm nun in die Rede, indem ich lächelnd den Finger gegen ihn aufhob: „Beabsichtigten Sie nicht vor Jahr und Tag Gunderts Handbuch (die evangelische Mission) zu studieren? Daraus sollten Sie gelernt haben, daß die Moslem Missionary Society sehr lange hier solche specielle Arbeit getrieben hat, und Dr. Mühleisen-Arnold war ein Mann, der seine volle Kraft für die Sache einsetzte. Ich habe früher mit leb-

haftem Interesse seine Arbeiten verfolgt. Doch der mir zugänglichen Berichte wurden immer weniger, und ich habe die Sache zuletzt aus den Augen verloren. Ich habe auch erst aus Gundert erfahren, daß die Gesellschaft erloschen sei. Aber ich freue mich, nun von unserm freundlichen Führer etwas Näheres über die Sache zu erfahren. Nach zwanzigjähriger Arbeit muß doch irgend etwas ausgerichtet sein. Ist nicht wenigstens ein bescheidenes Häuflein bekehrter Muhammedaner übrig geblieben?“

Der Missionar antwortete erstaunt: „Ich habe nie etwas von Arbeiten der Moslem M. S. hier gehört; das aber weiß ich gewiß, daß es keine aus den Moslems gesammelte Christengemeinde in der Stadt giebt. Im Jahre 1884 kamen zwei Cowley Brothers und annoncierten, sie seien gekommen, um Weiße, Farbige und die Moslems zu bekehren. Aber obwohl sie eine Gemeinde von Hunderten gesammelt haben, konnten sie von den Moslems nicht einen einzigen taufen, was sonst bei ihnen sehr schnell geht. Ihre Schule haben sie damit verdorben, daß sie so viel als möglich slamsche Kinder aufnahmen. Es wurde mir versichert, daß die Priester selbst den Kindern die Teilnahme am Religionsunterricht keineswegs verbieten. Nachher aber verderben sie alles, indem sie solchen Schülern die christliche Religion in gemeinster Weise lächerlich machen. — Nach meinen Erfahrungen muß ich dabei bleiben, die Slamschen sind zur Zeit eine verschlossene Thür. Ich halte die Arbeit unter ihnen für völlig unfruchtbar und glaube es aussprechen zu müssen, daß nur ein großes Weltereignis (z. B. Sturz der muhammedanischen Dynastie) diese Menschen auf andere Gedanken bringen wird. Ich bin kein Pessimist, eher das Gegenteil, aber die Kapschen Malaien muß ich für ein trostloses Geschlecht halten, an dem Gott der Herr Wunder thun muß; der menschliche Arzt muß sie als unheilbar bezeichnen.“

Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Händedruck. „Haben Sie vielen Dank für Ihre Mitteilungen, obgleich dieselben nicht ermutigend klingen. Wir würden Sie gern nach Moravian Hill begleiten, um uns an den Früchten Ihrer Arbeit zu erfreuen. Aber wir müssen umkehren. Gott segne Sie und gebe Ihnen noch manches gefährdete Menschenkind in Schutz zu nehmen, ehe es hinter der verschlossenen Thür der Slamschen verschwindet.“

Grundemann, Reinhold,

Missions-Studien und Kritiken in Verbindung mit einer Reise nach Indien

Bd.: 2

1898